Aberglauben aus Masuren

mit einem Anhange,

enthaltend:

Masurische Sagen und Mährchen.

Mitgetheilt

von

Dr. M. Toeppen,
Director des Gymnasiums zu Hohenstein in Ostpr.

Zweite durch zahlreiche Zusätze und durch den Anhang
erweiterte Auflage.

Danzig.
Verlag von Th. Bertling.
1867.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die nachfolgende Sammlung volksthümlicher abergläubischer Ueberlieferungen aus Masuren kann auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, dürfte aber als ein Beitrag zu ähnlichen Sammlungen und als eine Grundlage zu weiterer Nachforschung nicht ganz ohne Interesse sein. Auch in Masuren fangen die volksthümlichen Ueberlieferungen, wiewohl sie hier noch lebendiger sind als anderwärts, doch auch schon an sich sehr zu verdunkeln; es ist also hohe Zeit, für ihre schriftliche Fixirung und Erhaltung Sorge zu tragen. Es wäre zu wünschen, daß andere, welche hiezu noch günstigere Gelegenheit haben, als der Einsender dieser Mittheilungen, namentlich solche, die mit dem wissenschaftlichen Interesse eine recht gründliche Kenntniß der polnischen Sprache und des masurischen Idioms verbinden, die Mühe einer noch eingehenderen und umfassenderen Nachforschung auf sich nehmen und die Früchte dieser Bemühungen ebenfalls veröffentlichen möchten.

Der Name Masuren ist vieldeutig; im engeren Sinne umfaßt er nur die vom Ortelsburger Kreise östlich gelegenen Kreise polnischer Bevölkerung; im weiteren Sinne bezeichnet er aber auch die polnischen Kreise des zum Regierungsbezirk Königsberg gehörigen Oberlandes. In diesem weiteren Sinne ist er hier gebraucht, da die hier niedergelegten Mittheilungen zum großen Theile gerade in diesen letztgenannten Kreisen gesammelt sind. Sehr schätzenswerthe Mittheilungen kamen jedoch auch aus jenen östlicheren Gegenden dazu, und ein Unterschied der Volksüberlieferungen hier und dort macht sich nur in untergeordneten Einzelnheiten bemerkbar.

Einige ältere Schriften über altheidnische oder aus dem Heidenthum überlieferte Gebräuche und Vorstellungen sind benutzt, die ältesten aber, wie die Chroniken Simon Grunau's und Lucas Davids oder die Schriften von Johann Meletius und Hieronymus Meletius, welche uns über die Fortdauer des Heidenthums in Preußen während des sechszehnten Jahrhunderts so ausführliche Mittheilungen gemacht haben, nur an wenigen Stellen und nur um das Gegenwärtige an das Vergangene anzuknüpfen; Referent glaubt in dieser Hinsicht auf seine vor zwanzig Jahren geschriebene, in den Neuen Preußischen Provinzialblättern, Jahrgang 1846, Band 2, abgedruckte Abhandlung über die letzten Spuren des Heidenthums in Preußen verweisen zu dürfen[1]), zu welcher

[1]) Neuerdings hat diese Materie eine neue Bearbeitung erfahren durch Prof. Dr. J. Bender in dem Aufsatze zur altpreußischen Mythologie und Sittengeschichte, welcher in der Altpreußischen Monatsschrift, Jahrg. 1865 und 1867, abgedruckt ist.

die gegenwärtigen Mittheilungen in gewissem Sinne eine Fortsetzung bilden. Dagegen ist Pisanski's vor etwa hundert Jahren in den Wöchentlichen Königsbergischen Frag- und Anzeigungsnachrichten, Jahrgang 1756, No. 21—25, veröffentlichte, nun schon sehr schwer zugängliche Schrift: „Von einigen Ueberbleibseln des Heidenthums und Pabstthums" sorgfältig benutzt und zum Vergleiche herangezogen. Pisanski hat zwar, wie einige Einzelnheiten in seiner Darstellung zeigen, nicht Masuren ausschließlich im Auge, aber doch, was eben so gewiß ist, vorzugsweise. Pisanski ist ein geborner Masure, hat also jene heidnisch-abergläubischen Ueberlieferungen vorzugsweise in Masuren kennen gelernt, weist gelegentlich ausdrücklich auf diese Gegend, und zeigt auch in anderen Schriften, daß er für die volksthümlichen Ueberlieferungen der Masuren Sinn und Interesse hat, wie er denn fast der einzige Schriftsteller ist, der für die Kenntniß des masurischen Alterthums etwas Erhebliches geleistet hat. Hervorzuheben unter den benutzten Quellen sind nur noch die auf Grund amtlicher Berichte der evangelischen Geistlichen herausgegebene, sehr inhaltsreiche Schrift von C. G. Hintz: „Die alte gute Sitte in Altpreußen", Königsberg 1862, 8. und ein interessant geschriebener Aufsatz: „Von Königsberg nach Preuß. Eylau und Masuren," in dem Feuilleton der Königsberger Hartungschen Zeitung, Jahrgang 1865, No. 302 und Jahrgang 1866, No. 1. 2. 6—9. Einzelne Notizen entnehmen wir endlich noch einigen andern Schriftstellern, welche wir ihres Ortes anführen werden.

Es schien uns zweckmäßig einleitungsweise einen Blick auf das kirchliche Leben der Masuren zu werfen. Dann handeln wir in vier Hauptabschnitten 1) von den dämonischen Mächten, 2) von der Zauberei und den Versegnungen, 3) vom Wahrsagen und vom Kalender, 4) von dem Aberglauben, welcher sich an verschiedene Lebensverhältnisse, besonders an die Taufe, die Hochzeit, die Wirthschaft und den Tod knüpft. In diesem letzten Abschnitt war es nicht wohl zu umgehen, die Hochzeits-, Ernte- und Begräbnißfeierlichkeiten überhaupt zu beschreiben.

Hohenstein, den 17. Mai 1866. Dr. M. Töppen.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Mittheilungen über den Aberglauben der Masuren konnten in dieser zweiten Auflage durch zahlreiche Zusätze erweitert werden. Ich verdanke diese Zusätze vorzüglich den Herren Geistlichen und Lehrern, aber auch einigen Gutsbesitzern in Masuren, so wie den diesen Kreisen angehörigen Frauen; wie ich mich ihres freundlichen Entgegenkommens auch schon bei dem ersten Entwurfe der Schrift zu erfreuen hatte. Auch mehrere Lehrer, deren persönliche Bekannt-

schaft zu machen ich nicht Gelegenheit hatte, haben mich durch Mittheilungen, welche sie mir unaufgefordert einsandten, zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Wenn ich dieser Ausgabe einen Anhang von Sagen und Mährchen beifüge, so geschieht dies mit dem vollen Bewußtsein, daß dieser Anhang noch viel unvollkommener ausfallen mußte, als der Haupttheil der Schrift selber; es geschieht aber zugleich in der Hoffnung und mit dem lebhaften Wunsche, daß Andere, welche der masurischen Sprache vollkommen mächtig sind und in näherer Berührung mit den Klassen der Bevölkerung Masurens stehen, in welchen diese Ueberlieferungen von Mund zu Munde gehen, hiedurch veranlaßt werden möchten, Besseres und Vollständigeres zu liefern.

Was die Sagen betrifft, so ist Masuren in der bekannten schätzenswerthen Sammlung von v. Tettau und Temme, „Volkssagen von Ostpreußen, Litauen und Westpreußen", Berlin 1837, nur spärlich vertreten. Seit dem Erscheinen dieser Schrift sind aber mehrere masurische Sagen hier und dort vereinzelt gedruckt. Ich habe sie gesammelt und durch einige mündlich überlieferte vermehrt.

Von Mährchen kann ich nur eine kleine Probe geben. Das Mährchen verliert viel durch die bloße Uebersetzung. Ueberdies, ist es schon schwer den rechten Mährchenerzähler aufzufinden, so ist es noch viel schwerer, den rechten Mährchenerzähler und den geeigneten Dolmetscher zugleich zu ermitteln, und wenn nun gar Mährchenerzähler, Dolmetscher und Referent sich gemeinschaftlich über ein so zartes Wesen, wie es ein Mährchen ist, hermachen, so geht die erforderliche Unbefangenheit der Behandlung nur gar zu leicht verloren. Ich habe mich daher fast ausschließlich darauf beschränken müssen, solche Mährchen, welche Andere für mich zu erlauschen und mir dann deutsch mitzutheilen die Güte hatten, hier zu veröffentlichen. Unter denjenigen, welche mir auf diesem Wege zugingen, waren mehrere offenbare Nachbildungen bekannter deutscher, besonders Grimm'scher Mährchen, zum Theil verflacht, zum Theil nur summarisch reproducirt, die ich dann lieber zurücklegte. In den mitgetheilten wird man zwar manche aus deutschen Mährchen bekannten Züge wiedererkennen, aber auch der Mährchenschatz ist ohne Zweifel ein Gemeingut verwandter Stämme und diese Uebereinstimmung einzelner Züge konnte daher kein Grund sein, die betreffenden Mährchen von dem Abdruck auszuschließen. Manche originelle Züge werden sich sehr leicht bemerkbar machen, auch wird man die charakteristische Neigung des Masuren, Kirchliches in das Mährchen hineinzuziehen, nicht verkennen.

Hohenstein, den 27. Mai 1867. Dr. M. Töppen.

---

gezwungene Ton, der weniger bei der Verlorenheit, als bei der Erlösung des Menschengeschlechts verweilt, das stolze Hervorheben und die Ausmalung des Königthums Christi, das kriegerische Wohlgefallen an dem Kampfe des Herrn mit dem Teufel und an dessen Ueberwinden, und der freudige Stolz, mit welchem die Mitherrschaft und die Mitregentschaft der Erlösten, neben Gott und Christo in der ewigen Herrlichkeit, als ein Erbtheil des armen Bauern und Bürgers nicht minder wie des Edelmanns, gepriesen wird."[1])

Es ist ganz richtig, der Nationalcharakter der polnischen Bevölkerung und ihre Isolirung von den großen Straßen des Verkehrs sind für die Auffassung des masurischen Gottesdienstes vorzugsweise in Anschlag zu bringen. Die geistige Bildung der Masuren steht auf einer niedrigen Stufe; man kann von ihnen nicht verlangen, daß sie reflectiren wie die Deutschen, ebenso wenig, als man verlangen kann, daß die Deutschen zu der niedern Stufe des Phantasielebens und der Gefühlsschwärmerei zurückkehren sollen. Aber die großen Schattenseiten einer solchen Religiosität dürfen nicht verkannt werden; sie bietet dem christlichen Glauben nur schwache Stützen und verleiht keine besondere sittliche Kraft; sie läßt dem Aberglauben den weitesten Spielraum. Neben den oben genannten kirchlichen Erbauungsbüchern werden auch Schriften wie der Himmelsschlüssel, welcher anfängt mit dem „Himmelsbrief, den Gott der Herr im Himmel mit seiner Hand geschrieben, mit goldenen Lettern; derselbe wurde gefunden auf dem Eichberge in Britannia vor dem Altare des heiligen Erzengel Michael; kein Mensch wußte vordem um den Brief, und von wo er hergekommen," mit Heißhunger gelesen. Wenn man sich in der Kirche erbaut hat, beschäftigt man sich mit demselben Ernste und derselben Herzenstheilnahme mit der Versöhnung der düsteren Mächte, unter deren Einwirkung das Leben steht, durch allerlei Hokuspokus und Zaubermittel, und dieselbe Ehrerbietung, mit der man sich seinem Pfarrer naht, wird auch dem Versegner oder Wahrsager oder dem Verzückten zu Theil.

Dem Masuren ist, wie dem Polen, ein lebhafter äußerer Ausdruck seiner Empfindungen und so auch die äußere Bezeugung seiner Devotion[2]) ganz besonders eigen. Das Küssen des Gesangbuchs ist bei den Masuren eine allgemein verbreitete Sitte, wenn es zugemacht wird, wenn ein Lied zu Ende gesungen ist, überhaupt bei jedem Gebrauche und ganz besonders, wenn es durch Unvorsichtigkeit auf die Erde gefallen ist, beim Aufheben[3]). Ebenso kann man bei jedem polnischen Gottesdienste ungewöhnlich häufiges Neigen des Hauptes, Beugen der Kniee, an die Brust schlagen und sich bekreuzen wahrnehmen. Dies sind zwar an sich Mitteldinge, welche weder ein günstiges noch ein un-

---

[1]) Vgl. G. Döring, Choralkunde. Danzig 1865. S. 459. [2]) Vgl. C. G. Hintz, die alte gute Sitte in Altpreußen. Königsberg 1862. S. 3. [3]) Hintz, S. 7. 8.

günstiges Vorurtheil für die Religiosität des Menschen erwecken können. Aber sie haben doch bei den Masuren ihre sehr bedenkliche Seite, wenn sich an dieselben die Vorstellung besonderer Wirksamkeit knüpft. Schon Pisanski, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bemerkt, „das große Vertrauen auf die bloße Beobachtung einiger äußerlichen Pflichten und gottesdienstlichen Handlungen, ohne daß ein geändertes Herz und der daraus fließende Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit damit verbunden wäre," mache bei dem größten Theil der Päbstler das Hauptstück ihrer Religion aus, und diesen gefährlichen Wahn habe die evangelische Kirche, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch nicht bei allen ausrotten können. Er verwirft daher unbedingt die — noch in unserer Zeit fortbestehende — „Einbildung, als erhielte das Gebet, wenn es auch nur bei verschlossenen Kirchenthüren durch das Schlüsselloch hineingebetet wird, eine vorzügliche Kraft," ferner „die unnütze Ehrerbietung, so das gemeine Volk den Altären beweiset, indem es sich gegen dieselben neiget, oder wohl gar auf die Kniee niederfällt", endlich die abergläubische Anwendung des Kreuzeszeichens unbedingt. „Durch die von den Päbstlern vorgegebene Wunderkraft, sagt er, lässet sich die Einfalt auch unter unsern Glaubensbrüdern berücken, so oft ein Kreuz vor sich zu schlagen, als ein bevorstehendes Unglück abzuwenden, oder etwas zu unternehmen ist, was gefährlich sein könnte. Die Fuhrleute thun es mit ihren Geißelstöcken vor den Vorderpferden, wenn sie aufbrechen wollen, damit sie kein Rad zerbrechen; andere vor der Mahlzeit über den aufgetragenen Speisen, damit solche, wenn sie etwa bezaubert wären, ihnen unschädlich würden."[1]) Was Pisanski von der abergläubischen Anwendung des Kreuzeszeichens anführt, sieht man noch jetzt in Masuren täglich.

Noch näher an den Katholicismus streifen die Gelübde und Opfer der Masuren. Ihre Gelübde sind mannigfacher Art. Sie geloben bei Krankheiten und in anderen Nothfällen für die Genesung oder Befreiung an gewissen Tagen z. B. an allen Freitagen der Fastenzeit zu fasten oder die Kirche zu besuchen oder Opfer in der Kirche darzubringen. Mädchen geloben auch, gewisser Farben z. B. des Rothen sich zu enthalten. Nicht selten ist das Gelübde, an bestimmten Sonntagen z. B. an den Beichttagen oder nach vollendeter Ernte, uz iszlaikemą d. h. zur Erhaltung, regelmäßig alle Jahre ein Opfer zu wiederholen, — wie wenn man sich dadurch einen Sicherheits- oder Schutzbrief für alle Zeit erkaufen wollte. Auch ganze Dorfschaften, wenn sie von Gewitterschaden, Hagel oder anderen Unglücksfällen betroffen werden, thun solche Gelübde.[2]) So haben z. B. die Einwohner des Dorfes Bartoschken Jahre lang am Sonnabende nicht gearbeitet. In einem andern Dorfe, welches durch Hagelschlag viel gelitten hatte, machte der Schulze öffentlich bekannt, es möge

[1]) Pisanski, a. a. O. Nr. 23. § 11. [2]) Vgl. Hintz, S. 13, 14, 42, 117.

Jedermann am Sonnabend Nachmittag sich gänzlich der Feldarbeit enthalten, damit Gott in Zukunft vor ähnlichem Schaden bewahre.[1]) Besonders geloben sie, an den Aposteltagen und solchen Tagen, welche die Katholiken feiern z. B. am Jacobitage, an Christi Verklärung, an den Marientagen u. s. w. nicht zu arbeiten. An den bezeichneten Tagen vermeiden sie übrigens nur die Feldarbeit, nicht andere Arbeit! oft auch nur die Feldarbeit auf eignem Felde, während sie sich nicht scheuen, bei Andern für Lohn Feldarbeit zu verrichten. Als vor einiger Zeit der Pfarrer D. in L. an einem solchem Tage auf dem Felde arbeiten ließ, und unerwartet Hagelwetter eintrat, sammelten die Bauern einige Metzen Hagelkörner, brachten sie schleunigst zum Landrath nach Neidenburg und verklagten den Pfarrer, dessen Gottlosigkeit sie durch die Hagelkörner zu beweisen meinten. Aehnliches erzählt die Gemeinde zur Rechtfertigung ihrer Gelübde von dem Pfarrer in J. Dieser schickte trotz der Abmahnung des Schulzen an einem solchen Tage seinen Knecht auf das Feld; da stieg ein Gewitter auf, und der Blitz schlug gerade dem Pfarrer zum Schornstein ein — für diesmal, noch ohne weiteren Schaden anzurichten. Sehr üblich sind endlich auch noch die Gelübde, an drei Kirchen, wobei gewöhnlich zwei evangelische und eine katholische ausgewählt wird, zugleich Opfer darzubringen.

Die Opfer, welche die Masuren auf dem Altare niederlegen und die Gaben, welche sie den Hospitaliten zuwenden, werden sehr oft nicht aus reinem edelem Herzen, sondern mit berechnendem Sinn — als gute Werke, denen die Vergeltung auf der Spur folgt — und oft mit sehr abergläubischen Nebenvorstellungen dargebracht. Die Opfer an die Kirche kommen sehr oft vor, aber fast ausschließlich doch nur dann, wenn man besondere Fürbitten und Danksagungen in der Kirche wünscht, oder wenn man zur Communion geht. Jenen Fürbitten und Danksagungen aber geben sie eine fast schrankenlose Ausdehnung, indem sie alle Erlebnisse und Erfahrungen, äußere und innere, leibliche und geistliche in den Kreis derselben hineinziehen, wie Wohnungswechsel, Störungen in der Wirthschaft, Krankheit ꝛc.[2]) Bei Communionen ist der Altar von ihnen wie belagert, bis jeder seine Gabe hinaufgelegt hat. Was es bedeute, wenn die Masuren bei Augenkrankheiten Lichte opfern,[3]) ist leicht zu erkennen, und war daher ehemals als heidnisch strenge verpönt. Die Opfer an drei Kirchen, unter welchen, wie gesagt, eine katholische zu sein pflegt, sind sehr häufig. So brachte vor Kurzem eine gelbsüchtige Frau den beiden evangelischen und dem katholischen Geistlichen in O., um ihre Gesundheit wiederzuerlangen, Mehl, Wachs und Geld. In Kr. opferte eine Frau fünf Silbergroschen auf das Hospital für den Mann, dessen Seele keine Ruhe findet, und sprach dabei die Hoffnung aus, daß eine glückliche Seele diese fünf Silbergroschen finden und

---

[1]) Hintz, S. 13. [2]) Vgl. Hintz, S. 12. [3]) Vgl. Hintz, S. 14.

in einer glücklichen Stunde durch Gebet die arme Seele erlösen möchte. Sie theilte dem Pfarrer mit, daß sie auch noch auf drei Kirchen, zwei evangelische und eine katholische opfern wolle, um des Erfolges desto gewisser zu sein. Der Pfarrer fragt: „Glaubt ihr denn das?“ Sie antwortete: „Nun ja, wir Leute gemeinen Standes glauben doch das!“ Daß eine von den drei Kirchen eine katholische sei, halten sie nicht gerade für nothwendig, aber sie meinen doch, daß das Opfer so wirksamer sei. Die Hospitäler bedenken die Masuren oft, wie denn Mitleid bei ihnen leicht rege wird. Aber es knüpft sich an diesen Akt der Wohlthätigkeit sogleich auch der Aberglauben. Sie geben z. B. dem Hospital das erste Kalb der Stärke oder die erste Butter von der Kuh, welche zum ersten Male gemelkt wird, weil sie fest daran glauben, das gebe Glück.

In der Art, wie sie die kirchlichen Feste feiern, weicht manches von den Gebräuchen der anderen evangelischen Christen in Preußen ab.

Am ersten Weihnachtsfeiertage wird in den Kirchen Masurens und in den Dörfern, welche keine Kirchen haben, in den Schulen während des Frühgottesdienstes eine sehr eigenthümliche und sehr beliebte Feier veranstaltet. Die Schulkinder, welche darauf von dem Lehrer vorbereitet sind, spielen dabei, schon äußerlich durch einen weißen Anzug – meistens Vaters Hemde mit einem bunten Bande um die Taille — und durch hohe Kronen aus Papierblumen mit Goldschaum — bei den Mädchen statt dessen Kränze — als Engel kenntlich gemacht, die Hauptrolle. Sie erscheinen, Lichte (früher Wachslichte) oder Tannenbäumchen mit Lichten in den Händen tragend, in der Kirche, ziehen um den Altar, nehmen dann theils am Altar, theils auf den Chören ihre Plätze ein, und führen nun Wechselgesänge auf, tragen einzeln oder im Chor die Festevangelien vor, oder sagen einzeln die für diese Feier eigens seit alten Zeiten überlieferten Verschen (d. h. eine oracya) her. Es ist Sache des Schullehrers, diese Verse einzuüben und alles recht dramatisch darzustellen. An dieser Feier, welche man jutrznia (Morgenstern) nennt, nimmt die ganze polnische Bevölkerung, ja auch viele Deutsche, den lebhaftesten Antheil; schon von zwei oder drei an wird alles in den Häusern lebendig, die Feier beginnt etwa um vier, von den Polen fehlen dann in der Kirche nur die Kranken und Schwachen. Von vielen Seiten her wird versichert, daß die Feier sehr erhebend und erbauend wirke; gewiß ist, daß die im Ganzen weichen Gemüther der Polen durch dieselbe sehr gerührt werden, und daß namentlich die Waisenkinder durch ihre Verschen die regste Theilnahme erwecken.[1]) Die Feier ist uralt; Pisanski erwähnt in seinen handschriftlich erhaltenen Johannisburger Collectaneen, daß sie in der Stadt Johannisburg um 1735 abgeschafft sei; gegenwärtig dürfte sie überhaupt in Städten nur noch äußerst selten vorkommen.

---

[1]) Nähere Beschreibungen dieser Feier bei Rosenheyn, Reiseskizzen aus Ost- und Westpreußen. Danzig 1858. Bd. 2. S. 114 ff. Hintz, Alte gute Sitte, S. 43 f.

An die vormalige Herrschaft der römischen Kirche und ihre Carnevale erinnern allerlei Vermummungen, Narrheiten und Ausschreitungen, ja hie und da Ausbrüche wilder Bacchanalien vor Eintritt der Fastenzeit, mit deren Beseitigung die evangelische Kirche viel zu kämpfen hat.[1])

Der Einfluß der katholischen Kirche zeigt sich besonders deutlich in der bei den Masuren von alten Zeiten her beibehaltenen Gewohnheit, den Charfreitag nicht als rechten Festtag zu betrachten; während sie sonst so sorgfältig die Arbeit an Festtagen vermeiden, wurde an dem Charfreitage doch wenigstens vor nicht langer Zeit noch gearbeitet; ja viele stellten sogar den Gründonnerstag höher als den Charfreitag. Es soll darin gegenwärtig im Allgemeinen eine Aenderung eingetreten sein.[2])

Der Trinitatissonntag (der nächste Sonntag nach Pfingsten) gilt bei den Masuren als ein Hauptfeiertag und wird oft festlicher als das Pfingstfest begangen, was sich auch darin zeigt, daß an ihm die meisten Opfer und Donative für die Kirche gespendet werden.[3])

Die Polen feiern ein doppeltes Erntefest, nämlich außer dem feststehenden und allgemein üblichen noch eins am Sonntage vor dem Beginn der Ernte, dem Sonntage vor Jacobi. An diesem wird stets das ungemein beliebte, an Inhalt und Melodie ganz eigenthümliche, ächt polnische Lied Pola juz biale (d. h. Schon sind die Felder weiß) gesungen.[4])

Den Buß- und Bettag betrachten die Masuren, welche gerade hiedurch ihre Anhänglichkeit an das Altüberlieferte auch in Kirchensachen bezeugen, als einen Feiertag, mit dem die Kirche im Grunde nichts zu schaffen hat; weil er vom Staate angeordnet ist, nennen sie ihn kurzweg Krolowskie swięto d. h. königlicher Festtag. Die Menge verhält sich ihm gegenüber kühl und gleichgültig. Dem auf ähnliche Art entstandenen Todtenfeste wendet sie ebenso geringe Beachtung zu, ja in manchen Gegenden soll dasselbe wie eine Art Carneval in lärmenden Lustbarkeiten verbracht werden, zur Entschädigung für die in der Adventszeit zu beobachtende und gewissenhaft beobachtete Stille und Zurückhaltung.[5])

Die Anrufung der katholischen Heiligen, selbst der Jungfrau Maria, scheint in Masuren nirgends üblich zu sein.[6]) Doch wird der von katholischer

---

[1]) Hintz, S. 46. [2]) Vgl. Hintz, S. 48 ff. [3]) Hintz, S. 53. [4]) Hintz, S. 54. Dieses Fest vor Beginn der Ernte scheint aus uralten, heidnischen Zeiten überliefert zu sein. Meletius de sacrificiis veterum Prussorum, in Act. Bor. T. II. p. 403 sagt: Quando jam segetes sunt maturae, rustici in agris ad sacrificium congregantur, quod lingua Rutenica zaczinek vocatur, id est initium messis. Hoc sacro peracto, unus e multitudine electus messem auspicatur, manipulo demesso, quem domum adfert. Postridie omnes, primo illius domestici, deinde caeteri, quicunque volunt, messem faciunt. [5]) Hintz, S. 41 f. 54. [6]) In einem Visitationsreceß der Passenheimer Kirche von 1667

Seite her verbreitete Schlüssel wichtiger Geheimnisse, in welchem auf die Fürbitten der Jungfrau Maria großes Gewicht gelegt ist, mit gläubigem Sinne viel gelesen, und eine Anzahl der katholischen Feiertage, besonders mehrere Marien- und Aposteltage, der Frohnleichnamstag, und vor allen der Tag der Verklärung Christi (6. August) werden wie im vorigen Jahrhundert,[1]) so noch jetzt, theils in Folge von Gelübden, theils aus alter Gewohnheit in vielen Gegenden Masurens mitgefeiert. Der Tag der Verklärung Christi ist den Masuren zugleich der Tag der Umwandlung des Herrn (Panskie przemienienie) und der Umwandelung seiner Noth und seiner Leiden, es ist ihm der Tag der Hülfe und Errettung, und seine Opfergaben fließen an diesem Tage an evangelische und katholische Kirchen am reichlichsten.[2])

Was die evangelischen Bewohner Masurens aus der Zeit der Herrschaft des Katholicismus am zähesten festgehalten haben, und was sie noch jetzt am meisten an den Katholicismus fesselt, das sind die Wallfahrten. Der Aberglaube, welcher sich an das Tannenberger Schlachtfeld knüpft, stammt sicher aus der Zeit des katholischen Kirchenregiments und ist auch gegenwärtig unter den Katholiken sehr verbreitet. F. S. Bock schreibt in seiner wirthschaftlichen Naturgeschichte von Preußen, Dessau 1783, Bd. 2, S. 14 f.: „Nahe bei den überbliebenen Mauerstücken der ehemaligen tannenbergischen Kapelle, auf einer beträchtlichen Höhe ist ein vermuthlich von Menschenhänden gegrabener Teich, dessen Wasser man von langer Zeit her eine besondere Kraft zugeschrieben, welche Meinung auch noch nicht bei den Leuten, besonders von der römisch-katholischen Kirche, aufgehöret hat, die sich mit Erzählung vieler Wunderkuren, die durch dasselbe sollen bewerkstelliget sein, unterhalten. Viel gemeines Volk aus Polen, auch wohl aus Preußen, findet sich am anderen Pfingsttage ein, sich in dem Teich zu waschen und zu baden, worauf sie manche Kleidungsstücke an Hemden, Mützen, Hauben, Tüchern u. dgl. im Wasser zurückzulassen: Es reisen auch bisweilen Personen vom Stande, aber des Nachts dorthin, weil sie sich ihres Aberglaubens schämen, und halten daselbst ihre Wallfahrten und Gelübde.“ Ganz in derselben Weise dauern diese Wallfahrten noch bis auf den heutigen Tag fort.[3])

Die Evangelischen reisen aber aus Masuren oft auch nach den Kirchen der Katholiken, wo Ablaß ertheilt wird und Wunderkuren vor sich gehen.

---

kommt die Notiz vor: „Jan Samplaki von Groß Rauschken hat nebst dem christlichen Glauben das Ave Maria gebetet, sprechend: Jesus kann ohne Maria nicht sein.“ Pisanski, Nr. 24, § 15, erwähnt um 1756 nur, daß manche ihren Namen bei leichtsinnigen Schwüren und Betheurungen nennen, oder ihn als Ausruf der Verwunderung gebrauchen.

[1]) Pisanski, No. 25, § 16. [2]) Vgl. Hintz, S. 56 ff. [3]) Dies wird von den Geistlichen der Nachbarschaft ausdrücklich bezeugt. Nur scheinbar steht damit in Widerspruch die im Anhange mitgetheilte Sage vom Tannenberger See.

Schon Pisanski[1]) klagt hierüber. „Es geschieht nicht selten," sagt er, „daß auch unter den Evangelischen Einfältige sich bereden lassen, in gefährlichen Krankheiten und anderen mißlichen Umständen das vermeinte Wunderbild der Lindischen Maria anzutreten." Auch erzählt er dann von der Reise eines mit epileptischen Zufällen behafteten Knaben dahin, die angeblich den besten Erfolg gehabt haben sollte. Von Masuren aus aber sind von jeher und bis auf den heutigen Tag die Wallfahrtsorte Heilige Linde, wo am Tage Peter Paul (29. Juni), Gluttowo bei Löbau, wo am Tage der Verklärung Christi (6. August) und Bialutten bei Soldau, wo zu Jacobi (25. Juli) Ablaß und Markt stattfindet, zahlreich und regelmäßig besucht. Es ist allerdings hauptsächlich der Markt, welcher die Menge dorthin zieht, und welchen sie nicht entbehren können, besonders der Leinwandsmarkt in Linde und Gluttowo, der Pferdemarkt in Bialutten,[2]) allein sie nehmen doch diese Gelegenheit vielfach wahr, um dort Opfer darzubringen, Wein segnen zu lassen, ja wohl gar einen Ablaß zu erhalten. Katholische Geistliche erzählen davon seltsame Dinge.[3]) Wie zahlreich aber die protestantische Bevölkerung nach jenen Wallfahrtsorten zieht, möge man daraus ersehen, daß einst, als der evangelische Superintendent die Kirchenvisitation in Mühlen und Tannenberg auf den 6. August angesetzt hatte, dieser Termin auf den folgenden Tag verschoben werden mußte, weil am 6. August ein großer Theil der Schulkinder mit ihren Eltern sich auf dem Ablaßmarkt zu Gluttowo befand.

Wie sich der Aberglauben bei den Masuren unmittelbar an Christenglauben und Kirchendienst anklammert, davon mögen gleich hier folgende Proben angeführt werden.

Eine besondere Kraft wohnt, wie dem Kirchengebete, welches die Masuren überaus häufig für sich in Anspruch nehmen, und anderen kirchlichen Handlungen, so auch den für kirchliche Zwecke geweihten Gegenständen bei. Schon Pisanski[4]) erwähnt den Aberglauben, daß das Gebet in der Kirche wirksamer sei, als außer derselben, welches Abergläubische veranlasse, bei geschlossenen Kirchthüren durch das Schlüsselloch in die Kirche hineinzubeten. Eine Spur dieses Aberglaubens scheint sich erhalten zu haben. Als Mittel gegen die englische Krankheit wird nämlich folgendes angegeben: Das kranke Kind soll dreimal um die Kirche getragen, und jedesmal, wenn man an die Kirchthür kommt, hineingehaucht werden. (Hohenstein.)

Bisweilen kommt der Fall vor, das jemand um ein kurzes Glockengeläute bittet, weil ihm etwa ein Pferd gestohlen ist, in dem guten Glauben, daß der Dieb nicht von der Stelle könne, sobald die Glocke läute.[5])

---

[1]) No. 24, § 14. [2]) Vgl. Hintz, S. 56. [3]) Vgl. auch Kolberg, Geschichte der heiligen Linde, in der Zeitschrift für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, Bd. 3, Mainz 1864, S. 93. [4]) No. 23, § 11. [5]) Hintz, S. 4.

Wenn einer einen Meineid leistet und in der Nähe befindet sich ein geladenes Gewehr, so geht dies los, und die Kugel trifft ihn. Daher die ganz gewöhnliche Betheuerungsformel: „Das kann ich bei hundert Flinten beschwören."

Wird der Meineid gar vor dem Altar und bei erleuchteter Kirche geschworen, so ist das augenblickliche Verderben des Meineidigen noch gewisser; daher ähnliche Betheuerungsformeln wie: „Das kann ich beschwören, wenn die ganze Kirche erleuchtet ist."

Wenn aber beim Eide die erhobenen Finger nicht dem Schwörenden zugewendet, sondern von demselben abgewendet werden, so kann man falsch schwören, das schadet alsdann nichts. (Soldau.)

Auch das Einkneifen des Daumens hilft dem Schwörenden beim Meineide. Er nimmt auch wohl während des Schwörens Steine in den Mund und speit sie später mit dem meineidigen Schwure aus.[1])

Man legt beim Schwören ein Goldstück unter die Zunge; so bleibt der etwaige Meineid daran haften. (Gilgenburg.)

Gesegneter Communionwein wird bei allen Krankheiten als höchste und letzte Instanz benutzt. Um solchen bitten die Masuren ihren Pfarrer oft. Wenn diese ihnen denselben nicht geben wollen, gehen sie zu katholischen Pfarrern, die ihn, wie mir gesagt wird, ganz ohne Bedenken geben. Oft lassen sie sich den Wein an katholischen Ablaßorten segnen. Manche denken sogar, der Communionwein aus katholischen Kirchen sei kräftiger, als aus evangelischen. Doch kommen auch Katholiken zu evangelischen Pfarrern, um Communionwein zu erhalten.

Gelbsüchtige lassen sich den Abendmahlskelch holen und spiegeln sich in demselben, oder thun dasselbe auch wohl in der Kirche und meinen dadurch ihre Gesundheit herzustellen.

Nicht selten kommt es vor, daß die bei der Abendmahlsfeier empfangene Oblate aufbewahrt und mit nach Hause genommen wird. Eine solche Oblate im Hause ist ein Mittel gegen Krämpfe. (Johannisburg.) Es ist besonders bei den Katholiken z. B. in Schlesien Gebrauch.[2])

Eine Schankbesitzerin in Nikolaiken hatte unter dem Grapen, in welchem der Branntwein gebrannt wurde, eine Oblate einmauern lassen. Seitdem strömten die Menschen in den Schank, wie in eine Kirche, und sie wurde reich; aber sie hatte nach ihrem Tode keine Ruhe, bis sie ihrem Manne durch ein

---

[1]) Rosenheyn, Reiseskizzen, Bd. 2, S. 92. [2]) Von dem Mißbrauch der Hostie schon in Ordenszeiten führt Grunau, Trakt. XII., Cap. 13, ein Beispiel an: Ein Jude lehrte einen Fischer, er sollte eine consecrirte Hostie in Holz spünden und mit an das Garn hängen, so würde er viel Fische fangen und reich werden ꝛc. Vgl. Henneberger, Erklärung der Landtafel, S. 431.

Sonntagskind die Sache angezeigt, und dieser die Oblate aufgefunden und nach der Kirche gebracht hatte. (Nikolaiken.)

Wenn ein Jäger einmal nach einer solchen Oblate geschossen hat, so kann er befehlen: „Hase komm" und der Hase ist da und wird geschossen. (Hohenstein.) — Ein Wilddieb hatte eine Flinte, mit der er immer traf, er wollte sie aber Niemand in die Hand geben. Als er auf einer Jagdpartie eingeschlummert war, nahm sie ein Cumpan und zielte. Wie war er erstaunt, als er nun einen Knaben mit einer rothen Mütze gewahr wurde, der ihm vor die Mündung des Laufes einen Hasen hielt. (Willenberg.) — Manche tragen die Oblate mit noch anderen Dingen im Kolben der Flinte, um sicher zu treffen. (Willenberg).

Hexen brauchen die Oblaten zum „Beschütten" (s. u.). Schon Pisanski [1]) sagt: Eine entsetzliche Bosheit hat zuweilen einige dahin verleitet, die im heiligen Abendmahl empfangene Oblate zu verruchten Absichten zu gebrauchen.

Wer nach dem Empfange des Abendmahls hinter dem Altare mit einem Peitschchen (das er zu diesem Zwecke unter dem Rocke in Bereitschaft hält, auch nach geschehener That gleich wieder versteckt) knallt, der kann fortan hexen. (Hohenstein.)

Das Kirchenwachs, besonders das von den Kirchenlichtern ablaufende, suchen viele, da sie es gegen die Epilepsie für wirksam halten.[2])

Augenkranke schenken der Kirche Wachslichte, indem sie abergläubisch das Licht der Augen und das Wachslicht in einen geheimnißvollen Zusammenhang bringen.[3])

Das Evangelium Johannis, sagt Pisanski[4]), ist uns zu einem viel höheren Gebrauch gegeben, als daß der Aberglaube durch selbiges das Fieber vertreiben, oder wenn er einen Erbschlüssel dazu genommen, Diebstähle entdecken soll. Die Bibel wird aber auch jetzt noch oft zu solchen Dingen gebraucht (s. u.).

Es ist üblich dem neugebornen Kinde ein Gesangbuch unter den Kopf zu legen, damit nicht der Teufel komme, das Kind fortnehme und an Stelle seiner einen Wechselbalg in die Wiege lege.[5])

1. Die dämonischen Mächte.

Dunkele geheimnißvolle Mächte üben über die Masuren einen mächtigen Einfluß. Böse und gute Tage, böse und gute Himmelszeichen, Menschen mit gutem oder bösem Blicke präformiren unabänderlich das künftige Schicksal des

---

[1]) No. 24, § 13. [2]) Töppen in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 471. [3]) Hintz, S. 14. [4]) No. 24, § 16. [5]) Hintz, S. 74.

Neugebornen.[1]) Was man auch unternehmen möge, aller glückliche Erfolg hängt doch wesentlich von der guten Stunde ab, in welcher man es unternommen hat. Alles, woran man seine Freude hat, muß man wohl hüten vor dem bösen Blick, selbst der beste wohlwollendste Freund kann es, ohne es zu wollen und zu wissen, durch den bösen Blick verderben und vernichten. An bestimmte Orte muß man sich begeben, um jenen dunkeln Mächten und ihren Wirkungen näher zu sein. Die äußerlichsten Formen und Zeichen stehn mit den wunderbarsten Erfolgen in nothwendigem Zusammenhange, gewissen Sprüchen und Formeln, sowie gewissen oft seltsamen Handlungen wohnt eine unglaubliche Kraft bei, und es ereignen sich in Masuren vor aller Augen Dinge, welche in aller übrigen Welt unerhört sind.

Der alte Götterhimmel freilich ist so ziemlich ausgestorben. Wenn man noch im sechszehnten Jahrhundert trotz christlichem Bekenntniß und christlicher Kirche die Hauptgötter des Heidenthums Perkunus, Patollus, Potrimpus, Pergrubius, Pilvitus u. s. f. anrief und ihnen öffentlich Opfer darbrachte, an denen zahlreiche Dorfschaften Theil nahmen, so ist daran jetzt freilich nicht mehr zu denken.[2])

Hie und da tritt an die Stelle jener alten Götter geradezu der Teufel, man umgeht aber die Nennung desselben lieber und begnügt sich zu sagen: „to nie dobre“ d. h. das ist nichts Gutes, oder man spricht von „bösen Menschen“, die irgend etwas angestiftet haben, und meint damit Menschen, die

---

[1]) Evang. Gemeindeblatt von Weiß, 1857, S. 329. [2]) Den Namen Perkunos kennt das masurische Volk nicht mehr. Ein aus der Ferne nach Masuren gekommener Missionsprediger erzählte mir zum Beweise, wie lebendig hier noch altheidnische Ueberlieferungen seien, er sei mit einem Masuren eine Strecke bei stürmischem Wetter zusammengefahren, der Masure etwas angetrunken, habe, da die Wege verschneit, der Abend dunkel gewesen wäre, sich vom rechten Wege verirrt und zuletzt geflucht und geseufzt: o Potrimpus! o Potrimpus! Ich setzte sofort starke Zweifel in die volksthümliche Ueberlieferung dieses Ausrufs, der allen meinen bisherigen Erfahrungen widersprach. Nachträglich fand sich, der Wagenbesitzer war ein Schullehrer gewesen, der seine Kenntniß wahrscheinlich aus Hennel geschöpft hatte; und aller Nachforschung ungeachtet habe ich keine Spur entdecken können, daß Perkunos noch im Munde des Volkes fortlebe. Der Name Pikullus, der übrigens mit dem Namen Patollus nicht einmal identisch, sondern erst in christlicher Zeit zur Bezeichnung des Teufels oder Höllengottes gebildet sein soll, (Bender, de veterum Prutenorum diis, Brunsbergae 1865, p. 10) bezeichnet bei den Masuren wie überhaupt bei den Polen, etwa so viel als Gespenst oder auch eine vermummte putzige Gestalt. Wenn zur Weihnachtsbescherung geklingelt wird, so sagt man: Pikullus hat geklingelt (wo er also etwa dem Knecht Ruprecht gleich steht; man bedient sich hiezu meistens thönerner Glocken, welche daher auch am Christmarkte in Menge feilgeboten werden); auch die häßlichen Figuren, welche der Mummenschanz der Fastenzeit zu Tage fördert, nennt man Pikullus; auch ist der Name ein beliebtes Schimpfwort, dessen sich besonders die Frauen bedienen, um etwas als häßlich zu bezeichnen.

mit dem Bösen im Bunde stehen. Auch die Wendung, jemand versteht mehr, als das Brodessen, deutet ganz speciell auf Verbindung mit dem Bösen. Der Ausdruck Teufel oder der Böse ist aber offenbar da, wo man von den angenommenen höheren Mächten etwas Gutes erwartet, nicht anwendbar und in diesem Falle hört man den merkwürdigen Ausdruck, man wende sich an die bozki d. h. Götterchen, wovon die Götzen der Bibel ganz verschieden sind (Götze heißt baldan).

Nur einige freundliche oder feindliche Geister niederer Ordnung werden persönlich gedacht und mit bestimmten Namen bezeichnet. Am häufigsten die Cobolde oder Alfe. Die Ueberlieferungen über dieselben, welche im sechszehnten Jahrhundert so reichlich fließen, lassen sich leicht bis in die neuesten Zeiten verfolgen. Nur der Zug, daß sie feurig durch die Luft fliegen, und daß sie auch Alfe genannt werden, scheint im sechszehnten Jahrhundert nicht aufgezeichnet zu sein. In Dr. Bernhard Derschows Christlichem Bedenken von der Pestilenz, Königsberg, 1623, 4. p. 264 heißt es: „Der Alph oder der Teufel würde Dir das Deine wohl zufrieden und unweggetragen lassen müssen, wenn ihn Gott der Herr nicht zuvor über Dir verhängen thäte."[1]) Christoph Pisanski in der Schrift

[1]) Aus einer Schrift, die wir noch nicht eingesehen hatten, als wir unsere Nachforschungen über den Cobold in Masuren in der Altpreuß. Monatsschrift, Jahrg. 1866 veröffentlichten, P. Einhorn's Reformatio gentis Letticae in ducatu Curlandiae, geschrieben 1636, wieder abgedruckt in den Scriptores rerum Livonicarum, T. II, theilen wir hier der überraschenden Uebereinstimmung wegen den Aberglauben eines verwandten Volkes über die Drachen und Puken mit. „Einen solchen bösen und abscheulichen Abgott des Reichthums", sagt Einhorn, S. 624, mit Beziehung auf den griechischen Plutus, „hat auch diese Nation gehabt, welchen sie auf ihre Sprache Puke geheißen, die Deutschen, weil sie ihn sonst nicht wissen zu nennen, heißen ihn Drachen, und wird derselbe noch heute zu Tage von vielen gehalten, und soll er denen, die ihn bei sich halten, allerlei Getreide und Güter zubringen, welche er denen, die es nicht mit ihm halten, stehlen, und denselben, die ihn bei sich haben, zubringen soll. Seine Gestalt betreffend soll er ganz feuerroth sein und wie ein brennend Feuer durch die Luft gar eiligst hinfliehen. Wenn er ledig ist und mit Getreide nicht erfüllet, soll er ganz feuerroth, wenn er aber Korn und andere Dinge gestohlen und sich erfüllet, ganz blau und abscheulich anzusehen sein. Wann nun ein Hauswirth sich seines Dienstes gebrauchen will und ihn halten, daß er ihm Reichthum zubringe, so muß er ihn, wie man mich berichtet, in einem besonderen Gemach halten, welches dann sehr sauber, reinlich und zierlich muß gehalten werden; denn es muß da niemand hineingehen als der Wirth, und den er darin haben will; es muß auch nicht jedermann wissen, was es für ein Gemach sei, und wozu es erbauet; in demselben muß er ihn täglich speisen und tränken und ihm von allerlei Essen zuerst etwas bringen und geben; als, wenn er brauet, muß er, ehe er selbst und die Seinen etwas davon genießen, vom frischen Bier etwas hinein tragen; so oft Brod gebacken wird, muß er ihm am ersten vom frischen Brode etwas geben; also auch, so oft etwas gekocht wird, muß er sein Theil haben. Versieht er's aber, daß er ihn nicht wohl hält, oder daß er sonst von denen, so im Hause sind, verspottet und geschimpfet wird, so wird er wohl so zornig, daß er dem Hauswirth sein Haus und Hof anzündet und ver-

von einigen Ueberbleibseln des Heidenthums und Papstthums in Preußen[1]) bemerkt: „Die abergläubische Einfalt stellet sich unter den Alfen eine Gattung böser Geister vor, die in Gestalt feuriger Drachen des Nachts durch die Luft fliegen, ihren Verehrern allerlei an Geld und Lebensmitteln zuschleppen, aber auch den ihnen angethanenen Schimpf durch das Abbrennen der Häuser, Ausleerung der Scheunen und andere zugefügte Unglücksfälle rächen. . . . In den Städten vernimmt man zwar von diesen fliegenden Geistern schon selten etwas, hingegen in den Flecken und Dörfern wird noch jetzo mancher durch sie reich und arm und dadurch den lieblosesten Beurtheilungen seiner Nachbarn bloßgestellt." Noch gegenwärtig treiben die Cobolde ihr Wesen in den polnischen Gegenden Preußens recht geschäftig. Mir sind darüber folgende Mittheilungen gemacht.

Der verstorbene B. in Hohenstein hat einen Cobold gehabt. Den haben viele Abends ausfliegen sehen.

Auch der verstorbene R. in Hohenstein hat so einen Cobold gehabt, und wenn so ein Cobold oder Alf geflogen ist, ist hinter ihm immer ein Wisch Feuer nachgezogen. Man hat bei R. oft den Cobold in den Schornstein fliegen sehn.

Alte Leute in Hohenstein sagen: Der Cobold ist eine Art Vogel, welchen man heimlich — etwa auf dem Boden in einer Tonne hält und gut mit Keulchen füttert. In der Nacht fliegt er weg und bringt für den, welcher ihn hält, Geld mit.

Tischler G. in Willenberg hatte die Pumpen in Ordnung zu halten, im Winter mußte er oft mit glühendem Eisen nach der Pumpe. Da sagten die Leute, er habe einen kolbuk (= Cobold), bis sie sahen, daß es ein glühendes Eisen war.

Wenn der kolbuk durch die Luft fliegt, und man sieht die Funken von ihm sprühen, so muß man unter das Dach laufen, sonst wird man mit Läusen und Ungeziefer beschüttet. (Willenberg.)

Der kolbuk wird gewöhnlich auf dem Boden versteckt, daß ihn Niemand sehen soll. Er muß gut gefüttert werden z. B. mit Spirkeln und Rühreiern,

---

brennet. Und so viel Nachricht hab ich von ihm haben können, weil es von ihnen sehr heimlich gehalten wird, also daß auch die, so im Hause sind, nicht viel von ihm zu sagen wissen. Dieweil denn nun von demselben so viel Redens und Sagens ist, und er sich auch oft auf den Abend sehen lässet, so ist auch nicht ohne Ursach viel Fragens, was es doch sein möge, was sein Substanz und Wesen sei, wie und auf welche Weise er das Getreide trage und seinen Cultoribus zuführe, und ob er recht natürlicher Weise die Speise, so ihm täglich gegeben wird, fresse und verzehre. Da ist nun wohl schwer auf zu antworten" ꝛc. Grimm, Mythologie, S. 654, führt an, daß der Drache Zmek bei den Böhmen ein Geist sei, der sich in Gestalt eines nassen Vogels, meist eines Hühnleins, darstellt und den Leuten Geld zuträgt. Nach Stender, Lett. Gramm. 2. Aufl. S. 268, wird der Pukkis, Drache, als Gott des Reichthums, der andern den Segen raubt und seinem Wirthe zuschleppt, von diesem in Gestalt eines rothen Hahnes gehalten. Vgl. Bender, Altpreuß. Monatsschr. 1867. S. 2. Anm. 3. [1]) No. 21, § 4.

und muß ein weiches Bette haben. Bei Tage versteckt er sich unter der Zudecke, in der Nacht treibt er sein Wesen. Man stellt ihn sich als ein kleines Kind in rothem Rocke vor[1]); so sah ihn eine Frau, die unvermuthet auf den Boden kam im Bette sitzen. (Willenberg.)

Von den Unterirdschchen weiß das Volk im Ortelsburger Kreise nichts; der kołbuk ist bekannt. Er ist in der Wirthschaft behülflich, schleppt zusammen. Wer ihn hat, bei dem ist immer Getreide.

Eine Henne kam bei Regenwetter in ein Haus; man wollte sie hinausjagen, sie blieb aber doch und wurde gelitten. Man gab ihr schließlich etwas zu fressen und behielt sie über Nacht. Am nächsten Morgen lag auf dem Platze, wo sie gesessen hatte, ein Haufen Getreide, und auch später sorgte sie für die Leute, bei denen sie Obdach gefunden hatte, daß immer vollauf Getreide in dem Hause war. Das war auch ein kołbuk. (Willenberg.)

Der Cobold hat die Gestalt eines Affen. Wenn er etwas trägt, fallen Funken, wenn er nichts trägt, ist er nur ein kleines Flämmchen. (Kl. Jerutten.)

Eine Kaufmannsfrau in Neidenburg hatte einen Vogel, wie eine Eule, der ihr Reichthümer verschaffte, wie sie denn auch einen großen Aufwand machte. Nach ihrem Tode soll die Eule durch den Schornstein zu einem Verwandten geflogen sein. Der Mann fand nach ihrem Tode einige tausend Thaler und Kostbarkeiten aller Art, goldene Uhren, Ketten, kostbare Kleiderstoffe 2c., wovon er früher nichts gewußt hatte, wodurch die Sache bestätigt wurde.

Eine Frau bei Soldau hatte eine große Katze und pflegte sie aufs Beste. Durch dieselbe hob sich die sehr heruntergekommene Wirthschaft zusehends. Als die Katze getödtet wurde, ging es mit der Frau wieder rückwärts.

Ein Bauer in Friedrichshof wurde durch einen Cobold wohlhabend. Der flog gegen Abend durch den Schornstein seines Hauses aus und ein. Wenn er heimkam, hatte er einen langen Schweif, aus dem die Funken sprühten. Der Cobold soll Menschengestalt haben, wenn er in das Haus kommt, aber wenn er fliegt, ist es eine Art von Drachen. An einen solchen Cobold verkauft Mancher seine Seele und macht mit ihm ab, daß er ihm eine Zeit lang dient und zuträgt. Ein Mann, der dies in Friedrichshof gethan hatte, starb plötzlich, und man sagte nun allgemein, der Cobold hat ihn geholt.

Am auffallendsten dürfte folgende Mittheilung aus der Soldauer Gegend sein, die ich doch nicht als durchaus volksthümlich verbürgen möchte. Der kołbuk verlangt für seine Dienste, daß man ihm ein Zimmer einräume, welches schwarz angestrichen oder mit schwarzem Zeuge ausgeschlagen sein soll. Dieses

---

[1]) Vgl. oben S. 13 den Knaben mit der rothen Mütze. Weiter unten erwähnen wir ähnlich gedachte Wassergeister. Auch in der deutschen Mythologie kommt ein „rôtez keppel“ oder ein Scharlachmantel als Kleidung der Elfen vor. Grimm, Mythol. S. 431. Haupt, Zeitschr. für deutsches Alterthum. Bd. 6. S. 179.

Zimmer darf Niemand betreten, als der Hauseigenthümer bei Mitternacht, um ihn zu füttern. Der kołbuk verlangt aber gute Speisen und verschmäht auch Wein nicht. Er hat die Gestalt einer kleinen menschlichen Figur und ist von Glas!! Wenn der, welcher ihn besitzt, stirbt, so fliegt er durch den Schornstein fort, begiebt sich dann aber meistens zu einem Verwandten des Verstorbenen.

Wenn der Cobold nicht gut gepflegt wird, verläßt er den, bei welchem er sich so lange aufgehalten hat, und schleppt allmählig auch dasjenige fort, was er ihm bisher zugebracht hat. Nach dem Tode seines Pflegers geht er gewöhnlich zu dessen Verwandten. (Hohenstein.)

Bis hieher reichten unsere Mittheilungen über den Cobold in der ersten Auflage dieser Schrift. Wir können jetzt noch folgende, sehr schätzenswerthe Mittheilung aus Gilgenburg hinzufügen:

Kołbuk, auch Chobołd (Kobold) genannt, ist ein geisterhaftes Wesen von der Gestalt eines Vogels; am liebsten nimmt es die Gestalt einer Eule an; daher auch die Scheu, die das Volk gegen letztere allenthalben zeigt. Der chobołd weilt gerne in der Nähe der Menschen und giebt sehr viel auf eine gute Pflege. Wem das Glück zu Theil geworden ist, eines chobołd Gunst zu gewinnen, dem stehen zum Reichthum Thor und Thüren offen. Der chobołd zeigt eine große Anhänglichkeit an Menschen und läßt sich gerne bei ihnen nieder. So hat er sich Manchem schon förmlich aufdringen wollen; Mancher hat ihn als schwarzes Huhn in seiner Kammer gesehen, hat es aber nicht verstanden, ihn an sich zu fesseln. Manchem schlug wieder das Herz und Gewissen; er wagte nicht, mit bösen Kräften gewisse Verbindungen anzuknüpfen und mit Gebet und einem kräftigen „das walte Gott!" trieb er den Versucher von sich. Der chobołd des masurischen Volksglaubens ist ein Wesen von ganz eigener Art; die deutsche Sage kennt ein ähnliches Wesen wohl nicht. Was die deutsche Sage und Fabel von dem Heckmännchen, Heckpfennig, von der Springwurzel, vom Tischlein deck dich, Esel streck dich u. s. f. erzählt, das personifizirt der masurische Volksglaube in seinem chobołd. Letzterer ist, wenn ein solcher Vergleich hier gestattet sein sollte, ein Eliasrabe, doch von entgegengesetzten Eigenschaften; wie jener Elias Alles zutrug, was derselbe zum Leben gebrauchte, so versorgt der chobołd seine Günstlinge mit Gaben verschiedener Art bis zum Ueberfluß. Er ist ein g e i s t e r h a f t e s Wesen; denn er dringt überall hinein und hinaus; Schloß und Riegel schützen vor ihm nicht; er kann seine Gestalt beliebig wechseln, erscheinen und verschwinden, je nachdem es ihm beliebt. Ein g u t e s Wesen ist er nicht; der feurige Schweif, der bei seinen nächtlichen Ausflügen sichtbar wird, die Art und Weise, wie er seine Pfleger bereichert, seine Rachsucht und der Umstand, daß das Gebet und das Zeichen des Kreuzes ihn hindern, Jemandem zu schaden oder sich ihm zu nähern, beweisen seinen dämonischen Charakter. Trotzdem ist unter dem chobołd durchaus nicht der T e u f e l

selbst zu verstehen, der unter solcher Gestalt Bündnisse schließen und den Menschen, die sich ihm ergeben, dienen sollte; denn während dem Teufel bei seinen Bündnissen mit Menschen nur um die Seelen derselben zu thun ist, verlangt der chobołd für seine Dienste nichts weiter als eine gute Pflege. Man hat es nicht gehört, daß der chobołd, als die Zeit seines Dienstes aus war, Jemandem mit Gewalt das Leben geraubt haben sollte, um die Seele als Preis für seine Bemühung davonzuführen. — Stille und Einsamkeit scheint dem chobołd am besten zu behagen; man räumt ihm darum in der Regel einen Theil des Bodenraumes zum Aufenthalte ein, den man aus eigenem Interesse den Blicken Neugieriger durch irgend etwas zu verbergen sucht. Viele halten ihn auch in einer Tonne, die sie am Tage zu bedecken pflegen. Seine Lieblingsspeise sollen unter andern weniger bekannten Gerichten die Klöße sein. Grauenerregend ist der Gedanke an den chobołd vornehmlich darum, weil er ein geisterhaftes, böses Wesen ist, und weil seine Pflege eine Art Hexerei voraussetzt, welche erfahrungsmäßig nicht Jedermanns Sache ist. Uebrigens scheint es, als stände er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu den Menschen, die ihn zu beherrschen verstehen. Er wird den Menschen durch den Umstand gefährlich, daß er ihnen Habe und Gut fortschleppt, um damit diejenigen zu bereichern, die ihn zu pflegen verstehen; eine andere Furcht als die, von ihm bestohlen zu werden, existirt nirgends, während Teufel und Hexen erfahrungsmäßig auch auf eine andere Art schaden können, und solches auch sehr oft ohne alle Veranlassung thun.

Am Tage läßt der chobołd sich gut pflegen, ohne seinen Aufenthalt zu verlassen; da schrumpft er oft zu einer verschwindenden Größe zusammen; die Dunkelheit der Nacht ist die Zeit seiner Thätigkeit; da zeigt er erst, wie die Eule und alle Nachtvögel, seinen wahren Charakter. Wer ihn da beobachtet hat, der weiß, daß er eine ziemlich beträchtliche Größe hat; ein feuriger, kometenartiger, langer Schweif macht ihn dann Jedermann kenntlich. Eine große Kraft scheint ihm eigen zu sein; denn man hat es bemerkt, daß er Lasten fortzutragen vermochte, die mit seiner Größe in keinem Verhältniß standen. Er ist ein gefährlicher Dieb; keine Macht und Vorsicht, nur das Zeichen des Kreuzes schützt vor ihm. Ueberall dringt er hinein, wo man keine Maßregeln getroffen hat, sich vor ihm zu sichern, — stiehlt, was er findet, Getreide, Speck, Geld, Leinwand u. A. und trägt es im Schnabel und auf seinem Schweife seinen Pflegern zu. Die müssen durchaus reich werden; Geld und Brod geht bei ihnen nie aus. Daher kommt es ja, daß, wenn bei redlichen Leuten der Boden leer ist, er bei den ersteren unter der Last des Getreides noch oft zu brechen droht. Daher werden sie oft so plötzlich reich und vornehm, ohne daß man es bemerkt, wie und wodurch. Wer indessen nur einigermaßen aufmerksam ist, der sieht den Grund ihres plötzlichen Reichwerdens bald ein.

Eine Frau sah zu, wie der chobold mit einer schweren Last beladen, durch die Lüfte zog. An seinem feurigen, kometenartigen Schweife hingen mehrere Säcke, die offenbar mit werthvollen Sachen gepackt waren; zum allerwenigsten wird Getreide darinnen gewesen sein. Der Schweif neigte sich nach unten, weil ihn die schwere Last wohl hinabzog. Plötzlich ließ der chobold etwas fallen; die Frau eilt hinzu und glaubt einen glücklichen und reichen Fund zu thun; doch zu ihrem größten Erstaunen fand sie nur einen Sack voll Hede auf der Erde liegen. Dem chobold wird die Last vermuthlich zu schwer gewesen sein, so daß er einen Theil davon hat fallen lassen müssen. Damit jedoch der eigentliche Inhalt keinem Unberufenen zu Gute käme, wurde er in Hede verwandelt.

Das Zeichen des Kreuzes ist der sicherste Schutz gegen den chobold. Dies Zeichen trägt daher jeder Getreidehaufen auf dem Speicher, oder auf dem Boden. Selbst auf dem ungereinigten Getreide auf der Tenne muß auf die Nacht das Zeichen des Kreuzes gemacht werden, damit es der chobold nicht wegtrage. Es ist überaus merkwürdig, zu erfahren und zu sehen, auf welche Weise sich der Volksglaube gegen ihm anscheinend schädliche Einflüsse zu schützen sucht, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Einbildung schädlicher Einflüsse oder die Erdichtung von Schutz- und Sicherungsmitteln dagegen. Legt der Landmann beim Dreschen auf die Nacht eine frische Lage Garben (Getreidebunde) auf die Tenne, so darf dieselbe zur Nacht nicht beharkt werden; dies muß am nächsten Morgen beim Beginn der Arbeit erst geschehen. Thut man dieses den Tag vorher, und macht dadurch die Garben zum Dreschen bereit, „so findet sich Einer, der in der Nacht dieselben ausdrischt", der chobold. In der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag scheint der chobold vorzugsweise eine rege Thätigkeit zu entwickeln. Hört Donnerstag des Abends die Frau auf zu spinnen, so muß sie über dem Spinnrad das Zeichen des Kreuzes machen; „sonst findet sich in der Nacht Jemand, der da weiter spinnt" — chobold — freilich aber nicht auf ihre Rechnung. „Unsere Vorfahren haben das Alles erlebt und erfahren", pflegt man dem Zweifler zu erwidern, „und wir thun gut, ihrem Beispiel zu folgen, und nichts zu unterlassen, was uns Schutz gewähren kann".

Zieht der chobold mit seiner Bürde durch die Luft, so kann man, wenn man Lust dazu hat, ihm dieselbe immer abzwacken. Man zeigt ihm zu diesem Behuf denjenigen Körpertheil, den man Anstands halber immer zu verbergen sucht, so muß er seine Last fallen lassen. Es ist dies jedoch immer ein gewagtes Unternehmen. Ein Mann führte es einmal versuchsweise aus. Die Last fiel herunter, er selbst wurde aber von dem chobold aus Rache ganz mit Läusen beschüttet.

Ein Bündniß mit dem chobold ist immer verhängnißvoll; denn auf eine gute Art ist mit ihm nicht möglich auseinanderzukommen. Wo er sich einnistet,

da sitzt er fest und dient Kindern und Kindeskindern. Ist man seiner Dienste überdrüssig, quält Einen das Gewissen, durch ihn auf eine unredliche Art reich geworden zu sein, und treibt man ihn durch die Entziehung der gewohnten Pflege aus dem Hause, so bleibt er demselben auf immer feindlich gesinnt, und wie er vorher Güter in dasselbe zusammengetragen, schleppt er sie, Rache übend, wieder hinaus. Hält man das Bündniß mit ihm aufrecht, so bringt man ihm den Seelenfrieden, unterbricht man es, so trägt man ihm Hab und Gut zum Opfer. Wohl dem, der mit ihm nie etwas zu thun gehabt hat. Um seiner für immer los zu werden, bebrühte ihn eine Frau in der Tonne; sie hat es vergessen oder nicht recht gewußt, daß ihm weder Feuer noch kochendes Wasser etwas anhaben könne; für solche Undankbarkeit hat er erst recht Rache an ihr üben müssen. So plötzlich, wie sie reich geworden war, wurde sie auch arm. Auch in dieser Sage bewahrheitet sich also die Erfahrungsregel, daß ein Bündniß mit bösen Mächten immer böse Früchte tragen muß.

Die Hausgeister, von welchen wir bisher gesprochen haben, haben das Eigenthümliche, daß sie feurig durch die Luft fahren, um ihren Pflegern Reichthümer zu verschaffen. Pisanski legt ihnen nur den Namen Alf bei und unterscheidet von ihnen gegen den noch gegenwärtig herrschenden Gebrauch andere unter dem Namen Cobolde oder Erdmännlein. Der Unterschied ist schwerlich aufrecht zu erhalten, doch erzählt er von den letzteren, daß man sie sowohl in den polnischen als in den deutschen Gegenden Preußens noch sehr wohl kenne. „Noch heutigen Tages, sagt er, ist man beim Wochenbette ihrethalben nicht ohne Besorgniß. Nimmt die Wärterin den Säugling besonders vor empfangener Taufe nicht genau in Acht, so soll es wohl mehrmalen geschehen sein, daß das spannenlange Männlein mit dem langen Bart das Kind aus der Wiege gehoben, unter die Ofenbank geworfen, und wenn man es nicht zeitig bemerkt hätte, mit sich in die unterirdischen Klüfte würde getragen haben"[1]).

Auch gegenwärtig ist die Furcht vor Verwechselung des eigenen Kindes mit einem Wechselbalge sehr verbreitet und sehr rege — man sucht das Kind dagegen zu schützen, indem man einen Stahl in die Wiege legt. Eine sehr alte polnische Bäuerin aus der Gegend von Hohenstein berichtete, daß der Wechselbalg gewöhnlich einen sehr großen Kopf habe. Aber, fügte sie hinzu, es giebt doch auch ein Mittel, das eigene Kind wieder zurückzuerhalten. Man muß nämlich das untergeschobene Kind nehmen und tüchtig durchprügeln und auf den Mist werfen. Dann bringen die Untererdschchen das rechte Kind wieder, freilich auch tüchtig zerprügelt. Je besser man schlägt (auch Blut darf man nicht scheuen), desto schneller bekommt man sein Kind zurück. (Lubainen bei Osterode.)

---

[1]) Pisanski No. 22 § 5. Die oben angeführte Unterscheidung Pisanski's bestätigt weder Meletius noch Hartknoch Diss. VIII. § 5.

Die Unholde, welche neugeborne Kinder mit Wechselbälgen vertauschen, bezeichnet man als Cobolde. (Hohenstein.) Auffallend war es mir, daß in einem Falle diese Unholde, welche die Kinder verwechseln, krazno lutki genannt werden, was so viel bedeuten soll, als „Fettleute“ [1]), während dieser Name in diesem Zusammenhange anderweitig völlig unbekannt ist. (Lubainen.) Der Coboldglauben, welcher noch im Anfange dieses Jahrhunderts allgemein war, ist jetzt sehr im Abnehmen.

Selbst in den Leib fahren die bösen Geister dem Menschen, ihn zu quälen.

Die Untererdschchen oder krazno lutki necken und plagen die Menschen coboldartig nicht nur von außen her, sondern treiben oft sogar ihr Wesen in dem Bauche des Menschen, was sich dem Gefühl durch größere oder geringere Leibesbeschwerden, dem Gehör aber durch ein froschartiges Quacken und Gurgeln bemerkbar macht und sobald wie möglich versegnet werden muß, wenn es nicht sehr schlimm werden soll. (Lubainen bei Osterode.)

In der Hohensteiner Gegend sind die krazno lutki sehr bekannt, während ich im Ortelsburger Kreise nach denselben bis dahin vergeblich fragte. In der Hohensteiner Gegend heißt es, die krazno lutki sind ganz kleine rothe Würmer, welche in den Eingeweiden den Menschen quälen und ihn allmählig verzehren, so daß er zuletzt ganz trocken wird. Man kann sie aber vertreiben. Man brennt zwischen Weihnachten und Neujahr Asche, denn nur solche Asche ist dazu gut. Das Zimmer, in dem sich der Kranke aufhält, wird rein ausgefegt, ein Laken ausgebreitet, der Kranke darauf gelegt und mit der bezeichneten Asche besiebt. Dabei werden Segensformeln gesprochen und Kreuze geschlagen, dann gehen die krazno lutki durch. Es giebt in und bei Hohenstein mehrere Personen, welche solche Heilungen ausführen.

Es giebt auch ein Spiel, bei welchem krazno ludek gerufen wird. Es ist so ähnlich, wie das bekannte: „Der Plumpsack kommt.“ Der Knabe, der die andern mit dem Kantschu jagt, ist der krazno ludek. (Gilgenburg.)

In Hohenstein gab es einen jungen Menschen, den schon Jahre lang die krazno lutki quälten. Ein berühmter Versegner wurde herbeigerufen. Der streute Asche auf den Boden, der Kranke legte sich auf die Asche mit dem Gesichte nach unten. Alsbald ging ihm eine Menge von Würmern ab, die von sehr verschiedener Größe waren, einige kaum zolllang, andere wohl fingerlang. Sie waren sehr häßlich anzusehn: denn sie hatten sehr dicke Köpfe, und die Köpfe waren von verschiedener Farbe, schwarz, roth, grün u. s. w. Die Würmer schossen durch die Asche nach den Wänden und verkrochen sich unter den Möbeln. Einer ging dem Kranken durch den Mund (Notabene, durch den Mund waren alle herausgekommen) wieder zurück. Das war ein schlechtes Zeichen. Diese

---

1) Andere schreiben kraszno lutki und übersetzen „farbige Leute“.

Würmer haben nämlich einen König; wenn der mit hinausgekommen wäre, würde kein anderer zurückgegangen sein. Wenn aber nicht alle hinaus sind, dauert die Krankheit fort. (Hohenstein.)

Wenn einer, der die krazno lutki hat, versegnet werden soll, so wird die Stube gefegt, der Kranke im Dunkeln nackt hingelegt. Dann siebt der Versegner mit der (wie oben) dazu geeigneten Asche einen Kreis rings um ihn. Nach einiger Zeit wird Licht angesteckt und man findet auf der Asche Würmer, auch Haare, selbst Wanzen. Gehen die Würmer von dem Menschen, so wird er gesund, kriechen sie nach ihm, so muß er sterben. Gewürme und Haare sammelt der Versegner auf und verbrennt sie. (Hohenstein.)

Die Versegnungen gegen die krazno lutki werden zu keiner anderen Zeit als Donnerstag Abends vorgenommen. (Hohenstein.)

Mit den Fettleuten sind noch die weißen und die kalten Leute zusammenzustellen.

Nach der Kirchenchronik zu Friedrichshof hatte sich ein Pfarrer Fischer daselbst um das Jahr 1741 die Aufgabe gestellt, den Aberglauben auszurotten. Er spürte unter andern einen alten Kerl auf, welcher sich zum Versegnen und zu seinen Wunderkuren folgender einfachen Formel bediente; er betete zuerst das Vaterunser und sprach dann: „Weiße Leute, kalte Leute (oder, wie sonsten die Deutschen sagen: kleine) weichet von diesem getauften Daniel, plaget, quälet und verderbet ihn nicht an seinem Herzen, seinen Gliedern und Knochen durch die Kraft des Sohnes Gottes, Mutter Gottes und alle seine heilige Engel, daß er (ihr?) ihn nicht plaget, quälet und verderben möget; daher weichet lieber und gehet in die grünen Wälder und trocknen Wüsten, auf daß ihr nicht plagen, quälen und verderben möget diesen getauften Daniel durch die Kraft Gottes und Beistand des heiligen Geistes. Und so wie dieser heller Tag und erfreulicher Tag ist, laß er auch so erfreulich und säuberlich sein, durch die Kraft Gottes und Beistand des heiligen Geistes"[1]). Es dürfte aus dieser Ueberlieferung deutlich hervorgehen, daß auch die weißen und kalten Leute zu den Unterirdschchen oder Coboldеn zu rechnen sind.

Wenn einen Kranken die weißen Leute (białe ludzie) quälen, wird in Polen Freitags (?) ein Lager von Erbsenstroh gemacht, Laken gespreitet und der Kranke darauf gelegt. Dann trägt einer ein Sieb mit Asche auf dem Rücken, geht um den Kranken herum und läßt die Asche auslaufen, so daß das ganze Lager davon umstreut wird. Früh Morgens zählt man alle Striche auf der Asche, und stillschweigends, ohne unterwegs zu grüßen, hinterbringt sie einer

---

[1]) Kirchenchronik zu Friedrichshof, S. 28, wo noch bemerkt wird, daß dieser Versegner vom Abendmahl ausgeschlossen, und als er bald darauf starb, ohne die Schule begraben sei.

der klugen Frau, die nun Mittel vorschreibt. In der Asche drücken sich die Spuren der Geister ab, wie man auch den Erdmännlein Asche streut[1]).

Ob Jemand mit weißen Leuten behaftet sei, erkennt man in Masuren so: Man nimmt drei Kirschruthen zusammen und schneidet sie in kleine Stückchen, indem man spricht: Eins nicht eins, zwei nicht zwei u. s. w., bis neun nicht neun! und dieses Verfahren dreimal wiederholt, so daß man dreimal 27 oder 81 kleine Stäbchen erhält. Diese Stäbchen nun wirft man in eine Schale voll Wasser, das man betend bekreuzt und segnet. Der Segen, in welchem der Vorname des Kranken, z. B. Gottlieb, genannt werden muß, lautet: „Ueber den Gottlieb getauften komme Gott Vater, der Sohn und der heilige Geist." Amen wird nicht hinzugesetzt. Bleiben alle Stäbchen schwimmen, so ist der Genannte von weißen Leuten frei, geht aber ein Theil derselben unter, so ist er mit ihnen behaftet und zwar in dem Grade, als das Verhältniß der untergegangenen zu den schwimmenden Stäbchen angiebt. Zur Bannung der Krankheit ist alsdann folgender Zauberspruch mächtig: „Weicht ihr weißen Leute von diesem getauften Gottlieb, fort aus seiner Haut, aus seinem Leibe, aus seinem Blut, aus seinen Adern, aus seinen Gelenken, aus seinen Gliedern! Fern im Meere ist ein großer Stein, dahin gehet, dahin fahret, dort trinket, dort zehret! Durch die Macht Gottes, durch den Sohn Gottes, durch den heiligen Geist." Dieser Spruch wird dreimal wiederholt und zuletzt auch noch Amen hinzugesetzt, während man, die Schale in der linken Hand haltend, das Wasser nebst den Stäbchen mit der rechten auf den Herd verspritzt, so daß beim Schlusse alles Wasser ausgegossen ist. Die Kranken, welche bleich aussehen, unlustig zur Arbeit sind, an Schlaflosigkeit und Erschlaffung der Glieder (Bleichsucht) leiden, werden dadurch wieder gesund[2]).

Etwas Aehnliches ist mir in Hohenstein mitgetheilt:

Wer die krazno lutki hat, empfindet ein Jucken auf der ganzen Brust, wie mit einer Hand, klagt über Kopfschmerzen, hat keinen Appetit, und trocknet allmählig aus; denn die krazno lutki in seinem Innern zehren an seiner Lunge. Kommt ihm schon Blut aus der Nase und aus den Ohren, so steht es mit ihm schon sehr schlimm, und man greift zu folgendem Mittel: Man schneidet von neunerlei Holz z. B. Kaddik, Erle, Birke 2c. bis 40 Paar Hölzchen; dabei muß man das Messer nicht von sich ab, sondern gegen sich ziehen; die Hölzchen werden unter einem Aestchen abgeschnitten, so daß sie mit diesem die Gestalt eines Häkchens haben; auch müssen sie immer paarweis geschnitten werden. Dann besorgt man Donnerstag nach Abendbrod, und zwar bei abnehmendem Licht —

---

[1]) Grimm, deutsche Mythologie S. 1117. Biester, Neue Berliner Monatsschrift 1802. 8. S. 230. [2]) Mittheilung des Gutsbesitzers Hassenstein in den N. Pr. Prov.-Bl. 1847. Bd. I. S. 473 f.

denn solche Sachen müssen immer bei abnehmendem Licht vorgenommen werden — aus einem fließenden Wasser, ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen, einen Eimer oder ein Kübelchen Wasser, macht es warm und gießt es, wobei Thüren und Fensterladen geschlossen werden, dem Kranken, der in einer Waschteine sitzt, über den Kopf. Die Hölzchen werden paarweise in das Wasser geworfen, der Kranke wird mit dem Wasser gewaschen, besonders die Ohren und die Nasenlöcher, die Achselgruben, die Weichen und die Kniekehlen. Während des Waschens werden neun Vaterunser gebetet, aber kein Amen gesprochen. Nun steigt der Kranke aus der Teine, zieht ein neues Hemde an und sieht, wie viele der Hölzchen in dem Wasser oben schwimmen und wie viele untergegangen sind. Wie viel Paare der Hölzchen untergegangen sind, so viel krazno lutki hat der Kranke noch in sich. Diese Hölzchen werden in ein Tuch geschlagen und der Kranke trägt sie auf bloßem Körper, gleichviel ob unter dem rechten oder unter dem linken Arme, bis zum nächsten Donnerstag. Auch Silber, meist ein Geldstück muß der Kranke in dieser Zeit bei sich tragen, und es darf nichts aus dem Hause weggeborgt werden. (Warum? Schlechte Menschen könnten beim Abgeben des Geborgten Possen machen.) Das gebrauchte Wasser wird in demselben Eimer in dasselbe fließende Wasser ohne Umsehen und Sprechen zurückgetragen. Am nächsten und am dritten Donnerstag wird dieselbe Procedur wiederholt; man wird bei dem zweiten Bade wieder mehrere Paare Hölzchen schwimmen sehen, so viele krazno lutki sind dann aus dem Körper heraus. Manchmal schwimmen sie schon beim zweiten Bade alle. Beim dritten Bade müssen sie alle schwimmen oder die Krankheit ist unheilbar[1]).

Unter dem Namen bleiche oder kalte Leute ist auf dem Lande eine innere Krankheit bekannt (etwa Bleichsucht). Frauen leiden an derselben besonders und sehen dann bleich und abgemagert aus. Man hielt früher für wahr, daß die Kranken von menschlichen Wesen, die sich in kalte, bleiche Gnomen 2c. verwandeln können, besessen seien. (Oletzko.)

In manchen Gegenden habe ich nach den Fettleutchen und nach den weißen Leuten vergeblich geforscht, während man daselbst die kalten Leute, zimne ludze, sehr wohl kennt. „Er hat die kalten Leute“ ist eine Bezeichnung für mancherlei Krankheiten. Die zimne ludze, heißt es hier, sind kleine Thierchen, nur etwa so groß als Stecknadelköpfe, welche reihenweise im Walde hinziehen und die Krankheit bringen, welche sich besonders durch blaue Nägel verräth. Man hütet sich um ihrer Willen sehr vor den Wagengeleisen. (Kl. Jerutten.)

---

1) Man vergleiche hier noch die Mittheilung „Sonderbare Curen“ in den Preuß. Prov.-Bl. 1829. Bd. 2. S. 407, nach welcher ein Willenberger Besprecher einer Schwindsüchtigen erklärte, „daß derselben neun Paar kalte Leute in den Leib gehext wären, welche ihr an der Leber nagten“. Es folgt die Beschreibung der betrügerischen Cur, bei welcher er zwei mal neun Achtehalber (d. h. 2½ Silbergroschen) einstrich.

Eine Frau, welche in der Johannisburger Gegend lange gewohnt hat und jetzt bei Hohenstein wohnt, versicherte mich, daß man dort mit dem Namen zimuc lutki dasselbe bezeichne, was hier krazno lutki heißt. Es seien kleine Leutchen, so klein, daß man sie kaum sehen könne. Sie treiben ihr Wesen im Kopfe und verursachen Fieberfrost und Schmerzen. Donnerstag nach Abendbrod müssen sie versegnet werden.

Die krazno lutki sind etwa so groß wie Mücken oder wie kleine Stückchen einer Stecknadel mit braunen Köpfchen. Man muß sie nach Abnahme des Mondes an einem Donnerstag besprechen. Der Kamin wird zugemacht, daß es in der Stube dunkel wird. Die Asche wird mit einem Haarsieb rund um den Kranken gesiebt, das Haarsieb aber dabei nicht, wie gewöhnlich, rechts um, sondern links um gedreht. Dann wird der Kamin schnell geöffnet, ein Kiehnspan schnell angezündet und nun nach den Gängen gesehen, auf welchen die Würmer durch die Asche gezogen sind. Findet man keine, so heißt es, die Würmer sind wieder in den Kranken zurückgegangen und ihm ist nicht mehr zu helfen; gehen sie aber von dem Kranken ab, so ist dies ein gutes Zeichen. (Hohenstein.)

Diese Wesen sind eine Art Würmer, die sich zuweilen im menschlichen Körper aufhalten sollen. Sie unterscheiden sich wesentlich von den Spulwürmern, sind kleiner als diese und haben in der Regel auch eine andere Farbe. Manche von ihnen sind so klein, daß man sie mit dem bloßen Auge nicht sehen kann. Daß sie aber dennoch im Körper vorhanden sind, erkennt man an den verschiedentlichen Schattirungen und an den farbigen Streifen der menschlichen Abgänge. Eine andere Art dieser Würmer ist dem Auge zwar sichtbar, nach der Farbe aber verschieden; sie sind entweder ganz roth, oder roth und noch mit einem schwarzen Kopfe versehen. Die ersteren dieser Art verursachen mancherlei Beschwerden, sind aber nicht gefährlich; die letztern sind sichere Todesboten; wer in seinen Abgängen dieselben bemerkt, stirbt.

Verschiedene Mittel werden angewandt, diese Würmer zu beseitigen. Dwunastkowy popioł, d. i. die Asche, welche zwischen Weihnachten und Neujahr sich ansammelt, soll ein ganz vorzügliches Mittel gegen dieselben sein. Man gebraucht diese Asche zu verschiedenen Zwecken; so bestreut man z. B. die Obstbäume und das Gemüse damit, um sie vor den Raupen zu schützen. Auch gegen diese Würmer soll daher die Asche gute Dienste leisten. Ein geköperter Sack, der von unten nach oben und, wenn ich nicht irre, von links nach rechts genäht ist, wird auf die linke Seite gewendet und auf den Boden ausgebreitet; auf diesen Sack legt sich der Patient lang hin, und eine mit der Ausführung des Experiments vertraute Person geht um ihn mehrere Mal herum und bestreut ihn ringsherum mit dieser Asche. Gegen die Würmer dieser Art, welche einen schwarzen Kopf haben, scheint es kein Mittel zu geben. Der daran Lei-

bende nimmt körperlich immer mehr ab, bis er zum Gerippe austrocknet und stirbt. (Gilgenburg.)

Macica ist nach Einigen Magenkrampf, nach Anderen Kolik; wieder Andere sagen, das Wort sei unübersetzbar, weil der Deutsche die Krankheit nicht kennt. Unser gemeine Mann denkt sich unter Macica einen mit scharfen Krallen versehenen Wurm, der sich im Eingeweide des Menschen befindet und durch besondere Veranlassung aufgeregt und geärgert, nun dem Menschen zusetzt und ihn quält und peinigt. (Soldau.)

Jeder Mensch hat in seinem Leibe eine Macica, die ihn oft fürchterlich quält. Wenn sie aber abgeht, muß er sterben. Jemand der eine solche Macica gesehen hat, beschrieb sie mir. Es ist ein Wurm mit rundem Leibe und zahllosen Füßen, so daß er fast aussieht wie eine Quaste, und ist etwa so groß, wie ein Thaler. (Hohenstein.)

Einem Mann wurde die Macica nach seinem Tode lebendig ausgeschnitten, und man suchte sie zu tödten, indem man sie mit heißem Wasser, mit Scheidewasser 2c. begoß. Sie wurde dadurch aber immer größer. Endlich begoß man sie mit Rindersuppe; in Folge davon zog sie sich ganz klein zusammen und starb. Sie ist so groß wie eine Hand, und hat auch Glieder wie Finger, mit denen sie kneift und zusammenzieht. Auch in Quappen finden sich solche „Dinger", aber kleiner, und die gemeinen Leute freuen sich sehr, wenn sie ein solches antreffen. Es wird dann herausgenommen, getrocknet, pulverisirt und in dieser Gestalt mit dem besten Erfolge gegen die den Menschen quälende Macica eingegeben.

Aus Gilgenburg gehen mir nachträglich folgende Nachrichten über die Macica zu:

Den Schmerz, den der Deutsche unter dem Ausdruck „Magenkrampf" kennt, nennt der Masur „Macica". Macica ist nach dessen Vorstellung jedoch nicht ein krankhafter Zustand des Magens oder der Eingeweide, sondern ein Uebel, das seinen Grund in dem Dasein eines lebendigen, eigenartigen Wesens im menschlichen Körper hat. Dieses Wesen soll, wie der Bandwurm erblich sein. Es hat im Unterleibe, in der Gegend des Nabels oder vielmehr um denselben herum seinen Sitz. Nach der Vorstellung Vieler hat es eine käferartige Gestalt mit vielen krallenartigen Füßen, mit welchen es sich an der innern Fläche der Nabelgegend hält. Wird es durch irgend einen Umstand aus seiner Ruhe gebracht, so greift es mit seinen krallenartigen Füßen ins Fleisch hinein und verursacht dadurch jenen entsetzlichen Schmerz, der den Tod zur Folge haben kann. Obgleich es in den innern Theilen des Körpers seinen Sitz hat, so ist es für äußere Eindrücke doch sehr empfänglich. Eine Erkältung des Körpers, oder auch der Genuß ihm widriger Speisen, bringt es leicht aus seiner Ruhe heraus und treibt es, Schmerzen zu verursachen. Entsteht der Schmerz in Folge

von Erkältung, so thut der Gebrauch von Wärme, in Gestalt warmer Umschläge gute Dienste. Im andern Fall gebraucht man auch andere Mittel. Sind die Schmerzen anhaltend, so sucht man sie durch Räuchern zu mildern und zu vertreiben. Zum Räuchern gebraucht man in diesem Fall Bernstein, Federn, dem Patienten vom Kopf und aus der untern Gegend des Körpers übers Kreuz abgeschnittene Haare u. A. Den Rauch zieht der Leidende durch Nase und Schlund ein. Hilft dieses nicht, so greift man zu einem Radikalmittel. „Trzeba macice zbrzydzie“ sagt der Masur, d. h. der Macica muß etwas dargeboten werden, das ihr Ekel verursacht, wornach sie sofort nachläßt, oft für immer. Man nimmt hiezu ein wenig frischen Pferde- oder Gänsemist, drückt denselben durch ein Läppchen aus, mischt in die ausgepreßte Flüssigkeit eine Quantität Branntwein hinein, um sie genießbarer zu machen, und trinkt sie herunter. Dies Mittel beseitigt das Leiden oft für immer.

Nach der Vorstellung Anderer ist die Macica eine nach Art einer Quappenleber geformte, wurmartige Masse; als solche wollen sie viele ausgebrochen haben, wornach auch der Schmerz für immer verschwand. Die Aehnlichkeit der Macica mit einer Quappenleber hat, wahrscheinlich auch Veranlassung gegeben, letztere als Heilmittel gegen den Schmerz selbst zu gebrauchen. Die Quappenleber wird zu diesem Behuf getrocknet, gerieben und dem an der Macica Leidenden mit Wasser oder Branntwein eingegeben.

Eine Frau lag sterbenskrank in Folge der Schmerzen, die ihr die Macica verursachte. Seit mehreren Tagen hatte sie nicht mehr essen können, der Leib war aufgedunsen, und Niemand wußte ihr zu helfen. Da hört ihr Mann, daß einige Zigeuner in's Dorf gekommen seien; er wendet sich an eine von ihren Frauen, und diese verspricht Hilfe. Nachdem sie die Kranke untersucht hatte, sagte sie, daß die Macica aus ihrer Lage gekommen wäre, doch sie wolle sie nicht nur in ihre ursprüngliche Lage zurück bringen, sondern auch für immer unschädlich machen. Sie verordnete der Kranken trockene Bäder; täglich ein Bad, drei Tage hinter einander. In das Badewasser legte sie einige Möhren und Wachholderbeeren hinein, setzte der Mischung dann noch einige unbekannte Wurzeln hinzu und goß die Masse auf einen heiß gemachten Ziegel hinauf. Die Kranke mußte, mit einem Laken bedeckt, über der Badewanne sitzen, und den aufsteigenden Dampf einathmen. Dies Mittel half für immer. Den dabei gebrauchten Ziegel mußte der Ehemann der Kranken in drei Stücke schlagen und den Tag nach dem letzten Bade vor Sonnenaufgang unter einen Obstbaum vergraben. Nach dem Ausspruche der Zigeunerin sollte der Baum ausgehen; und siehe, solches ging wirklich in Erfüllung. Im nächsten Jahr war der betreffende Baum in der That ausgegangen, und später vertrockneten sogar noch die andern Bäume des Gartens.

Sehr verbreitet ist der Glaube an die Maren. Schon Pisanski erwähnt

dieselben als eine Art der Alfen. „Dieses schädliche Undinng, sagt er, beschäftigt sich mehr damit, daß es den Körper des Menschen angreift, als dessen volle Scheunen plündert. Es drücket öfters unschuldige Personen im Schlafe so unbarmherzig, daß sie für Engbrüstigkeit und Angst vergehen möchten. Sie wissen des Morgens darauf nicht Worte genug zu finden, die Marter, so sie dabei ausgestanden haben, zu beschreiben. Arzeneien und Hausmittel werden dawider vergeblich angewandt, nur gewisse Beschwörungen eines alten Mütterchens vor dem Schlafengehen äußern eine gute Wirkung. So verwirrt ist die Vorstellung hiervon! Niemand weiß dies plagende Geschöpf zu beschreiben; niemand hat es gesehen und betastet; und darum muß es ein Geist sein"[1]).

Meine Nachforschungen, namentlich in der Soldauer Gegend, ergänzen diese allgemeinen Andeutungen durch wesentliche Züge. Sowohl männliche als weibliche Personen erscheinen als zmora, Mar: denn die Menge denkt sich unter Maren verzauberte Menschen, welche die Gestalt von Katzen oder Hunden haben. Sie kommen in der Nacht die Schlafenden zu quälen. Sie legen ihre Pfoten um den Körper des Schlafenden und drücken ihn, daß er kaum noch athmen kann, indem sie ihn zugleich küssen und belecken. Die zmora pflegt ihre Besuche in bestimmten Zwischenräumen zu wiederholen, so daß man ihr Kommen ziemlich gewiß voraussehen kann. Ein Mittel sich gegen sie zu schützen ist, daß man sich auf den Bauch legt: wenn dann die zmora kommt und küßt und merkt, daß sie nicht das Gesicht küßt, wird sie ärgerlich und geht davon.

Die Mar steckt demjenigen, den sie drückt, die Zunge in den Mund, daß er nicht schreien kann. (Hohenstein.)

Während des Druckes hat der Mensch die volle Besinnung, kann aber kein Glied rühren. Dann soll er versuchen, die rechte große Zehe zu bewegen, und der Alp muß weichen. Während deß muß man nach ihm greifen, und man behält öfters etwas in der Hand, z. B. einen Strohhalm, eine Ruthe, einen Apfel u. s. w., worin sich der Alp verwandeln kann. Man bittet ihn zu Frühstück, läßt auch beim Frühstücken für ihn eine Stelle leer, deßgleichen Teller und Löffel. Er kommt gewiß; er muß kommen und man weiß, wer er ist. (Willenberg.)

Ein Tischler, der von der zmora gedrückt wurde, faßte sie, rang mit ihr, tödtete sie durch einen Schlag mit dem Hammer und warf sie auf den Misthaufen. Am folgenden Morgen fand man hier einen menschlichen Leichnam mit der Wunde von dem Hammerschlage. Dergleichen ist öfters geschehen. Meistens erfuhr man denn auch bald, daß in der Umgegend, vielleicht einige Meilen weit von dem Ort, wo die Mar getödtet war, ein Mensch verschwunden

---

[1]) A. a. O. No. 21, § 4.

sei, und fand bei weiterer Nachforschung, daß die vorgefundene Leiche dem Verschwundenen angehörte [1]).

Man denkt sich die zmora als Person, ladet sie, wenn man wissen will, wer es ist, zum Frühstück ein, stellt dann den Besen verkehrt in die Ecke und hindert sie dadurch am Fortgehen. Wenn die so Gefangene nun bittet, man möge sie hinauslassen, dann nimmt man den Besen und walkt sie tüchtig durch. Sie kommt dann nicht wieder. (Hohenstein.)

Die Mar drückt auch Vieh und Pferde. Sie flicht den Pferden auch Zöpfe. (Hohenstein.)

Ein Vater hatte drei Töchter, welche alle als Maren gehen mußten, die eine mußte die Dornbüsche im Walde drücken, die zweite das Wasser, die dritte Pferde. Der Vater wußte es aber nicht. In einer Nacht, als sie von ihrer Wanderung nach dem Heuboden, wo sie zusammen schliefen, zurück gekommen waren, klagten sie einander ihre Noth. Die eine war von den Dornen zerstochen, die andere von den Wellen des Wassers zerpeitscht, die dritte von den Hufen der Pferde zerschlagen. Der Vater hörte die Unterredung an und kam nun erst hinter das Geheimniß. Sie waren aber ganz unschuldig dazu gekommen, daß sie als Maren gehen mußten, denn ihre Pathen hatten während ihrer Taufe daran gedacht. Sogleich nahm der Vater andere Pathen und ließ die drei Töchter umtaufen. Nun waren sie von der Umwandlung in Maren frei. Dieses Mittel wendet man überhaupt in dergleichen Fällen an. (Hohenstein.)

Dergleichen Geschichtchen werden mehrere erzählt. So wurden in einem Wirthshause drei Schwestern von einem Wanderer belauscht, als sie von ihren nächtlichen Wegen zurückgekehrt, darüber sprachen, welche von ihnen es am schwersten habe. Die eine hatte als Mar Vieh zu drücken, die andere Menschen, die dritte Bäume. Die erste hatte es offenbar leichter als die zweite, da es leichter ist in Ställe zu kommen, als in die Wohnungen der Menschen, aber am schwersten hatte es doch die dritte, welche die Bäume erst erklettern mußte, um sie zu drücken. Das Gespräch wurde dem Vater hinterbracht und die Mädchen umgetauft. (Hohenstein.)

Wenn man von der Mar gedrückt wird, soll man sie festhalten und nicht loslassen. Sie nimmt dann alle möglichen Gestalten an, indem sie sich z. B. in eine Schlange, einen Frosch, einen Strohhalm verwandelt. Aber thun kann sie nichts, wie grimmig sie auch aussieht, und endlich muß sie sich in ihre menschliche Gestalt verwandeln. Wenn sie sich dann auf einen andern Namen umtaufen läßt, so ist sie von dem Wesen frei. (Hohenstein.)

Selbst Krankheiten soll die Mar veranlassen. Wenn Jemand an Kolik des Kopfes oder Magens leidet und sich besprechen lassen will, so faßt der oder vielmehr die Besprechende (denn am Besten wirkt eine Frau und zwar eine alte)

---

[1]) Vgl. das Geschichtchen aus Königsberg in den N. Pr. Pr.-Bl. 1846. Bd. 1. S. 394.

die Magen- oder Kopfgegend, an welcher der Leidende Schmerz empfindet und drückt sie fest zusammen, so oft sie passende Worte dazu spricht. Diese Bannformel wird neunmal wiederholt und nach je dreimaligem Hersagen das Vaterunser einmal gebetet. Sie lautet wörtlich: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Frau Mutter ich packe dich, ich drücke dich, geh du nur zur Ruhe in deine Kammer, wo dich der liebe Gott erschaffen hat!" Nach dem Akte des Besprechens verliert sich der Schmerz bei dem Kranken etwas, bald darauf ganz und kehrt später nie mehr zurück, wenn das Besprechen gehöriger Art gewesen und von einer dazu eingeweihten, sich dafür eignenden Person geschehen ist. Denn nicht Jeder eignet sich für diese Kunst der Neunen. Hilft einmaliges Besprechen nicht, so kann's noch einmal wiederholt werden; öftere Versuche aber dürften nicht lohnend sein. Ueber die Bedeutung der Frau Mutter hat der Berichterstatter (Gutsbesitzer Hassenstein) die Erzählerin befragt und zur Antwort erhalten, es werde die Mutter Gottes damit angeredet. Der Berichterstatter urtheilt mit Recht, dies sei falsch, denn die Frau Mutter werde ja selbst gebannt, und glaubt annehmen zu dürfen, es sei die Mar[1]). Ob nicht vielmehr an die Macica zu denken ist?

Der Mar verwandt ist der Werwolf, wilkołek, sofern beide Unholde durch Verwandelung von Menschen entstehen. Schon im sechszehnten Jahrhundert hat Georg Sabin von einem Werwolfe Nachricht gegeben. Es ward nämlich zu seiner Zeit ein Mensch, der für einen Werwolf gehalten wurde, von den Bauern gegriffen und an den Herzog Albrecht nach Königsberg gebracht. Seine verwilderte Gestalt machte ihn freilich einem Thiere ähnlicher, als einem Menschen. Im Gesichte hatte er verschiedene Wunden und Narben, die seinem Vorgeben nach von den Bissen der Hunde, da sie ihn als einen Wolf verfolgt, hergekommen sein sollten. Der Herzog ließ mit ihm ein genaues Verhör anstellen. Er bekannte frei, daß er zweimal des Jahres, nämlich um das Weihnachts- und Johannisfest, in einen wirklichen Wolf verwandelt und um diese Zeit durch einen innerlichen Trieb gezwungen würde, sich in den Wäldern mitten unter den Wölfen aufzuhalten; ob er gleich eine große Beängstigung am Gemüthe und Schwachheit am Leibe empfinden müßte, ehe die Haare ausbrächen und er einen Wolfspelz anzöge. Man glaubte ihm dies so lange, bis man eine Probe davon würde gesehen haben, und er ward im Königsbergischen Schloß sorgfältig verwahrt. Die Zeit seiner Verwandlung kam heran; er blieb aber ein Mensch. Man wartete noch länger und er blieb derselbe[2]).

Dennoch lebt der Glaube an Werwölfe in Preußen fort. Rektor Gerß in Gr. Stürlack erzählt darüber folgendes: Der Werwolf soll an einem kurzen Schwanze, den er am Kreuze hat, kenntlich sein und denjenigen Leuten, die ihn

---

1) N. Pr. Pr.-Bl. 1847. Bd. 1. S. 472. 2) Pisanski, No. 25 § 17, nach Sabin Metamorph. I. v. 232 sq. Töppen, Leben des Georg Sabinus. 1844. 8. S. 274.

beleidigt haben, aus Rache das Vieh erwürgen. Ein schlauer Bettler gab sich für einen Werwolf aus, gewiß darum, damit man ihn beim Betteln reichlich bedenken möchte. Aus Furcht, seinen Zorn auf sich zu laden, gaben ihm die Bauern Speck, Getreide u. dgl. sehr reichlich. Welche fürchterliche Folgen dieser Aberglauben haben kann, geht aus folgender Erzählung hervor. In ein Dorf Masurens kam am hellen lichten Tage ein wasserscheuer Wolf gelaufen. Die Bewohner des Ortes wähnten, daß es ein Werwolf sein müßte, da ein gewöhnlicher Wolf im Sommer am Tage ins Dorf nicht kommen werde. Unglücklicher Weise wohnte in einem benachbarten Dorfe ein Mensch, der für einen Werwolf gehalten wurde, und so glaubte man steif und fest, daß er in dem Wolfe stecken müsse. Man beschloß an ihm ein Exempel zu statuiren, trieb ihn in die Einfahrt des dortigen Kruges, verschloß die Thüren und drang, mit Heugabeln, Mistforken, Stangen u. dgl. bewaffnet, in dieselbe hinein, um ihm den Garaus zu machen. Dies gelang aber erst, nachdem der Wolf mehrere Menschen verletzt hatte, die auch hinterher an der Wasserscheu starben[1]).

Die Menschen, welche auf dem Kopfe zwei Wirbel (Stellen, wo sich die Haare drehen) haben, stehen in dem Verdachte, daß sie sich in Wölfe verwandeln, allerlei Schaden anrichten und selbst Menschen fressen können. (Hohenstein.)

Der zu Lissa im Posenschen erscheinende Hausfreund lehrt: „Um den Werwolf zu erkennen und sich von ihm Ueberzeugung zu verschaffen, soll man eine Kruste Brod in den Mund nehmen und dieselbe unvermerkt im Munde haltend, dreimal um den vermeinten Werwolf herumgehen. Bei diesem Verfahren verliert er die menschliche Gestalt und nimmt die Wolfsgestalt an[2]).

Wenn manche Menschen sich in Werwölfe verwandeln müssen, so sind daran die Pathen Schuld, welche während der Taufe an solche Dinge gedacht haben. (Hohenstein.)[3])

Von persönlich gedachten dämonischen Wesen werden öfters erwähnt die Wassergeister, welche Menschen in das Wasser hinabziehn, die sogenannten topich. Im Marxhöfer See (Ortelsburger Kreises) sind zwei topich, kleine Jungchen mit rothen Mützen. Die tauchen auf, klatschen drei Mal in die Hände, und verschwinden wieder. Dann ertrinkt Jemand. (Kl. Jerutten.) Auch im Omuleff-See und im Schwenty-See (bei Kurken) giebt es solche Topichs.

Jedes größere Gewässer scheint nach dem Volksglauben seinen topich zu haben. Der Glaube daran ist sehr verbreitet, und die Leute, welche in der unmittelbarsten Nähe der Gewässer leben, sind von dem Dasein solcher Wesen

[1]) N. Pr. Pr.-Bl. 1850. Bd. 1. S. 468. Eine Notiz aus Litauen. N. Pr. Pr.-Bl. 1846. Bd. 2. S. 379. [2]) Przyjaciel ludu z Leszna, Volksfreund aus Lissa, Jahrgang 1837. S. 75. angeführt von Gerß a. a. O. [3]) Die Metamorphose der Menschen in Maren und Werwölfe erinnert an eine noch merkwürdigere. Die Masuren können aus Sägespähnen Flöhe machen.

am allermeisten überzeugt. Die gefährlichsten, tiefsten Stellen, an denen die Wasserwogen am allerwildesten zu brausen pflegen, sind der Aufenthalt des topich. Die Nixen der deutschen Sage sind von den Wesen, welche nach dem masurischen Volksglauben im Wasser leben, wesentlich verschieden. Von weiblichen Wesen dieser Art weiß der masurische Aberglaube nichts zu erzählen; er stellt sich dieses Wesen unter männlicher Gestalt vor und nennt es topich. Diesen wollen Viele auch selbst in der Nähe gesehen haben. Er ist nicht groß, etwa wie ein sechsjähriges Kind, hat triefendes Haar, zuweilen auch eine rothfarbige Kleidung. Die Nixen der deutschen Sage sind grausame Wesen, wenn sie durch Bosheit und Muthwillen gereizt werden; sie sind aber auch oft freundlich gegen die Menschen und erweisen ihnen Gutes auf verschiedene Art. Von diesen Eigenschaften weiß die masurische Sage an ihrem topich nichts zu erzählen; Eins steht nur fest: er fordert zu gewissen Zeiten sein Opfer. Daher giebt es ja Seen, in denen Jahr für Jahr eine gewisse Anzahl Menschen ertrinken muß. Zu Zeiten hört man, namentlich wenn die Stunde gekommen ist, welche ihm sein Opfer bringen soll, den topich in dem Wasser schreien, lachen, weinen, klagen, als wollte er dadurch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden oder der in der Nähe sich Aufhaltenden auf sich lenken. Viele wollen die ausdrücklichen Worte aus seinem Munde deutlich vernommen haben:

„Czas idzie i godzina
A człowieka niema“.

(d. h. die Stunde rückt heran, und ist noch kein Opfer zu sehen.).

Wem es bestimmt ist, dem topich zum Opfer zu fallen, den treibt mit unwiderstehlicher Gewalt ein gewisses Etwas (Ahnung) in die Nähe des Wassers, und er bleibt trotz augenblicklicher Hilfe, gewiß darin: der topich zieht ihn herunter, alle Hilfe ist daher vergebens. Hat man es doch verschiedentlich gesehen, wie mancher Ertrinkende, trotz der größten Anstrengung, sich über dem Wasser (oder im Winter — auf dem Eise) zu erhalten, mit Gewalt unter dasselbe gerissen wurde und verschwand. Um die Leute an sich zu locken, hängt der topich oft etwas an einen Baum oder Strauch, der am Wasser steht, z. B. eine Mütze, einen Stiefel, oder sonst etwas Lockendes auf und zieht diejenigen nach sich, welche darnach greifen und fassen.

Wer dem topich zum Opfer bestimmt ist, der findet im Wasser oder in irgend einer verwandten Flüssigkeit seinen Tod gewiß. Dies beweiset folgende Erzählung:

Ein Herr fährt mit seinem Knecht in einer dunkeln Nacht an einem See vorbei, der auch seinen topich hatte. Den Knecht quälte brennender Durst; er wollte anhalten und mit dem Wasser des Sees seinen Durst stillen. Der Herr kannte die Eigenschaft des Sees, Jahr für Jahr sein Opfer zu fordern, genau, und hörte, als er jetzt in die Nähe desselben gekommen war, die klagende

Stimme des topich auch, welcher sein Opfer forderte. Alle Bitten, den Knecht vom Trinken des Wassers abzuhalten, waren vergebens; er wollte durchaus seinen Durst löschen. Nur ein Gewaltmittel konnte ihn daran hindern. Dies sah der Herr, faßte die Zügel in seine Hand und fuhr im schnellsten Trabe dem nächsten Dorfe zu. In der Schenke ließ er dem Knecht ein Glas Bier reichen; dieser trank es aber kaum hinunter, so fiel er rücklings hin und starb: seiner Bestimmung entging er also doch nicht, der topich mußte sein Opfer haben.

Aus der obigen Erzählung ergiebt sich noch eine besondere Eigenthümlichkeit des topich: seine Stimme ist für das für ihn bestimmte Opfer nicht wahrnehmbar; oder sie muß für dasselbe etwas unwiderstehlich Lockendes an sich haben, dem in keiner Weise zu entkommen ist.

Daß eine babajienza im Korn sitze, sagt man den Kindern oft, vermuthlich damit sie nicht in das Korn dringen, Blumen zu pflücken. Die babajienza kommt vor in dem bekannten Mährchen vom Pfefferkuchenhäuschen.

Wenn einem etwas, was man so eben noch in der Hand gehabt hat, unter der Hand verschwunden ist, und man sucht und sucht es vergebens und kann's nicht finden, so sagt man „Pokusza wieła", die Versucherin hat's genommen. (Hohenstein.)

Dämonische Kräfte sind im Spiele, wenn Wirbelwind ausbricht. Man hört dann in Masuren ganz gewöhnlich den Ausdruck: „Der Teufel fährt zur Hochzeit." Wenn der Wirbelwind so stark ist, daß auch Erde aufgerührt und mitgeführt wird, so sagt man: „Ein Pferd fliegt durch die Wolken", — Ausdrücke, die sehr lebhaft an Wodans wilde Jagd erinnern. Uebrigens entsteht auch Sturm, wenn sich Jemand erhängt. (s. u.)

Manchmal sagen die Leute auf dem Felde: „Da brennt ein Schatz;" „Ich habe ein Feuerchen gesehen!" Man meint, wenn man gleich hinginge zu graben, so würde man einen Schatz finden; sie sind aber furchtsam. (Kl. Jerutten.)

Eine blaue Flamme, welche aus dem Acker aufschlägt und bald verschwindet, bezeichnet die Stelle, wo ein Schatz vergraben liegt. Wer sie sieht, muß den Schuh oder Stiefel vom linken Fuß schnell abziehen und hinter sich werfen. Wenn das nicht geschieht, so versinkt der Schatz. Wenn man's aber gethan hat und um Mitternacht hingeht und gräbt, so findet man einen Topf oder Kessel mit Gold- oder Silbermünzen oder beiden zusammen. Bei Kyschienen in der Nähe von Soldau gab es einen gelähmten Hirten, dem soll das Geld gebrannt haben, und man glaubte so allgemein daran, daß er einen großen Kessel mit Goldstücken gefunden habe, daß man ihn, da er das Geld nicht herausgeben wollte, festnahm und lange festhielt. (Soldau.)

Die vergrabenen Schätze müssen sich alle sechs Jahre reinigen; da sieht man denn, wie sie in hellblauen Flämmchen brennen. Haben sie ausgebrannt,

so sinken sie wieder tief in die Erde hinein. Wer die Flamme sieht und dann seinen Pantoffel, seinen Stock oder sonst etwas, was er bei sich trägt, von sich wirft, kann dadurch bewirken, daß die Flamme erlischt, und der Schatz nur so tief in die Erde sinkt, als der Stock ꝛc. weggeworfen wurde, und kann dann den Schatz mit Sicherheit ausgraben. (Willenberg.)

Glücksgroschen oder Glücksgulden kehren zu dem Besitzer zurück, wenn man sie nicht ganz ausgiebt. Das Geld ist eine Gabe des Bösen und kann auch Gefahr bringen. Einer, der einen solchen Glücksgroschen los werden wollte, konnte dies nicht erreichen, bis er erfuhr, man müsse solches Geld genau auf die Stelle hinlegen, wo man es gefunden hat. (Hohenstein.)

2. Die Zauberei und die Versegnungen.

Das Personale, welches die Vermittelung zwischen der schwachen Menschheit und den dunkeln Mächten besorgt, die Waidelotten, Signoten und Zauberer haben schon Lucas David und die beiden Meletius im sechszehnten Jahrhundert treffend gezeichnet. Durch alle Jahrhunderte fort hat ihr Geschlecht sich erneuert. In einem Visitationsreceß der Passenheimer Kirche von 1667 (in der Kirchenregistratur zu Passenheim) wird unter andern gesagt: „Man weiß in der Gemeinde von keinem Zantler noch Wahrsager, nur Elias Schawitza wird wegen eines Segensprechens angegeben, hierauf vorgefordert und bei großer Strafe ermahnt, solches hinfort nicht mehr zu treiben". Der Segensspruch war den Akten beigelegt, ist aber leider verloren. Von einem Versegner zu Friedrichshof um 1741 war in der Mittheilung über die weißen und kalten Leute die Rede. Um 1756 war das Versegnen nach Pisanski (No. 24 § 12) bei den Landleuten hin und wieder, wo nicht offenbar, doch heimlich, in Uebung. Zum Viehsegnen, fährt er fort, lassen sich mehrentheils päpstliche Beschwörer gebrauchen, die wohl ehe auf Unkosten einer ganzen lutherischen Dorfschaft von weit her zu dieser Handlung geholt worden. Vor etwas mehr, als zwanzig Jahren geschah solches in einer namhaften Gemeinde dieses Königreichs, als in der Nachbarschaft desselben Dorfs sich eine Seuche unter dem Vieh äußerte. Die Sache ward verrathen und die Schuldigen mußten deshalb auf Befehl der Oberen wegen dieses gegebenen Aergernisses öffentliche Kirchenbuße thun. Die Prediger gaben sich dabei alle Mühe, ihnen die Ungereimtheit und Sündlichkeit ihres Verfahrens vorzustellen, und es schien auch, daß sie durch den erhaltenen Unterricht davon wären überführet worden. Allein der Erfolg, nach welchem diese Art Leute die Sittlichkeit einer Handlung viel sicherer, als nach den bündigsten Beweisgründen zu beurtheilen glauben, mußte sie in ihrem Irrthum bestärken. Die Seuche räumte das Vieh in der rund umher liegenden Gegend stark auf; ihr Dorf hingegen blieb verschont. Was aber das Merkwürdigste war, so fiel zwar ein einziges Stück in demselben, aber eben dasjenige, so sich

dazumal verlaufen hatte, als mit der übrigen versammelten Heerde die Segnungsceremonie vorgenommen ward, und welches also ihrer Meinung nach keinen Antheil an dem Segen hatte. Hier war es nun den unumstößlichsten Vorstellungen unmöglich, etwas auszurichten."

Auch gegenwärtig noch giebt es Waideler, Signoten, Zauberer, Zantler, Wahrsager, Versegner, Hexen oder wie man diese Leute sonst nennen will, in Menge. Man deutet ganz speciell auf solche Leute mit der euphemistischen Wendung: „Er versteht mehr, als das Brodessen".

Frauen, die rothe Augen haben, besonders alte, sind schlimme Leute; sie können hexen, und vor ihnen nimmt sich das ganze Dorf in Acht.

In jedem Dorfe giebt es eine oder ein Paar Personen, meistens Frauen, aber oft auch Männer, die in dem besonderen Rufe stehen, die Kunst des Versegnens zu verstehn. Es sind oft gebrechliche oder sonst durch körperliche Schäden auffallende Personen, in K. bei Hohenstein z. B. ist es ein Zwerg. Sie leben meist in dürftigen Verhältnissen.

Oft wird ihre Hülfe ganz so, wie Pisanski vor mehr als hundert Jahren schildert, von einer ganzen Dorfschaft oder von mehreren in Anspruch genommen. Als es noch Gesammthütungen gab, war es Regel, daß das Vieh zu Mariä Verkündigung, Matka boża (25. März) ausgetrieben werden mußte, die Witterung mochte sein, wie sie wollte, wenn auch nur auf eine Stunde. Dann mußte die Heerde gegen den Wolf und gegen Krankheiten versegnet werden. Hiezu wurde ein Mann, der dies verstand, für ein oft recht ansehnliches Honorar bestellt. Sobald er ankam, ging er um die Heerde herum, sprach seinen Segen, und fuhr dann schleunigst weiter, wenn er dasselbe auch noch an andern Orten zu thun hatte, wie es gewöhnlich der Fall war.

Für dieses Geschäft, so wie für schwerere Krankheiten bedurfte man eines besonders erfahrenen, gewissermaßen eines Oberzauberers. Von diesen Oberzauberern, schreibt der ehemalige Pfarrer Krolczyk in Kurken [1]), welchen stärkere böse Geister zur Verfügung stehen, nimmt man in der Regel an, daß sie nie bezaubern, sondern nur entzaubern. „Jedoch ist mir, fährt derselbe fort, auch schon von solchen erzählt, die ihre Macht nach beiden Seiten hin anwenden und zwar den näher Wohnenden zum Schaden und den Entfernten zum Segen. Sie schaden auch solchen, die ihnen geringe Geschenke oder keine bringen. Wer von solchen Zauberern mit einer Krankheit behext ist, der ist übel daran. Er muß dann oft 10 bis 15 Meilen zu einem besonders berühmten Zauberer hin, dessen Ruf größer ist, als der, der ihn behext hat. Die Leute wissen auch viel von den heftigen Dialogen zwischen den dienstbaren Geistern der beiden Zauberer zu erzählen. Gewöhnlich finden diese in der Küche, und am besten um Mitternacht, sonst auch vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang statt,

[1]) Im evangelischen Gemeindeblatt, Jahrgang 1857, No. 50.

wo die Besprechungen in der Regel vorgenommen werden. Im Neidenburger Kreise sind solche Zauberer ansäßig, so viel mir bekannt ist, in S. (Kirchspiel Soldau), in G., einem Vorwerk von F. (Kirchspiel von Rauschken), in G. (Kirchspiel Jedwabno, jetzt seit einem Jahre provisorisch zu Kurken geschlagen). Ihre Praxis erstreckt sich auf einen weiten Umkreis, oft 3 bis 4 Meilen weit. Der Oberzauberer von G. hält sich Pferde, und bereist die ganze Umgegend bis nach Allenstein und Gilgenburg zu. Er hat diese Praxis von einer Oberzauberin aus Neu-Bartelsdorf (Kreis Allenstein, Kirchspiel Jedwabno, jetzt Gelguhnen), Namens R. Diese, so wie schon vor ihr die Mutter, bereiste 4 Kreise, den Neidenburger, Allensteiner, Osteroder und Ortelsburger. Sie gab sich außer dem gewöhnlichen Zaubergeschäfte namentlich auch mit Wahrsagen und Schatzheben ab. Vor circa zehn Jahren wußte sie mit Hülfe eines evangelischen Lehrers, der dabei als katholischer Geistlicher fungirte, einen wohlhabenden Wirth in P. (Kirchspiel Saberau) beinahe um sein ganzes Grundstück zu bringen, indem sie ihm versprach, auf seinem Gehöfte einen Schatz zu heben. Dafür kam sie denn, wie der saubere Lehrer, ins Zuchthaus. Wo sie jetzt ist, unter den Lebendigen oder Todten, weiß ich nicht."

Die Hexen oder Hexer (so sagt man hier oft) können dem Menschen alles mögliche anthun (uczynek), durch den bösen Blick, durch Anhauchen, durch Berühren, durch Beschütten und dadurch, daß sie ihm etwas zu essen geben,

Sehr gefürchtet ist der böse Blick. Jeder Weichselzopf und jede plötzliche Verkrüppelung wird dem bösen Blick oder dem Behexen zugeschrieben, und wenn man sich davor hüten und sichern will, muß man sich segnen und mit dem Zeichen des Kreuzes bekreuzen. (Wallendorf.)

Fast alle schwereren Krankheiten, offenbare äußere Verletzungen und das gewöhnliche kalte Fieber abgerechnet, werden als Anthun bezeichnet und gewöhnlich Frauen aus der nächsten Bekanntschaft, ja Verwandtschaft, wenn sie rothe Augen und etwa noch ein verschlossenes Wesen haben, zugeschrieben (Krolczyk.)

Wenn man von einem, der nicht gute Augen hat, angesehen wird, so bekommt man urok. (Wallendorf, Hohenstein.)

Wenn einem plötzlich unwohl wird, daß ihm das Blut zu Kopfe steigt, so sagt man, er habe urok. (Hohenstein.)

Der urok ist die Folge von allerlei bösen Einflüssen, sagt der ehemalige Pfarrer Krolczyk in Kurken, und wird nicht immer auf böse Menschen zurückgeführt, sondern scheint viel mehr unsichtbaren Mächten zugeschrieben zu werden. Denn daß das Wort „Behexung, Bezauberung" heißt, habe ich erst aus dem Lexicon erfahren, wenngleich ich nach der Angabe meiner Eltern oft diesen urok gehabt haben soll. So viel weiß ich noch, daß Uebelkeit, Kopfschmerzen und Schwindel dafür gehalten wurden.

Der urok kommt davon her, wenn eine oder mehrere Frauen zu viel einen Mann angesehn, oder umgekehrt, wenn eine Frau von einem oder mehreren Männern zu viel angesehen wird. (Willenberg.)

Wird dem Bauern ein Stück Vieh krank, passirt in seinem Hause ein Unglück, so ist bestimmt eine Hexe daran Schuld, namentlich sind die Kinder dem Behexen durch den bösen Blick ausgesetzt. (Soldau.)

Besonders oft ist von dem Verhexen der Kühe die Rede. Ein Beispiel davon finde ich unter anderen auch in einer Ortelsburger Amtsrechnung vom Jahre 1684.

Mancher hat einen bösen Blick, ohne es zu wissen und ohne Böses anrichten zu wollen. Schon Simon Grunau sagt: „Wenn eine Frau in Wochen liegt und von anderen Frauen besucht wird, und diese das Kind beschauen und sprechen bloß: „Ei, das ist ein schönes Kind," so halten sie dafür, es sei berufen und verderbe so."[1])

Ein Gutsbesitzer bekam Besuch von seinem Freunde. Er erzählte ihm unter andern: Ich habe ein Nest wilder Enten-Eier ausbrüten lassen; es sind allerliebste Dingerchen; komm sie sehen. Der andere antwortete: Ich habe nicht gute Augen; sie werden alle verderben, wenn ich sie sehe. Auf weiteres Zureden ging er mit und besah die jungen Enten, die nun wirklich bald darauf alle starben. Auch das war urok. (Wallendorf.)

Oft lassen die Hexen, was sie einem anderen Menschen anthun wollen, mit dem Winde auf ihn angehen. (Hohenstein.)

Sehr gefürchtet ist das Beschütten (obszipka). Die Hexen beschütten nämlich den Menschen mit einem gewissen Pulver, und er bekommt dann einen Ausschlag, eine Art Flechte auf Händen und Füßen, welcher ebenfalls den Namen Beschüttung führt. Er kommt besonders bei älteren Leuten vor. (Hohenstein.)

Das Pulver zum Beschütten macht die Hexe, indem sie eine schorfige Kröte verbrennt. (Wallendorf.)

Sie machen es aber auch anders. Sie gehen zur Communion, verschlucken aber die ihnen dargereichte Oblate nicht, sondern bewahren sie, hängen sie auf und legen ein Stück Brod darunter. Dann träufelt das Blut Christi auf das Brod, und wenn das Brod getrocknet ist, brauchen sie es zum Beschütten. (Hohenstein.)

Oft richten die Hexen an einer Stelle etwas an, was den befällt, der diese Stelle berührt. Das sind „böse" Stellen. (Hohenstein.)

Doch kommen „böse" Stellen auch ohne Zuthun „böser" Menschen vor. (Krolczyk.)

---

[1]) Töppen, Letzte Spuren 2c. S. 337. Ueber den bösen Blick vgl. die Abhandlung in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846, Bd. 1, S. 391. Grimm, deutsche Mythologie, S. 1053.

Wenn Jemand krank geworden ist, sagt man: „Er kroch über eine böse Stelle.“ So der kleine B., welcher vor einigen Jahren das Gymnasium zu Hohenstein besuchte, nachmals aber seiner Krankheit erlegen ist. (Hohenstein.)

Wenn eine Hexe einen andern behexen will und bringt es nicht zu Stande, so muß sie es sich selbst anthun. So z. B. eine Hexe in Mispelsee bei Hohenstein. Oft kommt es vor, daß eine Hexe, welche Jemandem schon etwas angethan hat, ihre Hexerei noch verbessert, d. h. das angethane Uebel noch vermehrt.

In der Nähe von Hohenstein giebt es einen Oberhexer, der hat einen Spiegel, in welchem man die Hexe sehen kann, von der man behext ist. Viele Behexte besuchen ihn deshalb. Dann fragt er den Kranken: Willst du, daß ich die Hexe zeichne? Wenn man dies verlangt, so schneidet er der Hexe im Spiegelbilde am Ohr oder an der Nase etwas weg, mit dem Bedeuten: „Nun werdet Ihr die Hexe schon kennen.“ Auch schneidet er der Hexe den Hals ab, aber viele verlangen nicht, daß der Hexe so übel mitgespielt werde. Vorzeigung des Spiegelbildes und Operation kosten 1 Gulden.

Wenn einem von einem bösen Menschen etwas angethan ist, so wendet er sich an einen andern, der das Hexen noch besser versteht, und dieser hebt die Wirkung der ersten Hexerei auf. Er kann das aber nicht immer, namentlich dann nicht, wenn einem ein Uebel mit Recht angethan ist. Eine Brodfrau in Hohenstein, bei welcher ein Bauer Brod gekauft hatte, eignete sich dessen Geldbeutel an, den er aus Versehen hatte liegen lassen, und leugnete frech, als der Bauer zurückkam und nach seinem Beutel fragte. Auf seinen Antrieb that ein Hexer es der Frau an, daß sie verkrummte. Sie hat versucht durch einen Oberhexer das Uebel los zu werden, aber vergebens. Auch weiß Jedermann unter dem gemeinen Volke, daß ihr überhaupt Niemand mehr helfen kann, denn sie hat es verdient und ist mit Recht behext.

In einem Dorfe bei Hohenstein starb eine Frau an einer Krankheit, die ihr angehext war. Als sie beerdigt war, kehrte man die Bahre um, mit den Füßen nach oben, um die Hexe zu ermitteln; man meint, daß die Hexe dies nicht ertragen könne, sondern komme und die Bahre wieder in die gewöhnliche Lage umkehre.

Wenn man eine Frau kommen sieht, von der man meint, es sei eine Hexe, so schmeißt man den Besen vor die Thür hin; dann kann sie nicht hinein. (Hohenstein.)

Bettler sind oft Hexer, und man muß sich sehr vor ihnen in Acht nehmen. Wer ihnen nicht reichlich giebt, dem wünschen sie oft etwas an. So ist von ihnen manchem Ausschlag angehext. (Soldau.)

Uebrigens ist das Anwünschen auch von solchen zu fürchten, welche nicht in die Hexerei eingeweiht sind. Schon im Anfange des sechszehnten Jahrhun-

derts berichtet Simon Grunau in seiner Chronik von Preußen: „Dies halten sie fest, was man einem wünscht, daß dies einem bestehe, wo er sich nicht segnen läßt."[1])

Auch kann man in einzelnen Fällen einem andern leicht einen kleinen Denkzettel appliciren. Wird über Jemand in seiner Abwesenheit geschändet, so knistert und knallt das Feuer im Kamin. Nun darf der Beschändete nur schnell Salz ins Feuer streuen, so hört das Knistern und Knallen auf, und diejenigen, welche ihn beschändeten, haben Blasen auf der Zunge. (Hohenstein.)

Zischt das Feuer auf dem Heerde, so wird irgend Jemand aus dem Hause verleumdet. Dann streut man Salz aufs Feuer und meint, so wie dieses, so werde die Zunge des Verleumders einst im Feuer brennen. (Gilgenburg.)

Wenn man Blasen auf der Zunge hat, wird man beschändet. Dann muß man dreimal in das Taschentuch spucken, aus demselben einen Knoten machen und mit der Hand darauf schlagen. Thut man das, so hat morgen der Beschänder die Blasen.[2])

Wenn Kinder nach alter schlechter Gewohnheit an Stellen ihr Bedürfniß verrichten, wo das nicht hingehört, so darf man den Unrath nur mit heißer Asche bestreuen, so bekommen sie Blasen auf dem Hintern. (Hohenstein.)

Wenn einer sehr erbittert auf den andern ist, daß er seinen Tod wünscht, so kann er dies erreichen, wenn er ein geistliches Lied ein Jahr lang Morgens und Abends singt, dann stirbt der verhaßte gewiß. Im Oletzkoer Kreise soll dies Mittel oft und mit sicherem Erfolge angewandt sein. (Oletzko.)

Auch bei Hohenstein ist das Todtsingen (pospiewac) bekannt. Das Lied, welches man zu diesem Zwecke ein Jahr lang Morgens und Abends singen muß, steht im polnischen Gesangbuch. Man bezeichnet hier eine Familie, in welcher Mann und Frau zu Tode gesungen sind. Die Hexe, die es gethan hatte, war den Tag vor seinem, und so auch wieder den Tag vor ihrem Tode in dem Gehöft erschienen. Dies soll dazu gehören, daß der Zauber wirke. (Hohenstein.)

Wenn einer den andern zu Tode singen will, so muß er ein ganzes Jahr hindurch täglich des Morgens um 6 Uhr und des Abends um 6 Uhr an einer und derselben Stelle in einer und derselben Stellung einen Psalm — ich glaube 94 — dreimal rückwärts beten und jedesmal das Vaterunser daran knüpfen, zweimal ohne Amen; das letzte Mal wird mit Amen geschlossen. Hält der Beter nicht pünktlich die Zeit ein, oder wechselt er die Stelle und Stellung, oder verspricht er sich während des Betens, so trifft der dem andern ange-

[1]) Töppen, Letzte Spuren 2c. S. 337. [2]) Mittheilung aus der Nachbarschaft von Hohenstein. Schon Grunau in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 337, erwähnt den Aberglauben: „Wenn einem eine Blatter auf der Zunge aufläuft, so glaubt er, er sei schändlich belogen.

wünschte Tod ihn selbst. Am letzten Jahrestage der Betzeit muß der Tod eintreten. Viele Leute haben davor solche Angst, daß sie schon darum krank werden und sterben.. Diese Gebete werden gewöhnlich im Keller verrichtet. (Willenberg.) Das Todsingen ist sehr bekannt und verbreitet z. B. auch in Ortelsburg, Johannisburg 2c.

Es ist gut gegen böse Einflüsse sich im Voraus zu schützen und sie fern zu halten. **Schutzmittel** gegen dieselben sind z. B. folgende:

Ein neugebornes Kind wird ängstlich vor fremden Augen gehütet, da aber das Absperrungssystem doch nicht ganz durchgeführt werden kann, so weiß man es nicht anders zu sichern, als durch Anwendung von Amuletten. Silberne Medaillen, Ringe oder Goldstücke, so wie rothe Bändchen um den Hals werden für besonders wirksam gehalten. Letztere pflegt man auch jungen Füllen und Kälbern zur Sicherung gegen den bösen Blick um die Hälser zu binden. (Krolczyk.)

Wenn ein Haus geweißt wird, macht man rings um die Hausthür eine Anzahl Pinselklexe, damit der Teufel fern bleibe. (Kl. Jerutten.)

Am Johannisabend oder am Abend vor dem Tage der heiligen drei Könige macht man an der Thür des Viehstalls von außen drei Kreuze. Es wird dadurch vor Hexerei bewahrt. (Hohenstein, Soldau.) In den Ermländischen Kreisen wird die Kreide hiezu kirchlich geweiht![1])

Sicherheit und Glück blühen dem Dorfe, das mit zwei schwarzen Kühen umpflügt ist.[2])

Gegen den bösen Blick, durch welchen besonders alte Frauen gefährlich sind, kann man sich schützen, wenn man hinter sie tritt und hinter ihrem Rücken, ohne ein Wort zu sprechen, dreimal mit dem Zeigefinger der linken Hand winkt. (Soldau.)

Um sich gegen den bösen Blick zu sichern, trägt man das Hemde, den Strumpf oder irgend ein Kleidungsstück auf der linken Seite. (Gilgenburg.)

Vgl. oben das Mittel, den Wärwolf zu erkennen.

Wer sich nicht bangen will, sieht da, wo er zuerst hinkommt, in den Kamin. (Hohenstein.)

Auch die Komödianten (d. h. Seiltänzer) halten sie für Hexenmeister, die nur Augenverblendniß bewirken (omaniene). Wenn man wissen will, was sie eigentlich vorführen, so muß man den Rock verkehrt anziehen. Eine Frau welche dieses that, als ein Comödiant einen großen Balken zu tragen schien, sah, daß er einen Strohhalm trug. (Hohenstein.)[3])

---

[1]) Nach dem Volkskalender in den N. Pr. Prov.-Bl. 1848, Bd. 2, S. 220. [2]) Hart. Zeitung 1866, No. 8. [3]) Eine Hexe hat einen Milchkübel auf dem Kopf und ein Krautlaken um, oder einen Kartoffelkorb auf dem Kopf und eine Pferdedecke um, und die andern Menschen glauben, sie habe sich mit den schmuckſten Mützen und Tüchern ge-

Ein eigenes Schutzmittel wird gegen die Aushebung zum Militairdienst angewandt. Man wischt sich kurz vor der ärztlichen Untersuchung das Gesicht mit einem Leichentuche ab; dann wird man nicht für brauchbar befunden. (Gilgenburg.)

Als eine Art von Amuletten galten wenigstens noch im vorigen Jahrhundert die sogenanten Donnerkeile. Pisanski bemerkt über die Anwendung derselben Folgendes: ziehen sich Gewitterwolken zusammen, und droht der immer stärkere Knall sich ihrem Scheitel zu nähern, so stecken sie den Finger durch das Loch, so an dergleichen Steinen von der größeren Gattung befindlich ist, drehen den Stein dreimal herum, sprechen dabei einige abergläubische Worte, werfen ihn mit der größesten Gewalt an die Stubenthüre und glauben auf diese Weise ihr Haus vor dem Wetterstrahl in Sicherheit gestellt zu haben. Sie legen aus einer gleichen Absicht diese Donnerkeile den kleinen Kindern in die Wiege. Ja sie trauen ihnen auch in Vorfällen, die mit dem Donner nicht die geringste Verwandtniß haben, eine verborgene Kraft zu; indem sie durch die Oeffnung derselben die Kühe zu melken pflegen, wenn mit der Milch zugleich Blut aus den Eutern fließet.[1])

putzt. Mittheilung aus Conitz bei Firmenich, Völkerstimmen Germaniens, Bd. 3, S. 637. Vgl. auch „den Hahnenbalken", bei Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 2, S. 277. [1]) Pisanski, Ueberbleibsel 2c., No. 23, § 8. Pisanski entnimmt diese Angaben aus der 1717 erschienenen Lithographia Angerburgica des Angerburger Pfarrers Helwig. Helwig sagt p. 30: Ceraunite nomine venit iis, qui ex nubibus cadere autumabant, qua de causa etiam germanice Straalstein, Donnerstein, Donnerkeul efferebatur. Qui autem germanico idiomate Alpschoss vocabant vel Schoesstein, hi ab ephialte et sagittis appellationes traducebant, existimantes, lapides ejusmodi quocunque modo potum contra hujusmodi suppressiones valere, ac imprimis fascinationibus occurere posse; a similitudine vero teli, quod Schoss vocamus, derivabant, quod ad vulnera et pleuritidem prodesse conjiciebant. Ferner p. 84: Et quoniam adhuc hodie e ruderibus quondam conflagratarum aedium, in primis, quae a gentilibus olim inhabitatae fuerunt, ejusmodi mallei eruuntur, credibile est eos in usus sacros (potius dixerim superstitiosos) adhibitos et in domibus asservatos fuisse, quibus deinde incendio consumptis, terra obrutos remansisse, donec tandem qualicunque occasione oblata effossi fuerunt. Quod occasionem multis dedisse videtur existimare, ea domicilia, in quibus inveniuntur, lapide fulminari e nubibus percussa, accensa et combusta fuisse, eoque ipso lapidibus his nomen lapidum fulminarium Germ. Donner-Keulen, Strahl-, Donner-, oder Stein-Hammer tam ex vulgi sententia quam ex assensu doctiorum, quamquam minus considerate, impositum fuisse. Illustrare videtur hanc nostram opinionem abusus hujus lapidis a rusticis quibusdam hucusque superstitiose observatus. Ut jam taceam superstitionem mulicularum, quae simulac vaccas lac cum cruore reddere observant, per foramen lapidis fulminaris eas mulgere solent, vel cunis infantum hos lapides imponere, ne fulmine tangantur, et quae sunt alia: solum hic in medium afferre operae pretium erit eum abusum, quo mediante audito tonitru sine mora lapidem fulminarem arripere solent, et si fuerit perforatus, foramini digitum immittere, in quo lapide velocissime

Noch jetzt glaubt man, daß ein Donnerkeil, den man während des Gewitters auf eine Tischplatte von Lindenholz legt, auf derselben springe. (Hohenstein).

Der Masure unterscheidet sehr bestimmt zwischen boży prątek (Gottesstäbchen) d. h. den kleinen Finger förmig gestalteten Kieselsteinen, welche der Deutsche Donnerkeulen zu nennen pflegt, und piorunowy klin (Donnerkeule), mit welchem Namen er die steinerne Streitaxt der alten Preußen und dergleichen bezeichnet.

Wenn ein Hagelschauer droht, so nimmt der Bauer einen Spaten, sticht drei Stücken Rasen aus und legt sie um auf die Grasseite. Die Frau nimmt den Brodschieber; dreht ihn an der Dachleiter dreimal um (ich verstehe, gegen den Himmel und wieder gegen die Erde) und legt ihn neben die Leiter an die Erde. Mein Gewährsmann war bei der Anwendung dieses Mittels zugegen und versichert: der Wind drehte sich um, die Wolke ging ab und der Hagel that den Feldern des Wirthes, der das Mittel angewendet hatte, keinen Schaden. Die alten Menschen können das machen, von den alten lernen es die jungen. (Hohenstein.)

Von der heilsamen Wirkung des Stahles werden wir noch oft zu reden haben. Er hält alle Einwirkungen der Hexerei fern. (Hohenstein.)

Manche Personen tragen um sich vor Hexerei zu schützen, stets Knoblauch bei sich. (Hohenstein.)

Ein Hufeisen, welches man gefunden hat, auf der Schwelle der Hausthüre, mit der Spitze nach Außen angenagelt, bringt Glück, dem Kaufmann z. B. zahlreichen Besuch und reiche Käufer. (Lubainen.)

Zu den Amuletten gehören auch die Haus- und Schutzbriefe. Einer derselben, der Himmelsbrief, mit welchem der Himmelsschlüssel anfängt, wurde schon erwähnt. Zwei andere welche besonders die Wirkung haben den Soldaten hieb- und schußfest zu machen, sind in der Zeit des letzten Krieges in Holstein und des letzten Krieges in Böhmen verbreitet worden. Alle haben das mit einander gemein, daß sie gewisse moralische Vorschriften ertheilen, Beobachtung gewisser Aeußerlichkeiten verlangen, hieran übertriebene Verheißungen, z. B. Sicherheit vor Gewitter, vor Verwundung im Kampfe, aber auch noch andere knüpfen und einen höchst wunderbaren Ursprung selbst zu erkennen geben. Der Himmelsbrief im Himmelsschlüssel ist in polnischer Sprache geschrieben,

---

circumacto, eodem tergeminis ictibus, et ut dicitur, sub murmure quodam ostia ferire, sperantes, quod hisce ceremoniis peractis aedificium a fulmine liberum sit mansurum, cujus abominabilis facti veritatem tempore pastoratus mei saepe sum expertus; quae tamen superstitio cum sub praesidio b. defuncti domini a Podewils t. t. districtus nostri capitanei et post fata venerandi, sub poena gravissima interdicta fuerit, hodiernum amplius, nisi id forsan occulte fiat, non animadvertitur. Huc collimat opinio eorum, qui credebant, domum, in qua lapis fulminaris asservatur, fulmine non finiri, quemadmodum Agricola, Boëtius, Wormius et alii hujus mentionem injecerunt, locis antea citatis. Man vgl. auch N. P. Pr.-Bl. 1848, Bd. 2. S. 328.

der zweite ist mir schriftlich in deutscher Sprache mitgetheilt, verräth sich aber als Uebersetzung aus dem Polnischen, der dritte liegt mir in deutscher Sprache gedruckt vor, ist aber den beiden ersteren seinem Inhalte nach so nahe verwandt, daß er mir ebenfalls in der polnischen Nachbarschaft entstanden zu sein scheint. Der erste ist durch den Himmelsschlüssel, von dem ich in kurzer Zeit vier verschiedene Ausgaben erlangte, ohne Zweifel in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, den zweiten erhielt ich von der Mutter eines Soldaten in Osterode, wo er in der ganzen Compagnie bekannt sein soll, den dritten brachte ein Reservist, der während des letzten Krieges in Graudenz gestanden hatte, bei seiner Rückkehr von dort nach Hohenstein mit. Wir würden sie als erschreckende Beweise des Aberglaubens unter der polnischen Bevölkerung vollständig mittheilen, wenn ihr Inhalt nicht gar zu albern, der Umfang nicht gar zu groß wäre.

Das Hauptmittel gegen allerlei Krankheiten ist das Versegnen.[1]) Ein Arzt ist den Masuren ein durchaus unnöthiger Mensch, der nur nach ihrem Gelde trachtet. Ihre Ausrede bei Vorhaltungen von Versäumnissen dieserhalb lauten übereinstimmend: „da und dort hat er auch nicht helfen können."[2]) Manche meinen auch, die Hülfeleistungen der Aerzte, wie der Blitzableiter, seien Eingriffe in die Rechte Gottes. (Soldau.).

Die Versegnungen haben nicht bloß unter den Bauern, sondern auch unter den aufgeklärten Gutsbesitzern warme Vertheidiger. So erzählte ein sonst von allem Aberglauben freier Mann, ihn habe einmal ein altes Weib, welchem er dafür lachend und höhnend 5 Thaler versprochen, den sogenannten Mehlthau versegnet — eine sonst unheilbare Getreidekrankheit — und zwar mit dem besten Erfolge. (Lubainen bei Osterode.)

Ein anderer, ebenso von allem Aberglauben freier Gutsbesitzer erzählt, er habe selbst gesehen, wie ein Arbeitsmann, der sich mit der Axt eine schwere Wunde in den Fuß geschlagen, lange vergeblich sich bemüht habe, das Blut zu

[1]) Das Versegnen ist eine uralte heidnische Sitte, wie denn eins der allerältesten Denkmäler der deutschen Sprache ein heidnischer Segensspruch ist. Vgl. Grimm, Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums in s. kleinen Schriften, Bd. 2, S. 1 ff. Dietrich, „drei altheidnische Segensformeln" in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 13, S. 193 ff. Diese Sitte wurde von der katholischen Kirche in ziemlich starkem Umfange recipirt und gelitten; so war nach einer Baseler Ueberlieferung aus dem 14. Jahrhundert in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 5, S. 576 damals von der gemeinen Christenheit angenommen: Aschen-, Palmen-, Tauf-, Lichter-, Wasser-, Salz-, Fleisch- und mancher andere Segen, verworfen dagegen Haupt-, Augen-, Pferde-, Wunden-Segen. Noch jetzt giebt es in den katholischen Kirchen des Ermlandes Hafer-, Johannistrunk-, eide-, Palmen-, Kraut- und andere Segen (vgl. Volsk. No. 22, 23, 58, 224), welche viel dazu beitragen, alten Aberglauben zu erhalten. Die evangelische Kirche hat dagegen eifrig angekämpft; schon 1526 wurden die Lichtweihen, Fladenweihen u. dgl. mehr ausdrücklich verboten. Jacobson, Quellen des evangelischen Kirchenrechts, Bd. 2, S. 26. [2]) Königsb. Zeitung 1866, No. 8, vgl. Hintz, S. 117.

stillen. Da sei eine alte Frau zum Versegnen gerufen, und gleich nach der Versegnung habe das Blut, wie abgeschnitten, zu fließen aufgehört.

Alle Versegnungen werden stets dreimal vor Sonnenuntergang vorgenommen, und es dürfen dann in der Nähe des Versegners weder Katze noch Hund sein. Daß man daran glaube, ist nicht nöthig, man braucht nur einem, der daran glaubt, die Hand zu geben. (Lubainen)

Das Versegnen geht auf folgende Weise vor sich. Der Kranke muß sich mit dem Versegner allein in einem Zimmer befinden. Der Versegner schlägt zuerst drei Kreuze über dem Kranken, spricht dann eine gewisse Formel, wobei er jedoch das Amen weglassen muß, wenn das Versegnen helfen soll. Nachdem das geschehen ist, schlägt er noch drei Kreuze über dem Kranken. Besonders werden die Versegnungen angewendet, um den Fluß des Blutes zu stillen, bei Geschwulsten, Zahnschmerzen, Reißen u. dgl. m. (Soldau.)

Von einem gewissen Segensspruch gegen die Rose wurde mir gesagt: er muß dreimal vor Sonnenuntergang, dann am nächsten Tage dreimal vor Sonnenaufgang und noch dreimal vor Sonnenuntergang gesprochen werden. (Kl. Jerutten.)

Versegnungen verschiedener Krankheiten und übler Zufälle.

1. Versegnung des Blutflusses.

Ich versegne dich mit der Kraft Gottes und der Hilfe des Herrgottes. Magdalena hatte drei Töchter, die erste sprach: Gehen wir fort von hier und wandern wir; die andere sprach: Stehen wir; die dritte sprach: Stehe wir wollen umkehren, bleiben wir hier und setzen uns. Und so sollst auch du Blut stehen bleiben durch den Herrn Jesum Gottes Sohn, durch sein Mütterchen und durch die ganze hochgelobte heilige Dreifaltigkeit und durch die heiligen Engel im heiligen Geist. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Vater unser ꝛc. ꝛc. bis zu Ende zu beten.

2. Versegnungen der Epilepsie (wielka choroba).

Als unser Herr Jesus Christus wanderte mit seinen Jüngern, baten sie ihn und riefen zu ihm, und wenn er die Epilepsie und Geschwüre heilte, befahl Jesus und sprach: Auf die Kranken sollt ihr die Hände legen. Das Wasser stand stille, als Mütterchen Gottes ihren Sohn badete. So soll auch dies Geschwür, diese Krankheit stille stehn, das Mark nicht berühren, die Knochen nicht brechen, die Sehnen nicht verrenken. Ich bitte dich, meide die Stelle (d. i. den Leib) dieses Menschen, durch Gottes Macht und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes. Vater unser u. s. w.

3. Versegnungen des Schlangenbisses.

Man soll das Vater unser beten und dann weiter sprechen: Ich versegne euch durch Gottes Macht und des Herrgottes Hilfe, ihr Schlangen und weib-

liche Schlangen (węze, wężyce), ihr Ottern und weibliche Ottern (żmije, żmijice), ihr Feldwürmer und sämmtliches Gewürm. Aus der Blüthe (???) bist du geboren, der Teufel hat dich geschaffen, unser Herr Jesus gab dir den Geist, aber er gab dir kein Gift und keine Macht. — Durch Gottes Macht und des Sohnes und des heiligen Geistes Hilfe, wie das Wasser dahin fließt, so soll auch dieser und dieses dahin fließen, im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Dann hauche dreimal auf die Wunde, begieße sie mit Wasser oder wasche sie aus.

4. Gegen den Biß des tollen Hundes.

Sprich das Gebet des Herrn. Unser Herr Jesus Christus, als er mit seinen Jüngern wanderte und sie ihn baten, daß er von dem Biß des tollen Hundes und der Hündin heilete, sprach er: Heilet mit Gottes Macht und mit des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Das Wasser im Meere stand stille, als Gottes Mütterchen ihren Sohn badete, so möge denn das Thier stille liegen, o Monatchen Mai (???), und das Gift von sich geben durch Gottes und des heiligen Geistes Hilfe, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. (Du sollst die Hände gefaltet dreimal den Kranken umgehn, ein Andrer muß vor dir alle Hindernisse wegräumen.)

5. Gegen kalte Leute (kaltes Fieber).

Im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Es ging Gottes Mütterchen durch einen Kastanien-Wald, auf dem Wege begegnet ihr der Herr Jesus selbst. Wohin gehst du, meine Mutter? ich gehe zu diesem Getauften, um zu heilen die kalten Leute, die weißen (blassen) Leute. Weichet von diesem Getauften, aus seinen Sehnen, aus seinem Mark, aus seinem Haupte durch die Macht Gottes und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe, ich treibe euch aus unter die Steinwurzeln in wüste Wälder, auf wüste Felder, wohin nichts kommt. Vater unser rc. rc.

6. Die Läuse des Viehs zu versegnen.

Ich bin zu dir gekommen du stummes Vieh, damit der Herr Jesus selbst von dir die Läuse entferne durch Gottes Macht und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Vater unser rc. rc. Bei dieser Versegnung muß man mit einem Feuerstahl dreimal von jeder Seite vom Kopfe nach dem Schwanze des Viehs hinwegfahren. (In anderen Texten steht Blähsucht statt Läuse.)

7. Hagelwolken zu versegnen.

Die Hagelwolke anschauend mußt du dich segnen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; dann sprich: Vater unser rc. und darauf dies Gebet: O ihr schändlichen Hagelwolken, es befiehlt euch Christus der Herr, der Mann Gottes, durch mich seinen unwürdigen Diener, ihr sollet hinwegziehn nach andern wüsten Orten und dort zerstieben, auf daß

ihr den Dörfern, den Gärten, den Feldern keinen Schaden thuet durch Gottes Macht und mit des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe.

8. Das Feuer zu versegnen.

Vater unser 2c. Feuer, du glühende Flamme, es befiehlt dir Christus der Herr, der Mann Gottes, durch seinen unwürdigen Diener, du sollst dich weiter nicht ausbreiten, sondern auf dieser Stelle bleiben, was du erfaßt hast, das behalte durch Gottes Macht und des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Hilfe. Das Feuer muß dreimal umkreiset (umlaufen), bei jedem male das Vaterunser gebetet werden.

9. Gegen den grauen Staar im Auge.

Morgens. Wie hier die dunkle Nacht dem hellen Tage weichet, so soll auch von diesem Getauften (hier ist der Name der kranken Person zu nennen) der Staar entweichen, von seinem Auge, von seinem Augapfel, von dem Weißen seines Auges, und diese Geschwüre, sie sollen vertrocknen, verschwinden, Niemand soll wissen, wo sie geblieben, durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe.

Abends. Abendröthe, Abendröthchen des Herrn Jesu Diener, ihr dienet dem Herrn Christus bei Tage, bei Nacht, so dienet auch diesem Getauften (der Name des Kranken ist zu nennen), damit ihr den Staar von seinem Auge, seinem Augapfel und dem Weißen seines Auges beseitigt durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Hierauf dreimal Amen.

10. Gegen die macica (Kolik).

Sprich zuerst das Vater unser 2c. Es ging Gottes Mütterchen bei übelem Befinden zu heilen und zu stillen die macica. Wie dieser Stein in der Erde liegt und nimmer gerührt wird, so soll auch sofort die macica bei diesem Getauften (der Name ist zu nennen) sich nicht wieder aufrühren. Durch Gottes Macht, des Sohnes und des heiligen Geistes Hilfe soll sie sich beruhigen, ganz ruhig und stille sein. Du macica sofort hast du ein aufgemachtes Bette (?), darum sollst du ruhen bei diesem Getauften (der Name ist wieder zu nennen) und sollst dich nicht mehr aufrühren, ihn auch nicht quälen. Durch Gottes Macht, und des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

11. Gegen den urok.

Es ging Gottes Mütterchen durch einen Kastanien-Wald, es begegnete ihr Herr Jesus selbst und fragte sie: Wohin gehst du meine liebste Mutter? Sie sprach: Ich gehe zu diesem Getauften (der Name ist zu nennen), dreimal neun uroki zu versegnen. Sprach zu ihr Herr Jesus: Gehe hin und versegne durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe und durch

das heilige Evangelium. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.

12. Gegen Zahnschmerz.

Durch Gottes Macht und des Herrn Jesu Hilfe! die Eiche im Walde, der Stein im Meere, der Mond am Himmel, so lange diese drei starken Brüder sich nicht vereinigen, so lange mögen die Zähne mich nicht schmerzen. Durch Gottes Macht, des Sohnes Gottes und des heiligen Geistes Hilfe und durch die heiligen Engel, durch seinen hochgelobten Leib und durch die heilige Dreifaltigkeit. Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen. Amen.[1])

13. Gegen den Biß eines Wurmes.

Ich verfluche dich, verfluchtes Gewürm, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich segne dich zugleich, du Ochse (Kuh), gegen alles Gewürm, welches der Teufel geschaffen, der Herrgott soll .... von Sonnenaufgang und bis Sonnenuntergang; der Herrgott hat es ihm verboten. Nun segne ich dich gegen .... gegen die männliche und weibliche Schlange, gegen die männliche und weibliche Natter, gegen die männliche und weibliche Blindschleiche, gegen die männliche und weibliche Eidechse, gegen die männliche und weibliche Maulwurfsgrille, und gegen männliche und weibliche Wiesel, nicht durch meine, meine, meine, sondern durch des Herrn Jesu Hilfe, so wie aller Heiligen. — Vater unser ohne Amen.

14. Gegen die Tollwuth.

Ich werde den Stall dieses getauften N. N. segnen gegen den tollen Hund. Es gingen 7 Apostel, alle untereinander Brüder. Wohin geht ihr 7 Apostel, alle unter einander Brüder? Wir gehen den Stall dieser getauften N. N. gegen den tollen Hund segnen. Gehet hin und segnet in meinem Namen. Was machen die Tollen? Sie schlafen. Laßt sie schlafen. Nehmet Wolle und Baumwolle und verstopfet ihre Wunden, auf daß es nicht schreie und nicht brülle und nicht die Wände hinanklettere, sondern daß es sich beruhige, wie das Wasser im Jordan, als der heilige Johannes den Herrn Jesus taufte. Nicht durch meine, meine 2c.

15. Versegnung der Schweine.

Ich segne meine Schweine gegen Krankheit. Hast du deine Schweine zu Hause? Nein, ich habe sie nicht. Gehe, rufe sie in den Hausflur und gieb ihnen Gerste. Welches von der Gerste frißt, dem wird nichts geschehen. Nicht durch meine 2c.

Man muß Gerste in Hosen füllen und dreimal durch den Schornstein

[1]) Diese 12 Versegnungen sind aus dem polnisch geschriebenen Himmelsschlüssel übersetzt.

werfen, dabei den obenstehenden Segen sprechen und dann die Gerste den Schweinen geben.

16. Gegen das Feuer.

Es kam zu uns in Eile zu Gast Esechias, Messias. Laß er genug haben an dem, was er von uns selbst nahm die Nacht, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen wird nicht gesprochen.

17. Gegen die Schwämme.

Ich werde diesem getauften N. N. den lästigen Ausschlag versegnen, dreimal neun Pickel, dreimal neun Pusteln, dreimal neun Schwämme. Die Mutter Gottes ging einen grünen Steg und traf drei Kräuter. Das eine pflückte sie ab mit der rechten Hand, das andere warf sie um mit dem rechten Fuß, und das dritte verlor sich, ich weiß nicht, wohin. Also sollen auch diese Schwämme dieses getauften N. N., ich weiß nicht wohin, sich verlieren. Nicht durch meine 2c.

18. Gegen die Rose.

Es ging die Mutter Gottes einen grünen Steg und begegnete dem Herrn Christus selbst, der sie fragte: Wohin gehst du, Mutter Gottes? Ich gehe zu dem getauften N. N., die Rose segnen mit fünf Fingern und der sechsten Handfläche, und bitte, daß sie ihn nicht reiße, nicht rüttele, das Gehirn nicht austrockene, das Blut nicht vergieße. Ist sie vom Winde, so gehe sie zum Winde, ist sie vom Wasser, so gehe sie auf das Wasser. Nicht durch meine 2c.

19. Gegen die Rose.

Wohin gehst du Mutter Gottes? Ich gehe zu dem getauften N. N., das Feuer besprechen, vom Feuer erlösen, vom rosigen Feuer, vom stürmischen Feuer, vom zornigen Feuer. Es schwimmt ein Federchen auf dem Meere so sehr leicht und so sehr still. Gieb Gott, daß diesem getauften N. N. das Feuer, das rosige Feuer, das stürmische Feuer, das zornige Feuer, hinausgehe ohne Rütteln und Reißen, durch des Herrn Jesu, durch des heiligen Geistes und durch aller heiligen Engel Hilfe, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

20. Gegen die Rose.

Es ging die Mutter Gottes anf eine grüne Wiese und ihr nach ging ihr Söhnchen. Wohin gehst du, liebe Mutter? Ich gehe die rosigen Geschwüre segnen, komm mit mir, liebes Söhnchen, du wirst mir behülflich sein. Gehe, liebe Mutter, segne ihn mit meiner, meiner, deiner Hülfe, daß sie verschwinden aus seinem Kopfe, seinem Gehirne, seiner Leber und allen Gliedern, so still und leicht, als möglich, durch Gottes Hilfe 2c.

21. Gegen die Rose.

Im rothen Meere steht ein Stein, darauf ein aufgemachtes, mit Baumwolle bedecktes Bett, dort hast du rosiges durchlöchertes Geschwür deine Schlaf-

stätte. Schlafe und ruhe aus bis zum jüngsten Gerichte. Im Namen Gottes ꝛc.

22. Gegen den Umlauf.

Es ging ein heiliger Engel einen Weg, da begegnete ihm der Herr Jesus selbst. Wohin gehst du, heiliger Engel? Ich gehe zu der getauften N. N., den Umlauf versegnen. Gehe und befreie sie aus allen Gliedern vom Kopfe bis zur Zehe. Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, und diese drei sind eins. Nicht durch meine, sondern durch des Herrn Jesu und der Mutter Gottes Hilfe. Das Vaterunser dreimal zu beten.

23. Gegen Raupen.

Herr, allmächtiger Gott, der du diese elende Welt geschaffen, alles Geflügel und Gewürm und zuletzt den Menschen. Du gabst ihm Willen, Verstand und Gedächtniß, auf daß er sich enthalte aller (bösen) Thaten auf Erden. Du sandtest uns deinen Sohn aus der Höhe, auf daß er den Menschen belehrte über alles Thun. Gieb, lieber Gott, daß dieses Gewürm, die Raupen, dem lieben Gott ein so großer Ekel sein möchten, wie ein Mensch, welcher am Sonntag die Kühe hütet und nicht zur Kirche geht.

24. Gegen den schwarzen Umlauf (das geschossene Geschwür).

Es gingen drei Apostel, unter einander Brüder, und begegneten dem Herrn Christus selbst. Wohin geht ihr drei Apostel, unter einander Brüder? Wir gehen zu der getauften N. N., das dreimal neunfach geschossene Geschwür segnen. Gehet und segnet mit meiner, meiner und aller Hülfe dieses dreimal neunfach geschossene Geschwür. Woher entstand es? ob vom Sitzen oder Liegen, oder Trinken, oder ..., oder von der Sonne, oder von den Sternen? daß es verschwinde so still und leicht als möglich, daß es nicht rüttele, schüttele und reiße in seinem Leibe, seinem Blute, seinem Gehirne, seinen Knochen, daß es gehe in dunkle Wälder, in dunkle Wolken, auf hartes Gestein. Da ist seine Ruhestätte bis zum jüngsten Tage. Vaterunser und dreimaliges Kreuzschlagen im Namen des Vaters ꝛc. ohne Amen.

25. Gegen skaz (schwarze Flecken).

Es ging der Herr Jesus einen Weg und begegnete der Mutter Gottes. Wohin gehst du, Mutter Gottes? Ich gehe zu der getauften N. N., das Blut säen und die Knochen brechen, und ich verbiete es dir. Gehe dahin, wo die Glocken geläutet und die Lieder gesungen werden, durch des Sohnes Gottes Macht, durch des heiligen Geistes Hülfe. Vater Unser, dreimaliges Kreuzschlagen im Namen Gottes ꝛc. und dreimaliges Wegpusten.

26. Gegen die Kolik (macica).

Mutter Macica, Widersacherin der Mutter Gottes, ich bitte dich durch Gott den Vater, durch Gott den Sohn, durch Gott den Sohn und (?) durch die ganze heilige Dreieinigkeit, daß du dich jetzt schon beruhigest, die Seele und

den Leib nicht kränkest, sondern daß du dich hinlegest auf das Kopfkißchen, welches dir der Herr Christus selbst mit seiner Spanne abgemessen. Vater Unser, 2c. dreimaliges Kreuzschlagen, kein Amen.[1])

Wir lassen hier noch ein Beispiel folgen, wie in den Dörfern das Vieh versegnet wird. Man stellt sich vor das behexte Stück Vieh und betet mit gefalteten Händen zuerst das Vaterunser, ohne jedoch Amen zu sagen. Sodann wird folgende Zauberformel: „Thau fiel vom Himmel, vom Steine hinab auf die Erde. Wie dieser Thau verschwindet, verschwand, in der Luft verwehet, so mögen auch die dreimal neun Zauber verschwinden, vergehen in der Luft und verweht werden" — dreimal wiederholt, nach dem dritten Male das Stück Vieh bekreuzt und endlich Amen gesprochen. Diese Besprechung sichert sowohl vor dem bösen Blick (urok, urzec), als auch heilt sie dessen schon eingetretene Folgen.[2])

Mit dem Segensspruch werden meistens gewisse Ceremonien verbunden. Oft sind diese begleiteten Handlungen das Wichtigste, oft helfen sie allein. Hie und Da werden daneben auch materielle Heilmittel angewandt.

Man versegnet die Rose mit den Worten: Jesus ging im Dillgarten mit einem Brand in seiner Hand und sprach: „Du sollst nicht weiter sengen noch brennen". Diese Formel wird drei Tage hintereinander nach Sonnenuntergang jeden Tag dreimal gesprochen. So oft man die Formel ausspricht, pustet man leicht dreimal auf die kranke Stelle, spuckt dreimal auf die Erde und schlägt darüber segnend ein Kreuz. (Gilgenburg.)

Wenn Jemand eine schwere Krankheit hat, so reißen sie ein Stück von dem Hemde des Kranken ab und hängen dieses oder auch das ganze Hemde an einem Kreuzweg an einen Baum oder an den Wegweiser. In dasselbe stecken sie eine Nähnadel, darunter legen sie ein Geldstück. So, meinen sie, wird die Krankheit von dem Kranken genommen. Die Vorübergehenden hüten sich wohl, die Lappen anzurühren oder das Geld zu nehmen, da sie sonst die Krankheit mitnehmen würden. (Kl. Jerutten.)

Der Pfarrer Krolczyk in Kurken erzählt von der Heilung des urok aus seinen Jugendjahren: „Als ich einmal vom Gymnasium zu den Ferien nach Hause kam und von urok befallen in die Anwendung von Zaubermitteln nicht willigen wollte, vielmehr mich schlafen legte, um so die Kopfschmerzen mit den begleitenden Nebenbeschwerden zu verlieren, wischte man mir im Schlafe dreimal mit einem schon gebrauchten Handtuche über das Gesicht mit den Worten: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. Amen.

[1]) No. 13 bis 26 erhielt ich in polnischer Sprache handschriftlich aus Königsgut bei Hohenstein. [2]) Hassenstein, N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 474 f. Mehrere Versegnungsformeln aus Natangen bietet J. Gottschalk in den N. Pr. Prov.-Bl. 1857, Bd. 1, S. 157 f.

Amen." Da ich aufwachte und mich wie gewöhnlich wohl fühlte, wurde mir die vermeintliche Ursache meiner Genesung angegeben. Sonst bedient man sich hiezu noch eines wirksameren Mittels und zwar bei Männern der Frauenkleider, bei Frauen der Männerkleider."

Wer von urok befallen ist, dem muß man mit neun verschiedenen Tüchern oder Lappen über das Gesicht fahren. Auch in einem Pfarrhause ist dies Mittel mit gutem Erfolg angewandt.

Wenn der Mann oder die Frau von urok befallen ist, so wischt die Frau dem Manne mit Weiberkleidern, der Mann der Frau mit Männerkleidern über das Gesicht und spuckt dabei dreimal aus. (Hohenstein.) Man wischt dabei wohl auch vom Kopfe bis zum Fuße. (Gilgenburg.)

Mittel gegen die englische Krankheit (vgl. o. S. 12). Man backt einen großen Fladen von Roggenmehl, schneidet in denselben ein großes Loch, zieht das Kind da hindurch, und trägt es dann dreimal um die Kirche, wobei dreimal das Vaterunser gebetet oder dreimal in das Schlüsselloch der Kirchthür gehaucht wird. (Hohenstein.)

Die englische Krankheit soll daher rühren, daß dem Kinde Katzenhaare in den Magen gekommen sind. Man soll, um dieselben zu entfernen, einen Hahn braten, den Magen zerreiben und diesen Staub mit Rothwein dem Kinde eingeben. (Hohenstein.)

Ein anderes Mittel gegen die englische Krankheit. Man setzt einen Stuhl zwischen zwei Eimer und steckt das kranke Kind unter dem Bügel des ersten Eimers durch, zieht es über den Stuhl und steckt es dann unter dem Bügel des zweiten Eimers durch. Nun dreht man den Stuhl und die beiden Eimer um — das sind drei Arbeiten. Mit dem Kinde wird dieselbe Procedur wie vorher zum zweiten Mal vorgenommen. Folgen abermals die bezeichneten drei Arbeiten, dann die Procedur mit dem Kinde zum dritten Mal. Endlich setzt man das Kind in einen Schrank und betet das Vaterunser, aber ohne Amen zu sprechen. Man wendet dieses Mittel Donnerstag nach Abendbrod an. Oft hilft einmalige Anwendung, nöthigenfalls aber kann man sie noch einmal und zum dritten Male wiederholen. — Das Mittel muß helfen; es hat nur neulich noch geholfen. (Hohenstein.)

Noch ein Mittel gegen Auszehrung oder englische Krankheit. Man führt Donnerstag nach dem Abendbrod bei abnehmenden Licht, desgleichen an dem darauf folgenden Sonnabend, endlich zum dritten Mal an dem nächsten Donnerstage Folgendes aus. Man macht Teig zurecht, legt davon einen Fladen auf den Tisch und stellt das Kind auf diesen Fladen, zuerst mit beiden Füßen, dann bloß mit dem rechten Fuß, so daß sich die Spuren in dem Teige abdrücken. Dann formt man aus diesem Teige drei kleine Fladen, legt sie in den Ofen und läßt sie bebacken. Das Kind wird ins Wasser gesetzt, und nach-

dem die drei Fladen in das Wasser gekrümelt sind, gebadet, wobei man das Vaterunser ohne Amen betet. Endlich nimmt man etwas von der Asche aus dem Backofen, sei es mit der Hand oder mit einem Span und fährt dem Kinde damit über den Kopf, von vorn nach hinten. Das Wasser wird nach Sonnenuntergang, ohne daß man dabei spricht oder sich umsieht, ausgegossen. „Das ist sehr gut;“ schloß mein Gewährsmann, „die Herrschaften wollen es nicht glauben; meine Frau hat es mit der Emilie so gemacht, und die ist ganz gesund geworden.“ (Hohenstein.)

Mittel gegen die Auszehrung. Man nimmt einen Pferdekopf, geht Donnerstag nach dem Abendbrod, ohne zu sprechen und sich umzusehen, zu einer Lehmgrube, in welcher sich Regenwasser angesammelt hat, schöpft daraus einen Eimer voll, gießt es zu Hause, nachdem es erwärmt ist, in eine Teine, zieht den Pferdekopf von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang dreimal durch dasselbe und badet das Kind darin. Das Hemde des Kindes wird auf der Brust mitten entzwei gerissen. Endlich trägt man Wasser und Hemde schweigend und ohne sich umzusehen in die Lehmkaule zurück. Dies Experiment wird noch an zwei Donnerstagen in derselben Weise wiederholt und führt gewiß Besserung und Heilung herbei. (Gilgenburg.)

Mittel gegen die Auszehrung. Zwei alte Frauen nehmen das kranke Kind, die eine reicht es der andern durch den Zaun (Rückzaun) und erhält es über den Zaun zurück. Dies wird dreimal wiederholt. (Kl. Jerutten.)

Mittel gegen Fieber. Drei Myrthenblätter aus dem Brautkranz sind gegen das Fieber gut. (Lubainen.)

Desgleichen. Man muß auf einem Besen aus dem Hause hinausreiten auf den Kreuzweg, dort den Besen liegen lassen und wieder nach Hause eilen, ohne ein Wort zu sprechen. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man gehe auf einen Grenzrain, schneide ein Loch in den Rasen, hauche dreimal hinein und verstopfe es schnell wieder. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man geht in einen Birkenwald, schüttelt an einer gewissen Zahl von Birken und spricht: (Die Worte wußte der Berichterstatter leider nicht, der Inhalt war etwa der:) Schüttle mich, wie ich dich, dann höre auf. (Hohenstein.)

Desgleichen. Wenn der Fieberanfall und die Hitze vorüber ist, ziehen sie das Hemde aus und tragen es Abends nach Sonnenuntergang, oder Morgens vor Sonnenaufgang, wenn möglich an einem Donnerstage, nach einem Kreuzwege und hängen es dort am Wegweiser auf. (Wallendorf.)

Desgleichen. An manchen Orten hängen die Glocken in einem offenen Glockenhause und der Glockenstrang hängt jedem zugänglich herunter.

Man dreht ein Geldstück in den Glockenstrang gegen das kalte Fieber. (Wallendorf.)[1])

Pisanski[2]) **erwähnt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß man früherhin auch das Evangelium Johannis benutzt habe, um durch dasselbe das Fieber zu vertreiben.**

Pisanski[3]) schreibt ferner in Betreff des Mondes: „Es äffet den Pöbel noch hin und wieder ein wahrhaft heidnischer Aberglaube, nach welchem er diesem Gestirne wirklich die Ehre der Anbetung erweist. Beim kalten Fieber, heftigen Augen- nnd Zahnschmerzen und einigen andern Krankheiten beobachten die damit Behafteten genau den Anfang des Neumondes, treten alsdann andächtig mit gefalteten Händen vor denselben und richten ein in läppischen Knittelreimen abgefaßtes Gebet an ihn, in der festen Hoffnung hiedurch von ihrem Uebel befreit zu werden. Verräth sich hier nicht das Heidenthum?" Sollte Pisanski hier etwas anderes als Versegnungen meinen?

Mittel gegen Gelbsucht. Gegen die Gelbsucht hilft Ungeziefer auf Butterbrod. (Hohenstein.)

Mittel gegen Kopfschmerzen. Man legt (setzt) dem Leidenden einen Topf mit Wasser auf den Kopf und legt einen Stahl hinein.

Mittel gegen Zahnschmerzen. Pisanski[4]) führt folgendes an: Man schneidet aus einem Hollunderbaum einen Splitter unter der Rinde aus, stochert mit demselben das Zahnfleisch so lange, bis es blutet, spündet ihn sodann wieder in seinen vorigen Ort ein und läßt ihn verwachsen.

Das erprobteste und einfachste Mittel gegen Zahnschmerzen ist, den Neumond anzusehen und unbeweglich stille zu stehen. (Hohenstein.) In deutschen Gegenden spricht man dabei dreimal die Worte: Liebes neues Licht, nimm ab meine Gicht, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Auch werden die Zahnschmerzen vergehen, wenn man den kranken Zahn dreimal mit einem Knochen vom Kirchhof berührt. (Gilgenburg.)

Gerstenkörner heilt man durch dreimaliges Bestreichen mit dem Trauringe der Mutter. (Lubainen.)

Der schwarze Umlauf am Finger (strzelany wrzód) wird nicht eher heilen, bis über ihm ein Gewehr abgeschossen wird.

Auswüchse am menschlichen Körper, welche man „Knöchel" nennt, werden auf folgende Weise geheilt: 1) Man geht in ein Haus, in dem eine Leiche

---

[1]) Man wirft den Fieberkranken mit einem Topf nach, um ihn zu erschrecken, oder man droht, ihn in den Brunnen zu werfen, aus dem gleichen Grunde. Es ist begreiflich, daß beide Mittel unter Umständen helfen. Hauptmittel gegen das kalte Fieber ist bei den Masuren überdies der Schnaps. [2]) No. 24, § 15. [3]) No. 22, § 6. [4]) No. 22, § 6.

ist, nimmt, ohne ein Wort zu sagen, die Hand des Todten und bedrückt dreimal mit dem Todtenfinger den Auswuchs. 2) Kommt ein Bettler ins Haus, so wird ihm, auch ohne eine Wort zu sagen, der Stock aus der Hand genommen, und der Auswuchs mit demselben dreimal bedrückt. 3) Findet man auf dem Felde in einem ausgehöhlten Knochen oder auf dem Kuhmiste Regenwasser, so wird der Auswuchs mit diesem Wasser dreimal bestrichen, worauf man, ohne sich umzusehen und ohne zu sprechen, nach Hause geht.

Mittel gegen Warzen. Man tippt auf jede Warze mit einer Erbse und schüttet diese Erbsen in den Backofen. Dann läuft man schnell fort, damit man keine knallen hört. Dann vergehen sie. (Hohenstein.)

Desgleichen. Um Warzen zu vertreiben, muß man so viel Erbsen, als man Warzen hat, wenn das Brod aus dem Backofen genommen ist, in den Backofen werfen, aber so, daß man das Fallen derselben und den Knall, wenn sie zerplatzen, nicht hört. (Wallendorf.)[1]

Desgleichen. Man benetzt die Warzen mit Regenwasser, das man auf Steinen findet, und geht ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen weiter. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man betupft die Warze mit gestohlenem Fleisch und vergräbt dies unter der Traufe. Wenn das Fleisch verfault, vergehen die Warzen. (Hohenstein.)

Desgleichen. Man sieht den Vollmond an und sagt dreimal: „Da ist was und hier (indem man die Warze berührt) ist nichts." Das wiederholt man drei Tage hinter einander. Dies ist ein sehr sicheres Mittel gegen die Warzen. (Hohenstein.)

Freitag vor Vollmond soll man den Mond ansehen und sprechen: „Was ich ansehe, nehme zu, und was ich anfasse, nehme ab." Dies wiederholt man dreimal hintereinander, immer Freitag vor Vollmond. (Hohenstein.)

Wenn ein Verstorbener bestattet wird, und die Glocken werden eben geläutet, so soll man an ein fließendes Wasser gehen und die Warzen mit dem Wasser bespülen. (Hohenstein.)

Man knüpft so viel Knoten in einen Faden, als man Warzen hat, und wirft diesen Faden einem Hausirjuden an den Sack. Dann verschwinden die Warzen.

Mittel gegen Ausschläge. Siehe den Volkskalender unten.

Mittel gegen Flechten. Die Flechten bestreicht man mit Fensterschweiß, den man mit den Fingern abgenommen hat, und spricht dabei: „Guten Morgen, Herr Lissai (d. h. Flechte), sei nicht morgen, nur heute." (Diese Worte bilden im Polnischen einen Reim.) (Hohenstein.)

Mittel gegen Bernegrund. Bernegrund (ogni piura d. h. eigentlich

[1]) Noch andere Mittel gegen Warzen werden angegeben in den N. Pr. Prov.-Bl. 1846, Bd. 1, S. 132.

Feuerfeder) ist eine Art Ausschlag bei Kindern. Während die Leute nach der Kirche gehen, geht die Mutter mit dem Kinde an eine Stelle, wo Holz gehauen wird, stellt sich mit dem Rücken gegen die Kirche, nimmt dreimal von der Spanerde, schüttet sie dem Kinde auf den Bernegrund und spricht dabei etwa so: „Wie die Leute jetzt nach der Kirche gehen, so gehe du vom Kopfe." Dann vergeht der Ausschlag. (Hohenstein.)

Mittel gegen Krämpfe. Die Krämpfe nennen sie eine Strafe Gottes. Auch sagen sie bei Krämpfen: „Der Herr Jesus hat ihn gefunden." Wer das erste Mal diese Krankheit an Jemand sieht, ritzt ihm mit der Nadel ein Kreuz auf die Brust, daß das Blut hervorquillt, damit sie vergehen. (Hohenstein.)

Die Mutter bedeckt den von Krämpfen Befallenen mit ihrem Trauungskleid. (Hohenstein.)

Wenn man sich verbrochen oder verhoben hat, braucht man Sargspäne mit Schnaps, oder Staub von dem sogenannten Stein gegen das Verheben (kamien od porusonie) — lapis haematitis, bei den Apothekern zu haben — meistens wiederum mit Schnaps gemischt.

Mittel gegen den Weichselzopf. Eine der gefürchtetesten und häufigsten Krankheiten ist der Weichselzopf (koltun [1]). Mit ihm beschäftigen sich die renommirtesten Oberzauberer, z. B. der in G. Dieser Oberzauberer in G. kurirt in der Art, daß er alle möglichen Krankheiten in einen Weichselzopf ableitet. Er braucht dabei Versegnungen, aber auch allerlei Kräuter. Man kann im Voraus ziemlich sicher sein, daß alle Patienten, die ihn besuchen, drei oder vier Tage nach ihrer Rückkehr aus G. den Weichselzopf statt ihrer früheren Krankheiten haben. Diesen aber nimmt ihnen der Oberzauberer seiner Zeit gefahrlos ab. (Kurken.)

Die allermeisten Krankheiten, namentlich Rheumatismen und Augenkrankheiten sind angehext. Sie laufen alle in koltun (Weichselzopf) aus. Der von einer Krankheit Befallene schneidet etwas von seinem Haupthaare ab, wickelt dies abgeschnittene Haar in ein Stück Papier, legt es entweder auf die Herzgrube oder unter den Arm und läßt es dort 24 Stunden liegen. Ist nach dieser Zeit das Haar verfilzt, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der Kranke behext ist. Er wird dann nicht mehr gekämmt und bekommt dann innerhalb 4 bis 5 Wochen, wie natürlich, den Weichselzopf. Diesen Weichselzopf können nur bestimmte, ganz allgemein als Hexen bekannte Personen heilen. Diese Hexen können aber auch Jemandem den koltun beibringen oder eingeben. Wie Manche glauben, ist der Samen der Klette oder auch der Distel vorzugsweise geeignet, durch seinen Genuß den koltun zu erzeugen. Bei der Heilung

---

[1]) Ostwärts vom Ortelsburger Kreise soll er nicht vorkommen.

des koltun wird dem Patienten von der Hexe ein Trank eingegeben, der auf das Reifwerden des koltun hinwirkt. Tritt nach einer bestimmten Zeit diese Reife ein, so wird der koltun von der Hexe abgenommen, aber nicht mit einer Scheere oder einem Messer, sondern mit einem scharfen Steine vom Kopfe förmlich abgequetscht. Mit dem koltun verschwinden auch die Krankheiten, die ihn zu Wege gebracht haben. (Soldau.)

Das wichtigste Geschäft der Hexenmeister nächst dem Versegnen ist das, dem Bestohlenen seinen Dieb ausfindig zu machen.[1]) Das beliebteste Mittel zu diesem Zweck ist die Veranstaltung, welche man Sieblaufen nennt, und welche schon vor hundert Jahren Pisanski erwähnt. „Das Sieblaufen und andere abgeschmackte Künste, deren man sich bedient, einen verborgenen Dieb zu entdecken, und die nicht nur von Zigeunerinnen, sondern auch von anderen häufiger getrieben werden, als man meinen sollte, sind offenbar aus der Abgötterei unserer Vorfahren entlehnt.[2])

Das Sieblaufen wird mir so beschrieben. Man nehme am Donnerstage nach dem Abendessen ein Buch religiösen Inhalts, und zwar eins aus der Hinterlassenschaft eines Verstorbenen, der im Rufe der Ehrlichkeit gestanden, stecke zwischen die Blätter des Buchs einen langen Schlüssel, so daß dieser, nachdem das Buch geschlossen ist, mit dem einen Ende etwas hervorragt. Das Buch wird an den Rand des Tisches gerückt. Hierauf hängt man ein leichtes Sieb auf das Schlüsselende und nennt die Namen derjenigen Personen, von denen man vermuthet, daß sie den Diebstahl verübt haben können, indem man sagt: „Siebchen, Siebchen sage mir Alles!" Bei der Nennung des wirklichen Diebes bewegt sich das Sieb, während dasselbe bei dem Aufruf der Namen unschuldiger Personen sich durchaus nicht rührt. Auf eben dieselbe Weise läßt sich auch ermitteln, wo der Dieb das Gestohlene verwahrt hat, indem man die vermutheten Bergungsorte nennt. (Kurken.)

Die Procedur ist nicht überall dieselbe. In Grunden war ich zugegen, schreibt ein Augenzeuge, als eine alte Frau einen Dieb ausfindig machen wollte. Auf einen Erbtisch wurde eine Erbbibel und auf diese ein Erbschlüssel gelegt; über letzteren wurde ein Sieb mit einem Faden an den Balken freischwebend befestigt. Die Beschwörerin rief darauf dreimal den Namen Gottes an und hierauf nannte sie in kleinen Zwischenräumen die Namen aller verdächtigen Personen, die möglicherweise den Diebstahl, der ein Schaf betraf, verübt

[1]) Will der Dieb sich vor Entdeckung sichern, so muß er seinen Gang rückwärts zu bewerkstelligen suchen oder am Orte des Diebstahls sein Bedürfniß verrichten. So lange es raucht, ist er sicher. Ein Licht von Menschentalg versetzt durch seinen Schein Alles in tiefsten Schlaf. Ein solches hat also für den Dieb ganz besondern Werth. (Gilgenburg.) [2]) No. 23, § 9. Ein anderes Mittel erwähnt schon Meletius im Erl. Preußen p. 719, 720.

haben konnten. Bei Nennung des Diebes sollte sich das Sieb bewegen; da dieses nicht erfolgte, erklärte die Frau, daß der Dieb ein ihr völlig Unbekannter sein müsse, und war wegen ihrer Umgebung und Bekanntschaft beruhigt.[1])

Eine andere Art den Dieb zu erforschen, heißt gleszyc. Man braucht dazu ein Gesangbuch und einen Schlüssel; beides müssen Erbstücke sein. Man steckt den Schlüssel in das Gesangbuch und bebindet dies mit einem Bande. Der Versegner und der Bestohlene legen den Zeigefinger unter den hervorstehenden Ring des Schlüssels, so daß dieser mit dem Gesangbuch herabhängt. Der Versegner ruft dreimal den Namen desjenigen, welchen man wegen des Diebstahls in Verdacht hat. Dreht sich der Schlüssel, so ist es der Schuldige. (Hohenstein.)

An andern Orten braucht man statt des Schlüssels eine Schafscheere, an welche das Sieb gehängt wird, und verfährt übrigens wie vorher.

Wenn in einem Hause ein Diebstahl verübt wird, und man vermuthet den Dieb unter den Hausgenossen, so läßt der Hausherr diese sämmtlich zusammentreten und vertheilt unter sie Strohhalme von gleicher Länge; nach einer Viertelstunde werden die Strohhalme untersucht, wo dann der in der Hand des Diebes gewesene gewachsen sein soll. In Blandau wurde dies Verfahren angewendet, und siehe da, bei der Untersuchung war der eine Strohhalm (und, wie sich nachher ergab, der vom Diebe gehaltene) kürzer geworden. Der Dieb hatte nämlich befürchtet, daß sein Strohhalm wachsen würde, und deshalb heimlich ein Stück davon abgerissen.[2])

Man zwingt seinen Dieb das Gestohlene wiederzubringen durch Drohungen, die ihm irgend wie schon zu Ohren kommen, oft mit dem besten Erfolge. Man droht ihn todt zu singen (s. o.), oder man droht einen zufällig geretteten Theil des gestohlenen Gutes, Zeuges, Holzes 2c. einer Leiche in den Sarg zu legen oder auf dem Kirchhofe zu vergraben, was dann die Folge hat, daß der Dieb sterben muß. Ueberhaupt erreichen die Hexer viel durch Furcht, welche sie einjagen; denn in dieser Beziehung sind die Masuren feigherzig. (Hohenstein.)

Viele machen ein Geheimniß daraus, wie man den Dieb zwingen könne, das Gestohlene wieder zu bringen. Bekannte Mittel sind diese: Ein Theil der Sachen, von welchen der Dieb gestohlen hat, wird in ein eingebohrtes Loch hineingesteckt und vernagelt. Oder: Der Rest der Sachen wird in einem Säckchen in den Schornstein gehängt. Oder: Der Rest gestohlener Sachen wird am Donnerstage in ein frisch aufgeworfenes Grab gebracht, ohne daß dabei die betreffende Person auf dem Hin- und Rückwege einen Laut von sich giebt.

---

[1]) N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 471. [2]) N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 472.

Dann hat der Dieb keine Ruhe, bis er das Gestohlene dem Eigenthümer zurückbringt. (Willenberg.)

Man legt einen geretteten Theil des Gestohlenen unter die Ziegel des Herdes und brennt Donnerstag nach dem Abendbrod Espenholz darauf. Wie das Feuer und die Hitze allmählig das Verwahrte angreifen, so reiben unbekannte, übernatürliche Einflüsse den Dieb auf. Hat man Nichts von dem Gestohlenen in den Händen, so holt man sich Donnerstag in der Mitternacht schweigend und ohne Umsehen vom Glockenthurme die Knoten von den Glockensträngen. Mit diesen macht man es ebenso, wie mit dem noch vorhandenen Rest des gestohlenen Gutes. Wer jedoch dies Experiment nicht ganz versteht oder auch nur ein kleines Versehen darin begeht, der gräbt sich dadurch selbst die Grube und stirbt. (Gilgenburg.)

Man lasse sich einen Bohrer machen, der, nicht wie gewöhnlich rechtsum, sondern linksum gedreht, in Holz oder dergleichen eindringt. Mit diesem Bohrer gehe man rückwärts bis an eine Espe, bohre in dieselbe ein Loch, stecke in dasselbe etwas von dem Gute, von dem der Dieb gestohlen hat, und verkeile es mit einem Pflock von demselben Holze. Bald wird der Dieb zittern, wie das Espenlaub, und das Gestohlene zurückbringen. (Hohenstein.[1])

Wenn man etwas Erhaltenes von gestohlenem Gut in einen Sarg legt, um den Dieb zu verderben, so muß man sich sehr in Acht nehmen, daß man nicht auf den eignen Schatten tritt. Geschieht dies, so hat man selbst den Tod innerhalb eines Jahres zu gewärtigen. (Hohenstein.)

Man meint, daß der Dieb nicht von der Stelle könne, so lange die Kirchenglocken läuten. Doch giebt es auch Zaubersprüche, durch welche man dieses bewirkt.[2])

Am allervorsichtigsten sind diejenigen, welche ihr Eigenthum so besprechen lassen, daß es überhaupt nicht gestohlen werden kann. Kommt der Dieb und will etwas davon nehmen, so bleibt er daran fest und kann nicht eher fort, als bis der Eigenthümer selbst ihn freiläßt. — Solche Besprechung des Eigenthums hat wenigstens das Gute, daß sie Unsicherheit und Furcht bei abergläubischen Dieben bewirkt. (Hohenstein.)

---

[1]) Ein ähnliches Mittel aus Natangen beschreibt J. Gottschalk in den N. Pr. Prov.-Bl. 1857, Bd. 1, S. 158: Man mache in einen Birnen- oder Pflaumenbaum ein Loch mit einem Bohrer. Das Loch bohre man bis zur Hälfte der Baumesstärke und stecke darin etwas von dem gestohlenen Gute. Dann mache man von demselben Baum einen Nagel und schlage ihn in das Loch. Sowie das in den Baum geschlagene gestohlene Gut verdirbt, so verdirbt der Dieb. Will er nicht sterben, so bringt er das gestohlene Gut zurück. Wird der Nagel in das Loch aber ganz hineingeschlagen, so stirbt der Dieb in 8 Tagen. [2]) Einen solchen aus Natangen theilt Gottschalk mit in den N. Pr. Prov.-Bl. 1857, Bd. 1, S. 157.

Hierbei bedient man sich folgender Formel: Es ging die allerheiligste Jungfrau in den Garten. Ihr dienten drei Engel, der erste hieß St. Petrus, der andere St. Gabriel, der dritte St. Zachariel. Diesen begegnen drei Diebe, welche das Kind Jesu spielen (stehlen?) wollten. Petrus spricht zum Zachariel: Gehe und fessele sie mit Strang, Ketten und Gottes Wort, damit selbige stehen, unbeweglich wie Säulen. Sie sollen die Sterne am Himmel zählen und nicht eher von der Stelle können, bis mein Mund und meine Zunge sie löset. Vater unser zc.

Wer bestohlen ist, wickelt etwas von dem Gute, von dem ihm ein Theil gestohlen ist, z. B. ein Stück Leinwand um den Klöppel der Glocke. Das zunächst folgende Glockengeläute mahnt den Dieb, das Gestohlene wiederzubringen; beim zweiten Glockengeläute stirbt er, wenn das Gestohlene nicht inzwischen dem Eigenthümer wiedergebracht ist. (Hohenstein.)

Wir schließen mit einer in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen Hexengeschichte.

Eine Mutter hatte ein krankes Kind. Nun wollte sie das Lager des Kindes zurecht machen und neue Streu unterlegen. Dabei fand sie, während sie das Kind im linken Arm hielt, in dem Stroh einen schwarzen Wurm, einen guten Zoll lang, und hielt denselben zwischen den Fingern der rechten Hand. Aber der Wurm verschwand ihr zwischen den Fingern und war nirgend zu finden. Das Kind war gleich darauf kränker, zum Sterben. Der Vater entschloß sich, zu einer Hexe zu gehen, und damit sie ihm die Wahrheit sagte, zog er zur Sicherheit sein Hemde auf der linken Seite an. So kann man keinen Menschen dumm machen. Die Hexe aber wußte dies und fragte ihn, warum er das Hemde verkehrt angezogen hätte, er hätte ja nichts zu fürchten. Er hatte ein Fläschchen Urin mitgebracht, welches die Hexe besah. Sie sagte: Das Kind ist behext, und die Hexe hat, als das Kind schon krank war, ihre Hexerei noch verbessert durch den schwarzen Wurm. Hätte die Mutter den Wurm gleich verbrannt (zertreten ist nicht so gut), so wäre das Kind gesund geworden; so aber ist der Wurm in das frische Stroh gegangen und dann dem Kinde durch den Mund in den Leib. Da nagt er am Herzen und sitzt der Ader ganz nahe, wenn er die Ader zerbeißt, muß das Kind sterben. Sie wußte alles, was mit dem Wurm geschehen war, ganz genau und sagte, hier könne sie nicht helfen, das sei schon vorbei. Die Krankheit des Kindes äußerte sich in Krämpfen, Zähne fest übereinander, Schaum vor dem Munde, die Hände nicht aufzumachen. Wenn der Wurm aufhörte zu beißen, dann hörten die Krämpfe auf und das Kind nahm die Brust. Sie wußte auch die Hexe anzugeben, von der das Kind das Leiden hatte, und sagte voraus, daß das Kind den dritten Tag sterben würde, was auch geschah. — Man sah die Hexe. Als die Leiche des Kindes zum Kirchhof getragen wurde, wurden alle Tische und Stühle im

Hause (nicht die Todtenbaare) umgekehrt, die Füße nach oben, da mußte die Hexe kommen und dreimal um das Haus laufen. (Hohenstein.)[1])

3. Das Wahrsagen und der Kalender.

Die Gegenwart steht mit der Zukunft in geheimnißvollem Zusammenhange. Oft hängt Alles von dem Zeitpunkt ab, in welchem ein Unternehmen begonnen wird; wie wichtig ist es also, ihn zu treffen! An gewissen besonders heiligen Tagen bekommt alles, was geschieht, und was man unternimmt, eine besondere Bedeutung; da muß man die Vorgänge beobachten, die Gelegenheiten nicht versäumen. Aber freilich Manchem, wird durch irgend welchen Vorgang, dessen Eintreten von seinem Wissen und Wollen durchaus unabhängig ist, für lange Zeit oder für immer unabänderlich sein Schicksal bestimmt. Am allerwichtigsten sind in dieser Beziehung die Zwölften, d. h. die zwölf Tage von Weihnachten bis zum Tage der heiligen drei Könige.

Schon Pisanski kannte diese Bedeutung der Zwölften und andern an dieselben sich knüpfenden Aberglauben sehr wohl und urtheilt über denselben so scharf ab, wie der es muß, dem es an allem Interesse für volksthümliche Ueberlieferung fehlt. Er sagt:[2]) „Was für Hirngeburten haben nicht die sogenannten Zwölften hervorgebracht. Man muß alsdann, aus bekannten Ursachen, den Wolf nicht nennen, keine Erbsen und Bohnen essen, wo man nicht Geschwüre zur Belohnung bekommen will, und andere läppische Beobachtungen durchaus nicht übertreten. Vornehmlich aber sollen diese zwischen dem ersten Weihnachts- und Dreikönigenfeste eingeschlossenen zwölf Tage untrügliche Bedeutungen des Wetters sein, so sich in jedem Monate des folgenden Jahres äußern wird."

---

[1]) Zum Vergleiche fügen wir hier eine Notiz aus den polnischen Gegenden westlich von der Weichsel an. Der cujavische und pomerellische Bischof Christoph Antonius in Slupow Szembeck erließ im Jahre 1727 eine Verordnung in Hexensachen (in polnischer Sprache), in welcher auch folgende merkwürdige Stellen vorkommen. Er fordert die weltlichen Gerichte auf, daß sie die der Hexerei zc. Beklagten „im Gefängniß frei und ohne beschwerliche Bande sitzen lassen, aller Verbindung der Augen, Schwemmung, Verwundung, bei dem Gefangennehmen sich enthalten, auch dieselben rückwärts zu tragen und zu führen oder sie die Erde nicht berühren zu lassen, als welches alles abergläubisches Wesen ist, sich nicht unterstehen sollen." An einer anderen Stelle fährt der Bischof so fort: „Vor allen Dingen aber verbieten wir, die rechtlich untersagten Arten zu wahrsagen, ingleichen allerhand zugefügten Schaden durch Wasser, Feuer, Bleischmelzen und Wachsgießen zu errathen, wie auch rückwärts zu spinnen und Krankheiten zu verbrennen, weil dieses alles lauter teuflische Angebungen sind." Preuß. Todestempel, S. 322—327. Preuß. Sammlung, Bd. 1, S. 579—596. [2]) No. 25, §. 16. Wir vergleichen hier und im Folgenden den in den N. P. Prov.-Bl. 1848, Bd. 2, S. 206 ff. 1850, Bd. 2, S. 116 ff. und 1853, Bd. 1, S. 201 abgedruckten Volkskalender.

Auch erzählt Pisanski von einem älteren Hospitaliten, der sich mit Beobachtung des Wetters bei Tage und Nacht zu allen Stunden der Zwölften recht große Mühe gab, solches nach seiner Art genau aufzeichnete und nachher das ganze Jahr hindurch als ein Orakel großen Zulauf von lernbegierigen Personen hatte.

Sehr ausführliche „Prophezeihungen aus den Tagen des Geburtsfestes und den eilf hinter diesem Tage folgenden Tagen und Nächten für das ganze Jahr“ enthält der mehrerwähnte Himmelsschlüssel. Trifft der Weihnachtstag auf einen Sonntag, dann wird der Winter warm, das Frühjahr naß und warm, der Sommer angenehm, trocken und schön, der Herbst naß und windig; Getreide giebt's im Ueberfluß, Honig genügend; der Tod hält sich hauptsächlich an den Schwangern; Frieden im Ehestande. Aehnliche Prophezeihungen für den Fall, daß der Weihnachtstag ein Montag, Dienstag 2c. ist. Wenn am Weihnachtstage schön Wetter ist, bringt das darauf folgende Jahr sehr viel gutes und schönes Getreide. Wenn am ersten Tage nach Weihnachten schön Wetter ist, bringt das darauf folgende Jahr viel Zänkereien und Spaltungen unter der Geistlichkeit, 2c. 2c. für alle zwölf Tage, immer den Fall gesetzt, daß es an denselben schönes Wetter ist. Wenn die Nacht der Gottesgeburt stürmisch ist, droht der Tod den großen Herren. Wenn die erste Nacht nach Weihnachten stürmisch ist, folgt ein friedliches von Zänkereien freies Jahr unter den Herrschern, 2c. 2c. für alle zwölf Nächte, wobei immer vorausgesetzt wird, daß dieselben stürmisch sind. Wir theilen diese Prophezeihungen im Einzelnen nicht mit, da sie nicht auf mythologischer Ueberlieferung, sondern auf willkürlicher Erfindung zu beruhen scheinen.

Der Zusammenhang der Witterung in den Zwölften mit der Witterung des nächsten Jahres wird anderwärts — und schon in alter Zeit — so dargestellt: Jeder Tag der Zwölften sagt die Witterung eines Monats voraus, der 25. December für den Januar, der 26. December für den Februar 2c. 2c. Jeder Tag der Zwölften wird überdem in vier Theile (von 6 Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternacht, bis 6 Uhr Morgens, bis 12 Uhr Mittags, bis 6 Uhr Abends) zerlegt und jedes solches Viertel giebt die Witterung für ein Viertel d. h. eine Woche des bestimmten Monats. (Hohenstein.)[1])

Welches nun aber der Zusammenhang auch sei; auf die Witterung in den zwölf ersten Tagen nach Weihnachten wird sehr genau Acht gegeben; von derselben hängt das Schicksal des ganzen Landes während des kommenden Jahres ab. (Soldau.)

„Die Zwölften machen dem bekümmerten Landmann wegen seiner Heerde eine neue Furcht vor den Werwölfen. Der in der Zeit Herzog Albrechts

---

1) Vgl. Volkskalender No. 18.

eingefangene Mensch, der für einen Werwolf gehalten wurde, behauptete, regelmäßig um Weihnachten und Johannis sich in einen Wolf verwandeln zu müssen.“[1])

In den Zwölften darf man nicht spinnen. Wer es thut, dem fällt der Wolf in die Schafheerde. Die gewöhnliche Beschäftigung zwischen Weihnachten und Neujahr ist Federn schließen. (Hohenstein.)

Wenn zwischen Weihnachten und Neujahr große Schneeflocken fallen, so sterben vorzüglich alte Leute, wenn kleine Schneeflocken, vorzüglich junge Leute. (Hohenstein.)

Zwischen Weihnachten und Neujahr kocht man nicht Erbsen, wenigstens mag das Gesinde sie nicht, weil dieses dann in Gefahr kommt, von der Herrschaft im nächsten Jahre Prügel zu bekommen. (Hohenstein.) Nach andern vermeidet man Erbsen in dieser Zeit, weil sonst Geschwüre im Hause herrschen würden. (Willenberg.)

Zwischen Weihnachten und Neujahr brennt man Asche, die zu gewissen Versegnungen erforderlich ist, wie schon oben erwähnt wurde. Auch braucht man diese Asche bei der Aussaat;[2]) desgleichen zur Vertilgung des Ungeziefers beim Vieh und der Raupen auf Kohl und Bäumen. (Hohenstein.)

Sämmtliche Asche aus Ofen und Kamin wird in den Zwölften aufgesammelt und zu den eben bezeichneten Zwecken auf dem Boden bewahrt.

Träume, welche man zwischen Weihnachten und Neujahr hat, gehen in Erfüllung. (Hohenstein, Gilgenburg rc.)[3])

Am Sylvesterabend (31. December) wird die Stube gereinigt, mit Sand und Tannen geschmückt und gut geheizt, damit die niedersteigenden Engel es darin behaglich finden sollen.[4])

Am Sylvesterabend wird der Ofen stark geheizt, damit die Todten sich wärmen können.[5])

Wenn man in der Neujahrsnacht zwischen 11 und 12 im Ofen Feuer anzündet, eine Bank an denselben stellt und sie mit Asche bestreut, so findet man am Morgen die Spuren des Todten in der Asche, der sich Nachts gewärmt hat.[6])

Auch setzt man wohl einen Stuhl mit einem Handtuch in die Stube, wie nach einem Begräbnisse geschieht. (Hohenstein.)

Wenn sie am Sylvesterabend in die Kirche gehen, sehen sie nach dem Schatten. Eine Person, deren Schatten dann keinen Kopf hat, muß sterben.[7])

---

[1]) Pisanski, No. 25, § 16. [2]) Volkskalender, No. 158. [3]) Grunau in den N. P. P.-Bl. 1846. Bd. 2, S. 337, sagt von den alten Preußen sogar: „Von den Träumen halten sie fest, daß es einem wiederfahre, wie er geträumt hat in seiner Ruhe“ ohne alle Einschränkung auf gewisse Tage. [4]) Hintz, S. 118. [5]) Volkskalender, No. 159. [6]) Ebenda No. 160. [7]) Aehnliche Mittheilung aus Samland in dem Volkskalender No. 36.

Am Sylvesterabend muß das Häckselmesser abgenommen und das Stroh zusammengebunden in die Lade gelegt werden, sonst findet man in ihr Morgens einen Menschen ohne Kopf.[1])

Am Sylvesterabend besorgt man sich zum Abendbrod unter allen Umständen große Fische, — die großes Geld bedeuten. (Gilgenburg.)

Das Glückgreifen in der Sylvesternacht, schon von Pisanski[2]) erwähnt, ist sehr üblich, doch beschränkt man sich in Masuren nicht auf die sonst[3]) übliche Neunzahl von Gegenständen. Die Zahl derselben ist unbeschränkt. Außer Geld, Kind, Brod, Ring, Leiter, Himmelsschlüssel, Todtenkopf werden namentlich Männer aus verschiedenen Ständen, Wirthe, Schneider, Schuhmacher ꝛc., auch Teufel in Teig dargestellt und unter die Schüssel gelegt.

Auch Zinngießen und Pantoffelwerfen als Mittel, die Zukunft zu erforschen, sind sehr bekannt.[4]) Bemerkenswerth ist die Notiz, daß derjenige, welcher sein Schicksal durch den Zinnguß erfahren will, die Schüssel mit kaltem Wasser, in welche ein anderer das geschmolzene Zinn hineingießt, selbst über seinem Kopfe hält.[5])

Zum Pantoffelwerfen kann nur der linke Pantoffel gebraucht werden. Man wirft ihn rückwärts über den Kopf. Kommt die Spitze desselben gegen die Thür zu stehen, so wird der oder die, welche ihn geworfen hat, im Laufe des nächsten Jahres das elterliche Haus verlassen.

Auch zieht man zur Nacht auf den rechten (?!) Fuß einen Schuh an und wirft, wenn man etwa aufwacht, denselben von dem Fuß über den Kopf hinweg in die Stube, und stellt damit dieselbe Probe an, wie vorher. (Gilgenburg.)

Wenn man in der Sylvesternacht, ohne zu sprechen, in den Ofen sieht, so wird man darin etwas Gutes oder Schlimmes sehen, das man in dem nächsten Jahre zu erwarten hat.[6])

Man schlägt aufs Gerathewohl Gesangbuch oder Bibel auf, nachdem man vorher bestimmt hat, ob auf der Seite rechts oder links, und welche Zeile oder welcher Vers gelesen werden soll. Die so gefundene Stelle giebt Andeutungen über das Schicksal, welches der Anfragende im nächsten Jahre zu erwarten hat.[7])

Oder man legt am Sylvesterabend ein Gesangbuch unter das Kopfkissen und schlägt dasselbe beim Erwachen auf und erhält dadurch Auskunft über sein Schicksal.[8]) Die Nummer des aufgeschlagenen Liedes ist zugleich eine Glückszahl. (Gilgenburg.)

---

[1]) Volkskalender No. 161. [2]) No. 25, § 16. [3]) z. B. in Samland und Litauen, Volkskalender No. 24. [4]) Volkskalender No. 25, 26. [5]) Diese sowie einige andere Notizen entnehme ich einer mir nachträglich freundlichst mitgetheilten Conferenzarbeit eines Lehrers im Willenberger Kirchspiele. [6]) Vgl. a. a. O. No. 32. [7]) Etwas abweichend a. a. O. No. 37. [8]) Hart. Zeitung 1866, No. 8.

In sehr alten Ausgaben des Gesangbuchs steht das Lied des goldenen A. B. C. „Allein auf Gott setz' Dein Vertraun" ꝛc., dessen 25 Verse mit den 25 Buchstaben des Alphabets anfangen. Nun werden in der Sylvesternacht die 25 Buchstaben einzeln auf Zettelchen geschrieben. Man zieht drei dieser Zettelchen, und die drei darauf stehenden Buchstaben bezeichnen nun die Verse jenes Liedes, die man besonders zu beherzigen hat. (Oletzko.)

Man wirft ein Geldstück ins Wasser. Nach dem Klange erkennt man, ob Jemand eine Krankheit bevorsteht. Springt es aus der Schüssel, so bedeutet dies Tod. (Soldau.)

Besonders zahlreich sind die Schicksalsproben, welche heirathslustige junge Mädchen anstellen. — Sie gehen an ein offenes fließendes Wasser mit hartem kieseligem Grunde, greifen eine Hand voll aus demselben, und bringen das Gegriffene in die Stube und ans Licht, wo es auf einen Teller geschüttet und sorgfältig untersucht wird. Sind die gegriffenen Steinchen paar, so wird das Mädchen im Laufe des künftigen Jahres heirathen, sind sie unpaar — ledig bleiben; und ist sogar ein Würmchen dazwischen, dann bekommt das Mädchen ein Kind, ohne zu heirathen. (Oletzko.)

Auch greifen die Mädchen in eine Wuhne bis auf den Grund des Wassers. Was sie dann greifen, bezeichnet den Stand ihres Zukünftigen. Ist es ein Stück Eisen, so wird ein Schmidt, ist es Holz, so wird ein Tischler, ist es ein Strohhalm, so wird ein Landwirth sie heirathen. (Hohenstein.) So bedeutet Glas, Ziegel, Stein, Muschel einen Glaser, Ziegler, Maurer, Fischer. (Willenberg.)

Sie gehen der Reihe nach an einen Zaun, jede an eine andere Stelle und schreien laut in die Nacht hinein: „Kommst? Ja?" Antwortet nun das Echo: Ja, dann heirathet das Mädchen; hierbei paßt sie aber sehr auf, aus welcher Gegend das Ja geantwortet wurde: denn aus derselben Gegend wird der Erwartete kommen. (Oletzko.)

Junge Leute rütteln in der Sylvesternacht am Zaun und lauschen, aus welcher Gegend dann die Hunde bellen; denn von dorther kommt der oder die Zukünftige. (Lubainen.)

Die Mädchen gehen im Finstern in den Schafstall und greifen Schafe, was von jeder nur einmal geschehen darf. Wird nun ein Hammel oder sogar ein Bock gegriffen, dann ist die Heirath sicher; ein Schaf — bedeutet noch längeres Verbleiben im ledigen Zustande. Ein Lämmchen greifen die Mädchen nicht gern, denn es bedeutet ein Kind. (Oletzko.)[1])

Sie gehen nach einem Holzschuppen, raffen ungezählt einen Arm voll kleingemachten Kaminholzes auf und bringen es in die Stube, wo es gezählt

[1]) Vergl. die ähnliche Probe im Gänsestall. Volkskalender No. 40.

wird. Ist's paar, so folgt die Heirath, ist's unpaar, so bedeutet dies das Gegentheil[1]). Bisweilen wiederholen sie diesen Versuch dreimal hintereinander; bringen sie dreimal eine gerade Zahl von Holzscheiten, so ist die Heirath um so gewisser. (Gilgenburg.)

Auch zupfen sie Stroh aus dem Dache. Sind in den ausgezupften Aehren noch einzelne Körner, so bedeutet dies, sie bekommen einen Bauer zum Manne, sonst einen Instmann.[2])

Eine Schüssel wird mit Wasser gefüllt, welches man frisch aus dem Brunnen geholt hat, ohne zu sprechen und ohne sich umzusehen. In diesem Wasser läßt man zwei Kohlen schwimmen, von welchen eine ein Mädchen, die andere den Geliebten vorstellt. Wird die erstere von der letzeren eingeholt, so kommt die Heirath sicher zu Stande. Auch werden mehrere Kohlen, welche junge Mädchen vorstellen, und eine, die einen jungen Mann bezeichnet, in die Schüssel geworfen; man achtet dann darauf, welche Kohle von der letzteren eingeholt wird, und entnimmt daraus, zu welchem der Mädchen der junge Mann die größte Neigung hat.[3])

Wenn man in der Sylvesternacht um Mitternacht, ohne zu sprechen, in den Spiegel sieht, so sieht man die Zukünftige oder den Zukünftigen.[4])

Auch einige wirthschaftliche Prophezeiungen gewährt Sylvester. Man zupft eine Anzahl Strohhalme aus dem Dache. Findet man in den Aehren noch Körner, so hat man im nächsten Jahre Brod in Fülle, findet man keine, so wird man Mangel leiden. (Willenberg.) Andere ziehen, um diese Probe anzustellen, eine Hand voll Stroh aus einem Strohbunde. (Gilgenburg.)

Wem am Sylvestertage zuerst ein Mann einen Besuch macht, dem werden im nächsten Jahre Kühe und weibliche Schafe geworfen, wem zuerst ein weibliches Wesen, dem männliche Thiere. (Wallendorf.) Fast entgegengesetzt ist folgende Mittheilung: Kommt am letzten Morgen vor Neujahr ein Mann ins Haus, so hat die Kuh, die zuerst nach Neujahr kalbt, gewiß ein Bullkälbchen; kommt eine Frau, so ists ein Kuhkalb. (Willenberg.)

Am Sylvesterabend geht man auch den Grenzzaun schütteln, wobei man folgende Worte spricht: „Die Eier sind für uns und das Krakeln für euch.“ Die Folge davon ist, daß die Hühner des Nachbarn zu ihm kommen, um die Eier hier hin zu legen und — dort krakeln gehen.[5])

Auch glaubt man, daß in der Neujahrsnacht von 11 bis 12 Uhr alle Thiere sprechen können, was — so versichern die Leute mit ernsthaftem Gesicht — schon Mancher gesehen hat. (Lubainen.)[6])

---

[1]) Vgl. a. a. O. No. 42. [2]) Vgl. a. a. O. No. 43. [3]) Aehnlich das Lichtschwemmen a. a. O. No. 28. [4]) Vgl. a. a. O. No. 47. [5]) Hart. Zeitung 1866, No. 8. [6]) Dies wird anderwärts von der Weihnachtsnacht behauptet. Volkskalender No. 14. Ebenso in Litauen. Beitr. zur Kunde Preußens, Bd. 2, S. 130.

Von dem Teig, aus welchem Glück gebacken wird, backt man auch kleine Brödchen und giebt sie dem Vieh in der Sylvesternacht zu fressen, damit es gedeihe. (Hohenstein.)

In der Sylvesternacht windet man Strohbänder um junge Bäume, damit sie gedeihen. (Hohenstein.)

Aus dem Neujahrsteig werden die sogenannten nowelatka (Neujahrspuppen) gemacht, getrocknet und sorgfältig das ganze Jahr aufbewahrt. Bei Viehkrankheiten, beim Kalben der Kühe, beim Lammen der Schafe zc. werden sie gebraucht. (Willenberg.)

Der Teig dazu wird in einer großen Mulde auf Stroh geknetet. Mit diesem Stroh bebindet der Hausvater seine Obstbäume. Wer mit der Mulde auf dem Kopfe die Dachleiter rückwärts hinaufsteigt und von oben in den Schornstein hineinsieht, der erblickt da alle, die im künftigen Jahre sterben werden. „Ein Schmied, den ich kannte," schreibt ein Lehrer des Willenberger Kirchspiels, „hat dieses Wagestück ausgeführt, kam mit Zittern die Leiter herunter und starb nach wenigen Tagen. Er soll sich selber in dem Schornstein gesehen haben." (Willenberg.)

Vor Neujahr muß man alle Schulden bezahlen und alles Geborgte abgeben. (Gilgenburg.)

Wer am Neujahrstage zuerst aus der Kirche kommt, der wird in diesem Jahre zuerst mit der Ernte fertig. Daher die große Eile, mit der man sich an diesem Tage aus der Kirche entfernt. (Hohenstein.)

Wenn die Sonne am Neujahrstage zum Vorschein kommt, geräth der Flachs, und bliebe sie nur so lange sichtbar, daß sich ein Mann in der Zeit gerade aufs Pferd schwingen kann; sonst nicht. (Hohenstein.)

Wenn es zu Neujahr windig ist, so giebt es viel Obst. Wenn es in der Neujahrsnacht schneit, giebt es viel Bienenschwärme. Wenn in der Neujahrsnacht viel Sterne scheinen, dann legen die Hühner viele Eier. (Hohenstein.)

Am Neujahrsfeste werden Erbsen gekocht, damit die Erbsen im nächsten Jahre gut gerathen. (Gilgenburg.)

6. Januar. Am Abend vor dem Tage der heiligen drei Könige müssen an der Thür des Viehstalles drei Kreuze gemacht werden. (Hohenstein.)

25. Januar. Pauli Bekehrung, die Hälfte des Winters, des Brodes und des Futters. An demselben Tage legt sich das Gewürm (im Winterschlaf) auf die andere Seite. An diesem Tage spinnt man nicht, damit die Maulwürfe nicht das Feld zerwühlen. (Wallendorf.)[1])

2. Februar. Lichtmeß oder Mariä Reinigung. Wer Flachs gesäet hat,

---

1) Vgl. auch Volkskalender No. 61, 169, 170 und Hintz, S. 112.

muß an diesem Tage spazieren fahren, wenn's auch nur eine kleine Strecke wäre, dann geräth der Flachs besser. (Wallendorf.)

Die Wölfe kommen am Nicolaitage zusammen und gehen zu Mariä Lichtmeß wieder aus einander. In dieser Zeit ists gefährlich zu reisen. (Hohenstein.)

Zu den Fastnachtsschmausereien wird Geld zusammen gelegt (Hohenstein). Sie arten hie und da in Bacchanalien aus.[1]) Während des Tanzes werden die Tänzerinnen „übergesetzt.“ Ein mit Bändern geschmückter Reif wird ihnen über den Kopf geschlagen und dann werden sie aus demselben herausgehoben. Sie müssen dafür ein Geschenk an Gelde geben. Wer viel zahlt, wird öfters übergesetzt.[2])

Zu Fastnacht muß getanzt werden, dann geräth der Flachs. (Wallendorf.)

Wer guten Flachs haben will, muß zu Fastnacht Schlitten fahren. (Willenberg.)[3])

Wer zu Fastnacht spinnt, dem geräth der Flachs nicht. (Gilgenburg.)

Am Aschermittwoch Abends versammelt sich die Jugend und zieht mit großem Geschrei durch das Dorf. Sie führen Asche in einer Tonne auf einem Halbwagen mit sich und werfen dieselbe den auf das Geschrei Herbeieilenden in die Augen. (Willenberg.)

24. Februar. St. Matthäus legen die Gänse Eier. W. Macieja gęsi niosą jaja.[4]) Wer an diesem Tage spinnt, dem gehen die Gänse nicht zur Hand. (Hohenstein.)

12. März. Die Masuren sagen, am Gregoriustage geht der Winter zum Meere; Gregorza idzie zima do morza.[5])

Am Gregoriustage findet man unter den Blättern des Kohlkopfes Samen, der sich ganz vorzüglich zur Saat eignet. (Gilgenburg.)

25. März. Mariä Verkündigung. An diesem Tage wird die erste Furche mit dem Pfluge gezogen, daher heißt die Jungfrau Maria Matka otworna d. h. die öffnende. Bisweilen ist aber am Tage der Matka otworna der Boden noch nicht so beschaffen, daß der Pflug in die Erde kann. Man weiß dieses schon lange vorher; es hängt nämlich davon ab, ob an gewissen Tagen vorher Frost oder flaues Wetter stattfindet.[6])

An Mariä Verkündigung kommen die Störche, Bartholomäi ziehen sie wieder ab.[7])

---

[1]) Hintz, S. 46. [2]) Näheres über diesen auch in andern Theilen Preußens bekannten Gebrauch giebt der Volkskalender No. 69, 70, 173, 218. [3]) Vgl. Volkskalender No. 74. Hintz, S. 112. [4]) Frischbier, Preuß. Sprichwörter, 2. Aufl., S. 303. [5]) Frischbier, Preuß. Sprichwörter, 2. Aufl., S. 301, hat Gregorza ucieka żnieg do morza. [6]) Vgl. Volkskalender No. 177. [7]) Vgl. Volkskalender No. 223.

An Mariä Verkündigung muß das Vieh ausgejagt und versegnet werden. (s. o.)

Gründonnerstag nimmt man Ableger von Blumen. Desgleichen versetzt man dann Topfblumen.

Charfreitag wird nur hie und da in Masuren als Feiertag gewürdigt.

Am Charfreitag und Ostersonntag soll man sich nicht kämmen; sonst kratzen die Hühner im Garten. (Hohenstein.)

Am Ostersonntag geht die Sonne springend auf, denn das Lamm Gottes freuet sich über die Auferstehung Christi.[1]) Viele stehen früh auf um dieses Schauspiel zu sehen.

Das Wasser, welches man an diesem Tage vor Sonnenaufgang schöpft, besitzt eine wunderbare Kraft.

Viele waschen sich an diesem Tage vor Sonnenaufgang in einer frischen Quelle, um Ausschlag, Augenübel und andere langwierige Krankheiten zu vertreiben. Man geht früh aus, sorgt möglichst dafür, nicht gesehen zu werden, antwortet niemand, von dem man angeredet wird, dankt nicht einmal dem Grüßenden. Wer so glücklich ist, daß er zu glücklicher Stunde aus dem Hause tritt, wird das Uebel los, wenn nicht, so erhält er die Krankheit auch wohl noch ärger. (Wallendorf.)

Leute, welche an Flechten und anderen Ausschlägen leiden, gehen am ersten Osterfeiertage gleich nach 12 Uhr früh Morgens in das Wasser und tauchen sich ganz unter. Sie bemühen sich andern, die den gleichen Weg nach dem Wasser machen, zuvorzukommen. Beim Hin- und Hergehen darf kein Wort gesprochen werden.

Es giebt gewisse Gewässer, welche in dieser Beziehung in dem Ruhm besonderer Heilkraft stehen, wie z. B. ein Dümpel nahe dem Tannenberger Schlachtfelde.

Das Pferdeschwemmen in der Osternacht wird schon im vorigen Jahrhundert erwähnt.[2])

In der Osternacht verwandelt sich Wasser in Wein.

Jeder Dienstbote erhält eine Anzahl Eier.[3])

Am Ostermontag, aber auch wohl schon am Ostersonntag, ist das bekannte Schmackostern üblich.

Die Osterruthe hat noch ihre besondere Bedeutung. Man nimmt demjenigen Kinde, das schmackostern geht, durch ein Handtuch eine beliebige Ruthe aus der Hand, bewahrt sie auf und treibt damit das Vieh aus, wenn dieses zum ersten Mal auf die Weide soll. (Gilgenburg.)

Am Ostermontag, aber wohl auch schon am Ostersonntag, begießen Mäd-

---

[1]) Vgl. Volkskalender No. 230. [2]) Pisanski, No. 25, § 16. [3]) Volkskalender No. 182.

chen und junge Leute einander — was ebenso wie das Schmackostern als eine Art von Aufmerksamkeit gilt.[1])

Der Hausvater besprengt die Familie, sogar das Vieh im Stall mit Wasser (am Sonntag? oder Montag?). Man sagt, wenn man einen besprengt, der werde fleißig. (Hohenstein.)

Am Osterfeste muß der Hausvater mit dem Osterwasser sein Vieh, Gesinde u. A. bespritzen; dies bringt Segen. Uebrigens wird das Osterwasser als Heilmittel für die verschiedensten Zwecke benutzt. (Gilgenburg.)

23. April. Der Georgstag, an welchem der grünende Roggen nach der Rede der Litauer schon so hoch sein muß, daß die Lerche sich in ihm verbergen kann, gilt für einen bedeutsamen Zeitabschnitt.[2]) An diesem Tage brachten die alten Preußen ihrem Feldgotte Pergrubius ein Opfer dar.[3])

24. April. St. Adalbert ist des Ochsen Freude. Wojciecha wołowa pociecha — nach Einigen, weil schon Gras sprießt, Andere geben folgende Erklärung: An diesem Tage gönnt der masurische Landmann seinen Ochsen völlige Ruhe; er ist ihr Feiertag, wie der 23. April (St. Georg) der Ruhetag der Pferde ist.[4])

Am St. Albrechtstage kommen auch die Schwalben an. (Hohenstein.)

1. Mai. Walpurgis. Ritt der Hexen nach dem Blocksberg.[5])

Der Buß- und Bettag wird von den Masuren als königlicher Feiertag wenig ästimirt.

Zu Himmelfahrt setzt man Topfgewächse um und steckt Gurken und Bohnen.

Zu Pfingsten wird ein Ochse, mit grünen Kränzen behangen, mit der Heerde auf's Feld getrieben.[6])

An den Sonnabend Nachmittagen von Pfingsten bis Jacobi wird an vielen Orten in Masuren keine Feldarbeit ausgeführt.[7])

Sonntag nach Pfingsten, der Trinitatistag, gilt den Masuren als einer der höchsten Feiertage, in höherem Grade als z. B. Pfingsten.

An (welchem?) Tage springt der Hirsch ins Wasser. Von der Zeit an soll man baden gehen. (Hohenstein.)

8. Juni. Medardus. An diesem Tage soll man Flachs säen. (Wallendorf.)

24. Juni. Am Johannistage gegen Abend, sagt Pisanski[8]) — er meint aber wohl den Abend vor Johann — versammeln sich die Einwohner des Dorfes, besonders die jüngern, tragen allerlei trockenes Strauch, Reiser und Stroh zusammen, zünden diesen Haufen an und tanzen um denselben mit Singen

---

[1]) Vgl. Volkskalender No. 233, 234. [2]) N. P. Prov.-Bl. 1849, Bd. 1, S. 336. [3]) J. Meletius, S. 402. [4]) Frischbier, Preuß. Sprichwörter, 2. Aufl., S. 298. [5]) Eine nach der polnischen Grenze hin verlegte Geschichte der Art wird erzählt in den Pr. Provinz.-Bl., Jahrgang 1846, Bd. 1, S. 228. [6]) Volkskalender, No. 237. [7]) Hintz, S. 117. [8]) No. 22, § 7.

und Jauchzen herum. An einigen Orten unseres Landes hat man an diesem Tage eine andere Gewohnheit. Es wird um die Abendzeit alles Feuer im ganzen Dorfe ausgelöscht, darauf ein eichener Pfahl in die Erde befestigt, auf selbigen ein Rad gesteckt und dieses von den Bauerknechten, die einander bei solcher Arbeit ablösen, so lange schnell herumgedreht, bis sich der Pfahl von dem starken Reiben entzündet; da alsdann ein Jeder einen Brand mit sich nach Hause nimmt und das Feuer auf diese Weise im Dorfe wieder angeschürt wird.[1])

Noch ladet sie — die Masuren — sagt Preuß,[2]) der Vorabend des Johannistages zu allgemeiner Feier und freudiger Lust ein. Der gewöhnliche Sammelplatz ist eine Anhöhe, auf der ein mächtiges Feuer angezündet und die Nacht hindurch unter allerlei scherzhaftem Zeitvertreibe brennend erhalten wird. In der Frühe des Johannistages, welcher wachend erwartet wird, sammelt Jeder eine Menge verschiedener Kräuter, deren Gebrauch bei Krankheiten der Menschen und Thiere für besonders heilsam gehalten wird.

Am Johannisabend pflückt man neunerlei Kräuter, worunter einige bestimmte Arten, wie Kamillen und weißer Flieder, nie fehlen dürfen, und winden aus denselben Kränze. Beim Pflücken der Blumen und beim Winden der Kränze darf kein Wort gesprochen werden. Solche Kränze haben eine besonders heilbringende Kraft und werden sorgfältig bewahrt. Aus den einzelnen Blüthen derselben kocht man Thee, gegen allerlei Krankheiten. (Hohenstein.)[3]) Am Johannisabend wird Johanniskraut gepflückt; es muß von 9 verschiedenen Arten sein. Dieses wird unter dem Kopfkissen getrocknet und nachher als Arznei bei Viehkrankheiten gebraucht. (Willenberg.)

Vom Todtenkraut werden so viele Aeste gepflückt, als das Haus Familienmitglieder zählt und hinter den Balken gesteckt. Wessen Ast am folgenden Tage welk herunterhängt, der stirbt im Laufe des Jahres. (Willenberg.)

In der Johannisnacht pflückt man zwei Exemplare von der „fetten Henne", ohne ein Wort dabei zu sprechen und steckt sie unter einen Balken der Stube. Der junge Mann, der das unternahm, spricht sodann: Ihr stellt mich und meine Braut vor. — Vereinigen die Pflanzen sich bei ihrem fortgesetzten

---

[1]) Dieses und einiger anderer Johannisgebräuche erwähnt auch schon C. Hennenberger in der Erklärung der Landtaffel S. 323, wo auch der Zauberformel, die man beim „Feuerziehen" spricht, und der Wirkungen des Feuerziehens gegen Hexerei, Milchbenehmung, Gewitter ꝛc. gedacht wird. Die älteste bekannte Spur des Johannisfeuers findet sich in den ermeländischen Synodalstatuten von Bischof Heinrich III. (1373—1401) im Index lect. Lyc. Hosian. Brunsb. vom Winter 1861, p. 9, § 22: Prohibemus etiam, ne celebretur Sabbatum, quod vulgariter Heilfeier dicitur, prout suggestione diaboli et adiuventione rusticorum a quibusdam consuevit celebrari. Vgl. Bender, Zur altpreuß. Mythol. und Sittengeschichte, in der Altpreuß. Monatsschrift 1867, S. 3. [2]) In seiner Preuß. Landeskunde, 1835, S. 235. [3]) Näheres über diese Johanniskräuter Volkskalender No. 116, 117, 194; auch Hintz, S. 55.

Wachsen, so heirathet sich das Paar noch in dem Jahre; trifft das aber nicht zu, so wird aus der Heirath nichts; vertrocknet nun gar eine der beiden Pflanzen, so stirbt die Person, für die sie gesteckt war. (Hohenstein.[1])

Am Abend vor Johannis werden schweigend verschiedene Feldblumen gepflückt und zu einem Strauß vereint. Dann nimmt man in der Mitternachtstunde ein Glas Wasser sammt Blumenstrauß und spricht: Der Liebste kommt zu trinken, resp. die Herzallerliebste komme und reiche mir zu trinken. Soll der Herzenswunsch in Erfüllung gehen, so zeigt der Wasserspiegel das Bild des herbeigesehnten Schatzes.[2])

Die Mädchen winden Kränze und werfen dieselben rückwärts über den Kopf gegen einen Baum. Bleibt der Kranz an dem Baume hängen, so heirathet das Mädchen, welches ihn geworfen hat, im nächsten Jahre. So oft er aber herunterfällt, so viel Jahre bleibt es noch unverheirathet. (Hohenstein, Willenberg.)

Man schneidet zwei Halme Zwieblauch gleich hoch ab; der eine bedeutet Glück, der andere Unglück; welcher von beiden am folgenden Tage höher gewachsen ist, der zeigt dem Fragenden sein Schicksal im folgenden Jahre. (Willenberg.) Mädchen denken sich unter den Halmen auch junge Leute, welche Heirathsabsichten haben könnten und ermitteln so den rechten. (Hohenstein.)

Zwischen 11 und 12 Uhr in der Johannisnacht geht man mit einem Tuche zu dem Hartrigelstrauche, der aber schon 7 Jahre alt sein muß, um dessen Blüthen aufzufangen. Gelingt dieses, so werden des Unternehmers Wünsche alle in Erfüllung gehen.[3])

Ein gewisses Kraut, Schlangenkraut genannt, blüht nur in der Johannisnacht und nur kurze Zeit. Wer die Blüthe desselben bei sich trägt, dem verleiht sie wunderbare Kräfte. Ein Bauer, dem ein Pferd gestohlen war, stieß mit seinem Riemenschuh (chodak) an dieses Kraut, die Blüthe fiel in seinen chodak, daß er sie mit sich trug, und sogleich wußte er, wo das Pferd sich befand. Aber bald fiel sie zu Boden, und nun war auch alle Wissenschaft von dem Pferdediebe ihm wieder entschwunden. (Kl. Jerutten.)[4])

In der Johannisnacht blüht das Farrenkraut in der Mitternachtstunde. Wer so glücklich ist, die Blüthe zu finden, weiß von allen vergrabenen Schätzen. Es wagt sich aber selten einer in dieser Nacht hinauszugehen, aus Furcht vor Teufel und Hexen. Einem Bauer, welchem die Blüthe von jenem Kraute unversehens in seinen elenden Riemenschuh gefallen war, und der sich nun anschickte nach einer Stelle zu gehen, wo ein Schatz vergraben lag, begegnete ein Mann in guten Kleidern und guten, sogar gewichsten Stiefeln. Er redete ihn an und fragte ihn, ob er die blanken Stiefeln für seine schlechten Riemenschuh haben wolle? Der Bauer ließ sich bethören und ging den Tausch ein, aber kaum hatte

[1]) Vgl. Hartg. Zeitg. 1866, No. 8. [2]) Hartg. Zeitg, a. a. O. [3]) Hartg. Zeitg. a. a. O. [4]) Etwas ähnliches meint auch der Volkskalender No. 112.

er die Schuhe abgebunden, so wußte er auch nichts mehr von dem Schatze. Der Fremde war der Teufel gewesen.

Man sticht den Rasen an einer Stelle aus und hebt ihn auf, legt ihn dann aber wieder ein. Am nächsten Morgen kommt man wieder, hebt ihn auf und sieht. Findet man nun z. B. rothe oder grüne Käfer, so bedeutet das Liebhaber mit rothem oder grünem Kragen. (Hohenstein.)

In der Johannisnacht hat man Träume für das ganze Jahr [so]. — Der Kranz von neunerlei Kraut wird unter das Kopfkissen gelegt; was man dann träumt, ist wahr.[1])

Am Johannis- und Jacobitage darf nicht gearbeitet werden; das ist Sünde. Wenn es doch geschieht, so zerreißt entweder der Wolf das Vieh, mit dem gearbeitet worden, oder der Blitz schlägt ein und verbrennt Haus und Hof. (Soldau.)[2])

Am Johannisabend macht man an der Thüre des Viehstalles (von außen) drei Kreuze, um es vor Hexerei zu sichern.[3]) Oft braucht man dazu Theer. (Hohenstein).

Am Johannisvorabend müssen wenigstens drei Kumstpflanzen behäufelt werden, wenn er gerathen soll. (Hohenstein.)

Nicht immer ist St. Johann. Nie zawsze 'swiętego Jana.[4])

29. Juni. Peter Paul trocknet die Wurzeln des Roggens. (Hohenstein.)

2. Juli. Mariä Heimsuchung. An diesem Tage darf keine Feldarbeit unternommen werden.[5])

Sonntag vor Jacobi. Erntefest der Masuren vor der Ernte.

25. Juli. Am Jacobitage muß alle Arbeit ruhen.[6])

6. August. Verklärung Christi. Hauptfeier- und Hauptopfertag der Masuren.

24. August. Zu Bartholomäi ziehn die Störche ab.[7])

Bartholomäi habe den Samen. W. Bartłomiéj nasienie miéj.[8])

29. September. Michael stößt die Leute hinaus. Michał ludzie wypychał. (Zu Michaelis werden die Wohnungen gewechselt.)[9])

6. November. Am Nicolaitage kommen die Wölfe zusammen. (Vgl. Lichtmeß.)

Von Einigen wird der Nicolaitag als des Schutzpatrons der reißenden Thiere gefeiert, um desfalsiges Unglück zu verhüten.[10])

An diesem Tage spinnt man nicht, damit der Wolf nicht in die Heerde falle. (Hohenstein.)

In der ganzen Adventszeit jeden Sonntag und dann am heiligen Abende vor Weihnachten durchzieht die eingesegnete Jugend mit dem transparenten Stern das Dorf.[11])

---

[1]) Von Träumen spricht auch Volksk. No. 116, 117, 140. [2]) Vgl. Volkskalender No. 125. [3]) Vgl. Volkskalender No. 119-122. Hintz, S. 118. [4]) Frischbier, S. 302. [5]) Hintz, S. 117. [6]) Vgl. oben 24. Juni und Volkskalender No. 127. [7]) Vgl. oben Mariä Verkündigung. [8]) Frischbier, S. 298. [9]) Frischbier, S. 303. [10]) Hintz, S. 117. [11]) Vgl. Hintz, S. 40. Volkskalender No. 3.

24. December. Am Weihnachtsabend muß Jeder seine ausgeliehenen Sachen (ausgenommen Geld) zurückerhalten. (Willenberg.)

Am Weihnachtsabend geht der sogenannte heilige Christ, d. h. ein in einen umgekehrten Pelz gekleideter und mit einem Knittel bewaffneter Kerl umher, der die bebenden Kinder examinirt. Sind sie fleißig gewesen und können daher gut antworten, so erhalten sie nach seinem Fortgehen Geschenke, wogegen für die Faulen am Weihnachtsbaum eine vergoldete Ruthe hängt. Die Wirksamkeit dieses heiligen Christes beschränkt sich jedoch nicht allein auf das Einschüchtern der Kinder, sondern auch die Dienstboten, besonders die weiblichen, werden von ihm heimgesucht und gerne zerbläut.[1])

Sehr häufig erscheint statt seiner auch ein Bär, der ebenfalls einen umgekehrten Pelz trägt und einen Aermel desselben als mächtigen Schwanz nachschleppen läßt. Brummend zieht er umher und fordert die Kinder auf, ihren Weihnachtswunsch aufzusagen.[2])

In der heiligen Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr ist das Wasser Wein.[3])

In der Weihnacht um 12 Uhr spricht das Vieh mit einander. Man muß sich hüten dieses Gespräch zu belauschen. Wer es auch nur zufälliger Weise hört, der stirbt. (Gilgenburg.) Vgl. o.

Zur Weihnachtfrühpredigt nehmen Viele in den Taschen etwas von allerlei Getreidearten mit. Solches Getreide gedeiht besser, wenn es gesäet wird, und giebt mehr Mehl, wenn man es als Brodgereide gebraucht. (Willenberg.)

Der Einfluß des Mondes auf das tellurische Leben ist gewiß. Der Masure achtet auf seine wechselnde Stellung gegen die Erde und die Sonne sehr genau und bringt die Mondphasen mit gewissen Wochentagen in eine systematische Verbindung. Nach seiner Ueberlieferung sind Mittwoch und Freitag während des ersten und zweiten Mondviertels bis zum Vollmonde alte Tage, die übrigen während derselben Zeit junge Tage. Nach dem Vollmonde bis zum letzten Viertel sind Mittwoch und Freitag junge Tage, die übrigen sind dann alte. Die beiden alten Tage haben mehr zu bedeuten als alle übrigen. An den alten Tagen kann man anfangen was man will, es wird gerathen. (Gilgenau bei Hohenstein.)

Eine andere Mittheilung weicht von dieser erheblich ab. Die neuen Tage sind jeden Mittwoch und Sonnabend bei zunehmendem Mondlicht, und die alten Tage sind jeden Mittwoch und Sonnabend bei abnehmendem Mondlicht. An den ersteren Tagen werden Handlungen unternommen, welche einen guten

---

[1]) Volkskalender No. 5. [2]) Volkskalender No. 6. [3]) Lineman bei Pisanski No. 25, § 16. Vgl. N. P. P.-B. 1846, Bd. 1, S. 395.

Fortgang haben sollen, z. B. Säen, an den letzteren dagegen solche, welche auf Vernichtung und Beseitigung des Widerwärtigen gerichtet sind, z. B. Vernichtung von Insekten u. dgl. Auch pflegt man an diesen Tagen die Zimmer zu weißen. (Gelguhnen im Ermelande.)

Mittwoch, Freitag und Sonnabend sind bei zunehmendem Licht die guten Tage, heißt es in Hohenstein; denn die übrigen Tage sind Fleischtage. — Man sieht also, auch bei dieser Tagewählerei zeigt sich ein Residuum katholischer Kirchengebräuche.

Auch in anderem Sinne noch haben einzelne Wochentage ihre bestimmte Bedeutung, wie wenn es z. B. heißt, Bohnen solle man nicht an demjenigen Wochentage stecken, an welchem der erste Schnee gefallen ist.

Montag.[1]) Von großem Einfluß auf die Ereignisse des folgenden Jahres ist es, ob der erste Weihnachtsfeiertag auf Montag oder Dienstag oder Mittwoch ꝛc. fällt.

Wenn am Montag zuerst eine weibliche Person in das Haus tritt, so bedeutet das Unglück.

Dienstag. Geburt an diesem Tage prädestinirt zur Spitzbüberei. (Krolczyk.)

Die meisten Hochzeiten finden Dienstag und Donnerstag bei zunehmendem Licht statt, andere Tage bringen kein Glück. (Gilgenburg.)

Mittwoch. Weizen muß man weder am Tage noch in der Nacht, sondern Mittwoch säen.

Donnerstag. Am Donnerstag Abend wird nicht gesponnen, überhaupt mancherlei alltägliche Beschäftigung vermieden.[2])

Ein gewisses Mittel gegen das Fieber (s. o.), sowie auch gegen die kratzno lutki (s. o.), gegen das Unkraut (s. u.) und gegen anderes Uebel, das man beseitigen will, soll Donnerstags angewendet, an demselben Tage das Sieblaufen (s. o.) veranstaltet werden.[3])

Wer Donnerstag in den Dienst tritt, wird von Geschwüren und anderen dergleichen Krankheiten zu leiden haben. Denn es ist der Fleischtag.

Freitag. Wer Freitag geboren und Sonntag getauft ist, kann Geister sehen. (Krolczyk.)

Freitag ist der rechte Tag zur Hochzeit. (Hohenstein.)

Freitag wird kein Brod gebacken. (Willenberg.)[4])

Freitag vor Vollmond ist ein gewisses Mittel gegen Warzen anzuwenden (s. o.); an demselben Tage die Versegnung der weißen Leute (s. o.).

---

[1]) Man vergleiche den Wochenkalender in den N. P. P.-B. 1848, Bd. 2, S. 230 ff. [2]) Hintz, S. 111. Volkskalender No. 204. [3]) Vgl. auch Schleicher, Litauische Märchen ꝛc. S. 94–97. [4]) Vgl. Hintz, S. 112.

Sonnabend. Geburt am Sonnabend prädestinirt zur Heuchelei und Lüsternheit.

Dienstboten treten ihren Dienst am liebsten Sonnabend an, weil ihnen das Dienstjahr dann nicht lang erscheinen wird.

Sonntag. Sonntagskinder können Geister sehen. (Hohenstein.)

Sonntags muß man die Kuh stehen lassen, wenn man haben will, daß sie am Tage kalbt. (Willenberg.)

Eine in so bestimmter Form bei andern Völkern nicht hervortretende Eigenthümlichkeit des polnisch-masurischen Kalenders ist die ausdrückliche Bezeichnung der zahlreichen Unglückstage, die man doch im Wesentlichen wohl als Faulenzertage anzusehen hat. In einem alten geschriebenen Buche zu Borken bei Willenberg werden sie aufgeführt unter der phantastischen Ueberschrift: „42 unglückliche Tage im ganzen Jahre, welche ein griechischer Autor der königlichen ägyptischen Majestät bekannt machte, und welche diese auch als Wahrheit anerkannte." Auch der Himmelsschlüssel führt die Unglückstage auf, aber schon in etwas vermehrter Auflage. Die schlimmsten der bösen Tage sind der 1. April, an welchem sich Judas, der Verräther, erhängt hat, der 1. August, an welchem Kain seinen Bruder Abel erschlug, und der 1. December, an welchem Sodom vom Erdboden vertilgt wurde. Die Unglückstage sind:

im Monat:	nach der Borkener Handschrift:	nach dem Himmelsschlüssel:
Januar	1. 2. 6. 11. **17. 18.**	1. 2. **3. 4.** 6. 11. **12.**
Februar	8. 16. 17.	**3.** 8. 16. 17.
März	1. 12. 13. 15.	1. 12. 13. 15.
April	1. 3. 15. 17. **18.**	1. 3. 15. 17. **19.**
Mai	8. 10. 17. 30.	8. 10. **11.** 17. 30.
Juni	1. 7.	1. 7.
Juli	**1.** 5. 6.	**4.** 5. 6. (Neue Aufl. 1. 4. 6.)
August	1. 3. **18.** 20.	1. 3. **5. 17.** 20.
September	15. **18.** 30.	**13.** 15. **29.** 30.
October	15. 17.	15. 17.
November	11. **17.**	**1. 7.** 11.
December	1. 7. 11.	1. 7. 11.

Die durch den Druck hervorgehobenen Abweichungen der beiden Ueberlieferungen sind also nicht unerheblich. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die an diesen Tagen geborenen entweder früh sterben oder mit Noth und Elend kämpfen, ihre Ziele nicht erreichen würden, und daß man an diesen Tagen weder heirathen, noch eine Reise antreten, noch Vieh absetzen, noch säen oder pfropfen solle.

Hier folgen einige Begegnisse, aus welchen man die Zukunft erkennen kann.

Wenn man ausgeht und begegnet einem Wesen weiblichen Geschlechts, namentlich einer alten Frau, so bedeutet das Unglück, wenn einer Mannsperson, Glück. (Soldau, Willenberg, Gilgenburg ꝛc.)

Nahe vor einem Bauer, der ein Stück Bauholz nach der Stadt brachte, ging ein Mädchen quer über den Weg. Er fing an zu murren und verlangte schließlich, sie solle rückwärts zurückgehen. Sie beruhigte ihn indessen, indem sie ihm versicherte, daß sie ein Glückskind wäre. Da erzählte er ihr, er sei schon fünfzig Jahre alt, und nie sei ihm ein solches Unglück passirt als neulich. Er und sein Bruder wären kaum aus dem Dorfe herausgewesen, da wäre ihnen ein altes Weib quer über den Weg gegangen; einige Schritte weiter wäre ihnen die Kette gerissen, der Wagen zerbrochen und das Stück Holz hätte beinahe seinen Bruder erschlagen. (Hohenstein.)

Läuft einem Bauern ein Hase über den Weg, oder begegnet er einem alten Weibe, so bedeutet das Unglück. (Gilgenburg.)[1])

Wenn ein Hase über den Weg läuft, bedeutet das Unglück, namentlich Feuer. Ein Hund, der quer über den Weg läuft, bedeutet auch Unglück (?).

Läuft ein Wolf oder Fuchs über den Weg, das ist Glück. (Soldau.)

Wenn einer fährt oder reitet, und ein Fuchs ihm über den Weg läuft, so soll ihm ein Schade entstehen. So sagt der alte Chronist Simon Grunau im sechszehnten Jahrhundert.[2])

Ein Mann, ein Adler, ein Hund, ein Wolf, ein Bettler bedeuten dem Reisenden Glück. (Willenberg.)

Wenn bei Krankheit der Angehörigen der Hund sich so niederlegt, daß er mit der Schnauze der Thüre zugewendet erscheint, so deutet dies auf den Ausgang des Lebens.[3])

Hundegeheul vor einem Hause verkündet gleichfalls den Tod eines Hausgenossen vorher.[4])

Das Picken des sogenannten Todtenkäfers zeigt sicher an, daß bald Jemand im Hause sterben werde. (Soldau.)

Eine Kröte in der Stube bedeutet Unglück. (Soldau.)

Vor Fröschen und Kröten hat der Masure eine große Scheu, da er meint, daß die Hexen gern die Gestalt solcher Thiere annehmen. Ein Frosch in der Stube ist eine auf Böses sinnende Hexe. Man muß denselben mit einer Feuerzange aufheben und so aus der Stube fortschaffen. (Gilgenburg.)

Wenn ein Hund unweit des Fensters heult, so stirbt Jemand in dem Hause nach kurzer Zeit. Man darf ihn nicht berufen, denn er sieht den Tod, der Jemand abzuholen kommt. Vielmehr bekreuzigt sich dann alles. Wenn

---

[1]) Vgl. Rosenheyn, Bd. 2, S. 91, 92. [2]) N. P. Pr.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 338. [3]) Hintz, S. 118. [4]) Hintz, S. 118.

man, während der Hund heult, hinter denselben tritt und zwischen seinen Ohren hindurch über seine Schnauze sieht, so sieht man den Tod auch. (Lubainen.)

Wenn Katzen in der Nähe des Hauses heulen, das bedeutet Spektakel im Hause.

Die sich waschende Katze verkündigt Besuch; desgleichen der Hahn, wenn er unter dem Fenster kräht; desgleichen lebhaft sprühende Funken auf dem Herde. (Gilgenburg.)

Sehr alt sind die Ueberlieferungen über Weissagung aus Vogelgeschrei. Schon beim Chronisten Simon Grunau im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts kommen dergleichen vor.[1])

Pisanski sagt:[2]) „Für ein unglückliches Zeichen nimmt man es an, wenn eine Henne krähet, und diese unschuldige Prophetin muß sodann ihre Verwegenheit gemeiniglich mit dem Verluste des Kopfes bezahlen. So finden sich auch noch Spuren von dem Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel. Denn versammelte Schaaren großer Raubvögel sind Vorboten des Einbruchs zahlreicher Kriegsheere. Das Streiten der Vögel in der Luft bedeutet gleichfalls Krieg. Verläßt der Storch auf einem Hause sein Nest, so muß dieses auch in demselben Jahre abbrennen. Viele halten es für eine Sünde eine Schwalbe zu tödten."

Kräht ein Huhn, so bedeutet das großes Unglück. Das Huhn ist unrettbar verloren; ihm wird sogleich der Kopf abgehackt. (Soldau.) Auch eine schreiende Krähe bedeutet Unglück. (Willenberg.)

Wenn eine Eule sich aufs Haus setzt, und in klagendem Tone ruft: pusc (d. h. Laß mich), dann stirbt Jemand, wenn sie in lachendem Tone kołys (d. h. Wiege) ruft, giebt's Kindtaufen.

Den Kukuk als Weissager kennt der Masure, wie der Deutsche. Vernimmt man seinen Ruf, so spricht man folgendes Verschen:

Kukawieczko
Moia miła panneneczko
Licz, licz, licz
Wiele lat ia ięczeze będę zyć.

---

[1]) Wenn eine Elster vor dem Fenster schreit, so sprechen sie, es sind Gäste vorhanden, die man nicht gern sieht. Wenn eine Henne kräht, so sprechen sie, die Frauen Nachbarinnen werden mit einander hadern. Wenn der Vogel, Uhu genannt, drei Nächte auf einem Hause schreit, so meinen sie, aus diesem Hause müsse Jemand sterben. Keinem Storche lassen sie ein Leid thun, denn sie halten es dafür, daß die Störche anderswo Menschen sind. Wenn die Hühner kirren, so sollen sie einen Geist sehen, der da wanket und will bei den Menschen sein. (S. Grunau in den N. P. Pr.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 337, 338.) [2]) No. 23, § 19.

d. h. Kuckuk, du zarte Jungfer, zähle und sage mir doch, wie viel Jahre ich noch leben werde? Wie oft der Kuckuk dann seine Stimme erschallen läßt, so viele Jahre hat man noch zu leben. — Hört man den Kuckuk im Frühjahr zum ersten Male und hat dann Geld bei sich, so wird es einem das ganze Jahr nicht fehlen. (Gilgenburg.)

Links und rechts macht bei der Prophezeiung einen großen Unterschied. Was links geschieht, bedeutet Gutes, was rechts nicht Gutes.

Wem die linke Hand juckt, der nimmt Geld ein, wem die rechte, der giebt Geld aus.

Wem das linke Auge juckt, der wird lachen, wem das rechte, der wird weinen.

Wem die linke Backe glüht, der wird belobt, wem die rechte, der wird beschändet.

Daher muß man, wenn man einen Schatz brennen sieht, den Schuh vom linken Fuß hinter sich werfen, um ihn festzuhalten, und den Zeigefinger der linken Hand gebrauchen, wenn man sich gegen den bösen Blick einer Hexe schützen will.[1])

Der Vorzug der linken Seite wird auch beim Eintheeren des Wagens beobachtet. (s. u.)

4. Aberglauben, welcher sich an verschiedene Lebensverhältnisse knüpft.

Gleich bei der Geburt wird das Leben des Menschen von dunkeln geheimnißvollen Mächten bedroht oder begünstigt. Der am Sonntag geborene wird mit schönen Gaben, aber auch mit der Fähigkeit ausgestattet, Geister zu sehen. Die Geburt am Dienstage schließt die Prädestination zur Spitzbüberei, die am Sonnabende zur Heuchelei und Lüsternheit in sich. Geburt am Freitage mit der Taufe am Sonntage hat dieselbe Folge, wie die Geburt am Sonntage. (Krolczyk.)[2])

---

[1]) Der Chronist Simon Grunau, der diese Sache schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts berührte, überliefert das Entgegengesetzte, scheint aber seine Kunde vielmehr von den Deutschen, als von den Preußen zu haben. Er sagt: „Wenn einem ein Ohr klingt, ist es das rechte, so spricht er: Man gedenkt meiner zum Besten; ist es das linke, so spricht er, man belüge ihn oder man wolle ihm böse." Ferner: „Wo einer zum ersten in eine Stadt, ein Dorf, oder ein Haus gehet und mit dem linken Fuß eintritt, so hält er dafür, daß es da wird übel gehen; wo aber mit dem rechten, so ist alles Glück mit ihm." S. Grunau in den N. P. P.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 337. Ueber Rechts und Links überhaupt vergleiche Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, Bd. 2, S. 980 ff., 990. [2]) Im Evang. Gemeindeblatte.

Mannigfache Gefahren bedrohen gleich die ersten Stunden des neugebornen Kindes. Noch treiben die Kobolde ihr tückisches Wesen, die oft Menschenkinder rauben und Wechselbälge an deren Stelle legen. Den Katzen ist nie zu trauen. Der böse Blick kann das Kind für sein ganzes Leben unglücklich machen. Früher sollen Donnerkeile als Amuletten gebraucht sein. Gegenwärtig ist das Hauptmittel der Stahl, den man in die Wiege legt, doch braucht man auch silberne Medaillen, Ringe, Goldmünzen und rothe Bändchen, oder man legt dem Kinde ein Gesangbuch unter den Kopf.[1]) Fremden zeigt man den Neugeborenen gar nicht.

Der Stahl wird nicht eher von dem Kinde entfernt, als bis es getauft ist. (Willenberg.)

Kinder, die in einem Netz geboren worden sind, sind Glückskinder. Das Netz muß getrocknet und sorgfältig aufbewahrt werden. Es muß dem Kinde zur Taufe mitgegeben werden und hier gewissermaßen die Taufweihe mit empfangen. Wer es bei sich führt, dem sichert es auch bei den schwierigsten und verwickeltesten Unternehmungen einen glücklichen Erfolg zu.

Die abgeschnittene Nabelschnur wird getrocknet und auch verwahrt; geht das Kind zum ersten Mal in die Schule, so steckt man sie ihm in den Busen; dann lernt es gut.

Vor der Taufe werden keine Windeln und Kleider des Kindes draußen getrocknet.

Die Taufe des Kindes wird auf das Aeußerste beschleunigt, damit es nicht der Teufel in seine Klauen bekommt, und im Falle eines frühen Todes unter dem Zaune begraben werden muß. Stirbt ein Kind vor der Taufe, so wird es während der Feierstunde beerdigt. In den Tagen zwischen der Geburt und der Taufe darf in dem Hause nicht gesponnen werden. Auch hütet man sich in dieser Zeit etwas auszuleihen, das Kind könnte, erwachsen, zu freigebig werden. Ja die Wöchnerin darf ihr Kind, soll es gedeihen, nicht eher stillen, als bis es getauft ist.[2])

Hier und da kommt es vor, daß dem Neugebornen, sobald er zur Welt kommt, von den Eltern sogleich der Name gegeben wird, der auch nicht mehr geändert werden darf.[3]) Wo dies nicht geschieht, hütet man sich wohl, die gewählten Namen vor der Taufe bekannt werden zu lassen. Sie werden von Jedermann in tiefem Geheimniß gehalten und auch dem Pfarrer erst in der Kirche bekannt gemacht, damit das Kind nicht die Anlage zur Geschwätzigkeit auf seinen Lebensweg miterhalte.[4]) Auf die Wahl des Namens kommt viel an; stirbt ein Kind oder sterben gar mehrere frühe weg, so war wohl der unglück-

---

[1]) Hintz, S. 75. Krolczyck a. a. O. [2]) Hartg. Ztg. 1866, No. 8. [3]) Hintz, S. 74.
[4]) Vgl. Hintz, S. 81, Anmerk. 8.

lich gewählte Name daran Schuld. Man ist bei der nächsten Taufe vorsichtiger und wählt oft, um ganz sicher zu gehen, die Namen Adam und Eva.[1])

Auch von der Person und dem Verhalten der Pathen hängt das Wohlergehen des Kindes ab. Man muß darauf Bedacht nehmen, reinliche Pathen zu wählen, und diese müssen sich so einrichten, daß sie, wenn sie ihren Kirchenanzug zum Pathenstande angelegt haben, vor demselben kein Bedürfniß mehr zu befriedigen haben, damit das Kind nicht Windeln und Betten verunreinige. (Wallendorf, Gilgenburg.) Eltern, deren Kinder frühzeitig sterben, pflegen Hospitaliten zu Pathen zu bitten, damit die noch zu Taufenden am Leben bleiben.[2]) Verlobte dürfen zusammen bei einer Taufe nicht Pathenstelle übernehmen, da sich sonst ihre Partie zerschlägt. (Gilgenburg.)

Auf dem Gange nach der Kirche dürfen die Pathen sich nicht umsehen, auch nicht stehen bleiben; sonst wird das Kind auch ein unnützer Herumgaffer. (Gilgenburg.) Der Pathe darf seine Gedanken während der Taufhandlung von dieser nicht abwenden; schweifen seine Gedanken umher, so kann dieses dem Täufling großen Schaden bringen; denkt er z. B. an die Mar oder an den Werwolf, so erhält das Kind die Natur der Mar oder des Werwolfs. (Hohenstein.) Das Pathengeschenk, das immer in Geld besteht, wird stets zu Hause dem Kinde übergeben; es muß Silbergeld sein, anderes würde ihm den größten Schaden bringen.[3]) Mit dem Pathengelde zugleich wickelt man gern auch einige Krümchen Brod ein, damit das Kind dereinst nicht Mangel leiden darf. Einem Mädchen legt man auch gern eine Nähnadel bei, damit dasselbe einst fleißig werde, einem Knaben eine angeschnittene Feder von einem Kanarienvogel, damit er ein guter Schreiber werde, und anderes dergleichen (Wallendorf.) Nothwendig ist dabei jedoch, daß der Pathe das Geld zum Pathengeschenk nicht borge, damit der Täufling nicht einst in Schulden stecke. (Hohenstein.)

Die Taufhandlung darf bei Kindern, welche Sonntag geboren sind, nicht am Sonntag vorgenommen werden, weil sie dann die gefährliche Gabe erhalten würden, Geister zu sehen. (Gilgenburg, Wallendorf.) Die Eltern sind bei der Taufe nicht gern zugegen. (Krolczyk.)[4]) Der Kräfte des Stahles kann der Säugling nie, auch während der Taufhandlung nicht entbehren. Ist man im Begriff den Täufling nach der Kirche zu bringen, so nimmt die Hebamme eine Axt, legt drei glühende Kohlen darauf und schreitet mit dem Kinde darüber hinweg; dies ist das beste Schutzmittel gegen alles Böse (Gilgenburg)[5]); doch ist etwas Stahl auch in den Windeln verpackt, oder wird gelegentlich dem Kinde auf die Augen gelegt. (Wallendorf.) Wenn man das Kind zur Kirche bringt,

---

[1]) Krolczyk a. a. O. Hintz, S. 78. [2]) Hintz, S. 77. [3]) Hartg. Ztg. 1866, No. 8. [4]) a. a. O. [5]) Vgl. Hartg. Ztg. 1866, No. 8.

sagt die Hebamme dreimal: „Ich nehme einen Heiden mit und bringe Euch einen Christen zurück.“ (Hohenstein.) Es wird sorgfältig vermieden, daß Knaben und Mädchen mit demselben Wasser getauft werden: denn wird ein Mädchen nach einem Knaben mit demselben Wasser getauft, so bekommt dasselbe einen Bart; das Gegentheil tritt beim Knaben ein, wenn derselbe nach dem Mädchen getauft wird.[1]) Wenn das Kind über der Taufe schreit, muß man es nicht schaukeln, sonst wird es ein Kleiderreißer. (Kl. Jerutten.)

In Häusern, wo die Kinder wegsterben, reicht man, wenn es zur Taufe geht, oder nach der Rückkehr aus der Kirche, den Täufling durch das Fenster. (Gilgenburg, Hohenstein.) Ist man aus der Kirche wieder nach Hause gekommen, so trägt man das getaufte Kind dreimal um den Tisch; thut man das nicht, so sterben dem Mädchen (resp. der Frau) einst die Männer, und sie wird durch Erbschaft reich; umgekehrt geht es einst dem Knaben. Läuft man aber damit zur Mutter, so lernt es bald gehen.[2])

Wenn das Kind aus der Kirche gebracht wird, so muß es schnell aufgebunden werden; zappelt es munter mit Füßchen und Händchen, dann wird es bald gehen. (Gilgenburg.) Häufig wirft man, von der Taufe kommend, ein Geldstück in einen Teller, was das gute Hören des Getauften und künftiges leichtes Lernen zur Folge hat.

Die erste auf dem Kopf des Kindes gefundene Laus genießt die Auszeichnung, in einen Kessel geworfen zu werden und dort zu sterben; verursacht die Manipulation des Tödtens einen hellen Knall, so wird der Mensch ein tüchtiger Sänger.[3])

In dem ersten Lebensjahre darf dem Kinde das Haar nicht beschnitten und gekämmt werden; letzteres darf im äußersten Falle nur mit einer Bürste geschehen. Wird dieses nicht beachtet, so stirbt das Kind.

Kinder mit einer sichtbar hervortretenden Querader über der Nase von einem Auge zum andern leben nicht lange.

Das Entwöhnen des Kindes muß zu guter Zeit geschehen. Es darf nicht geschehen, wenn die Vögel fortfliegen, sonst läuft das Kind fort und hat keine Ruhe; auch nicht, wenn Heuschober gemacht werden, sonst läuft es fort und versteckt sich. Es muß unter einem guten himmlischen Zeichen geschehen. (Wallendorf.)

Man entwöhnt die Kinder, wenn die Zugvögel sich einfinden; wenn das geschieht, so haben die Mädchen einst viele Anbeter, die jungen Leute sind bei den Mädchen beliebt. Wenn es beim Abzug der Vögel geschieht, so haben die Kinder keine Stätigkeit. (Hohenstein.)

Soll das Kind entwöhnt werden, so wartet die Mutter bis zur Kirche

---

[1]) Hinz, S. 81. Hartg. Ztg. a. a. O. [2]) Hartg. Ztg. a. a. O. [3]) Hartg. Ztg. a. a. O.

geläutet wird; dann setzt sie sich auf einen Stein und giebt dem Kinde die Brust zum letzten Male. Wenn die Vögel abziehen, ist eine günstige, wenn die Vögel kommen, im Allgemeinen eine ungünstige Zeit. Im ersten Falle vergißt das Kind die Brust bald. Der Johannistag ist vor allen andern zur Entwöhnung günstig. (Gilgenburg.)

Man entwöhnt die Kinder gern um Mitternacht; dann ruht alles in süßem Schlummer und das Kind wird gedeihen. (Hohenstein.)

Man darf über ein Kind nicht fortsteigen, sonst wächst es nicht. Doch heben Kinder manchmal leichtsinnig den Fuß über daliegende kleinere und sagen dabei: „Glieder wachst nicht." (Wallendorf.)

Man darf es nicht geschehen lassen, daß ein Kind an einem Fuße unbekleidet umhergeht; ein solches Kind kommt nie zu seinem Stückchen Brod.

Verliert das Kind einen von seinen Milchzähnen, so muß es denselben nicht erst wohin werfen, sondern stets auf den Ofen, und dabei sprechen:

Miszka, miszka,
Para braiszka
Na gnaciany
A day mi zielażny!

d. h.: Mäuschen, Mäuschen, mein liebes Brüderchen, nimm den knöchernen und gieb mir einen eisernen (Zahn)!

Die Fibel wird dem heranwachsenden Kinde in der Regel von dem Pathengelde gekauft. (Wallendorf.)

Die Hochzeitsgebräuche der Masuren in den östlichen Gegenden sind mir ausführlicher geschildert von einem Manne, der dort früher Lehrer gewesen war, zuletzt aber sich in Kurken bei Hohenstein aufhielt, und so Gelegenheit fand, das Abweichende hier und dort genau aufzufassen, dem vor Kurzem in Kurken verstorbenen Herrn Bercio. Ich gebe hier zunächst seine Schilderung, um dann einzelne abergläubische Gebräuche nachfolgen zu lassen.

Der Brautwerber, ein ältlicher, zuverlässiger, anständiger Mann, reitet eines Sonntags mit einem Kohlkopfe — die Werbungen finden meistens im Herbste statt — nach dem Hause, wo die Brautwerbung stattfinden soll. Er läßt denselben von seinem Pferde oder Ochsen anfressen, tritt dann in das Haus, knüpft nach der Begrüßung ein Gespräch an, zeigt im Laufe desselben den beschädigten Kohlkopf vor und spricht: Es ist eine Ziege, ein Reh, in unserem Garten gewesen, es ist eine Beschädigung an dem Kohlkopf vorgekommen, nun habe ich gespürt bis hierher und will das Reh sehen. Wenn er das gesprochen hat, weiß man schon, um was es sich handelt. Das betreffende Mädchen (welches übrigens seiner Zeit dem Brautwerber ein neues Hemde zu schenken pflegt,) läuft weg auf die Lucht, wirft sich in Staat und wird dann hervorgeholt. Auch mit ihr unterhält sich der Brautwerber über die Beschädigung des Kohlkopfes.

Sodann bespricht er mit den Eltern (denn die Mädchen haben darin kein Wort) seine Angelegenheit direct. Wenn ihm die Eltern Hoffnung geben, kommt er über acht Tage mit dem Bräutigam wieder. Da wird denn nun die Verlobung, Ausstattung und Aufbietung verabredet, und ist die Aufbietung erst erfolgt, dann geht die Verlobung nicht leicht aus einander. Sonntag vor der Hochzeit müssen die Brautleute communiciren, die Braut mit dem Kranze geschmückt, daß Jeder gleich sehen kann, daß es eine Braut ist. Jede Hochzeit wird in den Gegenden bei Oletzko, Lyck rc. am Freitag gefeiert; (in Kurken an der ermeländischen Grenze, wo man die katholischen Fasten mit beobachtet oder berücksichtigt, ist dies nicht der Fall). Die Einladung erfolgt am Sonntag vorher. Die Freunde und Nachbarn aus demselben Dorfe werden durch einen proszek (Bitter, Einlader), die auswärtigen durch einen oder zwei Platzmeister eingeladen. Der erstere ist in der Regel ein Angehöriger der Familie, oft ein Instmann derselben, und macht sein Geschäft zu Fuß gehend ab. Der Platzmeister ist ein jüngerer Mann, welcher mit Bändern reich geputzt herumreitet, um seine Einladungen in den benachbarten Dörfern zu besorgen. Gegen 10 Uhr Vormittags versammeln sich die Gäste in dem Hochzeitshause, wo sie mit Musik empfangen werden und die Platzmeister ihnen mit Bier entgegen kommen. Wenn sie versammelt sind, wird ein kleines Frühstück, meistens aus Wurst bestehend, gegeben, und dann hat der Ortslehrer an die Braut eine Rede zu halten (dies geschieht im Ermelande, sowie in den nächstgelegenen Gegenden Masurens z. B. in Kurken durch den Platzmeister), auch werden einige Liederverse gesungen. Wenn nun nach der Kirche gefahren werden soll, so sitzen die Braut und die Brautmutter (swachna) neben einander auf einem Wagen, vor ihnen Brautjungfern. Man nimmt auf den Wagen einen guten Vorrath von Fladen, schon zerschnitten, mit, um unterwegs den Leuten auf der Straße die Stücke zuzuwerfen. Im Kruge des Kirchdorfs wird angehalten, auch getanzt bis die Glocken läuten. Von hier nach der Kirche wird zu Fuß gegangen. Nach der Trauung geht es zurück in den Krug, wo getrunken und getanzt wird, und zu Wagen weiter nach Hause, aber nicht sogleich in das Hochzeitshaus, in welchem jetzt Mittag angerichtet wird, und welches daher frei bleiben muß, sondern in das Haus der guten Frau (swachna), wo Schnaps und Bier getrunken, Kuchen gegessen und getanzt wird. Ist das Mittag im Hochzeitshause angerichtet, so kommt der Hochzeitsbitter (proszek) in das Haus der guten Frau, tritt in die Stube und schlägt mit dem Stock gegen den Balken, worauf die Musik schweigt und Jeder stehen bleibt, wo er sich beim Tanzen eben befindet. Dann sagt er: Der Hochzeitsvater, die Hochzeitsmutter, das Ehepaar lassen grüßen und bitten nach dem Hochzeitshause zu kommen, oraz i zaras (gleich auf der Stelle). Hierauf macht er kehrt, die Musik folgt ihm, und die Hochzeitsgäste schließen sich paarweise an. Die Platzmeister kommen dem Zuge mit Bier aus dem

Hochzeitshause entgegen. Dann folgt die Mahlzeit, vor und nach welcher der Lehrer ein Gebet spricht; auch werden wieder einige Verse gesungen. Die Braut hat ihren Platz hinter dem langen, schweren Tisch, wo sie schwer zugänglich ist, und verläßt diesen Platz auch nach beendigter Mahlzeit nicht freiwillig, sondern wird von den jungen Leuten, oft mit einiger Anstrengung, „aus der Gemeinschaft der Jungfrauen" (denn das Verfahren hat seine symbolische Bedeutung) von denselben hinter dem Tische hervorgezogen. Ist dies gelungen, so fordert sie jeden männlichen Gast zum Tanze auf und tanzt mit allen. Das ist der Brauttanz, bei welchem die Musici extra bezahlt werden. Gegen Abend — oft ist es schon tiefe Nacht geworden — wird Gänsebraten, schon zerlegt, aufgetragen und gegessen. Wenn diese Mahlzeit vorüber ist, werden unzerlegte gebratene Gänse und Strützel aufgetragen, jede Gans und jeder Strützel in vier Theile zerschnitten, und jeder Gast hat das Recht ein solches Viertel nach Hause zu nehmen für diejenigen Angehörigen, welche zu Hause bleiben mußten. — Den nächsten Tag, Sonnabend, Vormittags um 10 Uhr muß der Platzmeister wieder auf dem Platze sein. Er nimmt die Musik mit und geht nun von Haus zu Haus durch das Dorf, um die vom vorigen Tage ermüdeten Hochzeitsgäste wieder zusammenzubringen. Diese ziehen sich nun an und folgen ihm. Sobald einige zusammen sind, wird in jedem Hause, das sie betreten, und von wo sie einen Hochzeitsgast abholen, eine Weile geschmaust und getanzt. Der Haufe vergrößert sich mehr und mehr, bis endlich alle Hochzeitsgäste von dem Platzmeister geführt in dem Hochzeitshause wieder anlangen. An diesem Tage wird den angesehensten Frauen im Hochzeitshause etwas Besonderes vorgesetzt: Schnaps mit Honig. Nachdem sie gegessen und getrunken, auch das Nöthige besprochen haben, setzen sie der jungen Frau die Haube auf. Nachdem dies geschehen, nehmen sie sie in ihre Mitte und führen sie in den Tanzsaal, wo sie nun mit ihnen tanzt. Dadurch ist sie „in den Bund der Frauen aufgenommen"; man nennt die Feierlichkeit cepić d. h. das Mützenaufsetzen. — Am dritten Tage, dem Sonntage, wird die Braut zum Bräutigam heimgefahren. Die Gäste versammeln sich Vormittag im Hochzeitshaus, wo gefrühstückt wird. Die Nachbaren stellen große vierspännige Wagen; auf dieselben wird aufgepackt, was die Braut als Mitgift mitbekommt; auch setzen sich auf dieselben von den Gästen, Verwandten und guten Nachbaren so viele, als irgend auf denselben einen Platz finden, und so geht es nach dem Hause des Bräutigams. Dort wird abgeladen und der Rest des Sonntags, sowie der Montag unter Theilnahme der Nachbarn des Bräutigams verjubelt. (Oletzko, Lyck.)

Zum Ausputz der Hochzeitsbitter gehören besonders bunte Bänder und Papierblumen an der Mütze und zwei bunte Tücher, ein rothes und ein gelbes, an den beiden Schultern; die lange Peitsche, mit der sie vor den Häusern derer, die sie laden, bei ihrer Ankunft und beim Wegreiten tüchtig knallen, darf nicht

fehlen. Sie holen die Gäste ab, tragen bei Tische die Schüsseln zu, sehen darauf, daß Jeder zu essen bekommt, und daß die Krüge voll sind. Sie halten auch die Collecte für die Musik und die Braut. Meistens ist der Hochzeitsbitter der Bruder des Bräutigams oder der Braut. Die Gäste bringen zur Hochzeit Kuchen, bisweilen auch Fleisch mit; wenn der Schnaps ausgetrunken ist, müssen sie für mehr sorgen. Nach der Hochzeit zieht die ganze Gesellschaft bei den einzelnen Gästen herum und läßt sich von jedem Einzelnen traktiren. Dabei fassen junge Leute und Mädchen einander an den Händen und springen über die Straße. Eine gute Hochzeit muß wenigstens drei Tage dauern. (Klein Jerutten.)

Der festlich geschmückte Platzmeister reitet, in Masuren wie in Litauen, in die Häuser und Zimmer der Eingeladenen und spricht von seiner lebenden Rednerbühne herab die wohl eingelernte Einladungsformel. Am Tage der Hochzeit empfängt er die Gäste und muß das gewiß nicht leichte Geschäft übernehmen, bei der Tafel die Gesundheit jedes Einzelnen derselben mit geeigneter Anrede auszubringen. Jeder der Anwesenden aber, dem diese Aufmerksamkeit zu Theil wird, ist gehalten, in allen Stücken Bescheid zu thun. Daß bei solchen Gelegenheiten an Speisen und Getränken der größte Ueberfluß herrscht, darf nicht erst bemerkt werden; auch nehmen die Schmausereien mit dem ersten Tage kein Ende, sondern währen wohl acht bis vierzehn Tage, je nach der Anzahl der eingeladenen Gäste, welche sich nicht nehmen lassen, dem Gastgeber die Last der Bewirthung zu erleichtern. Es zieht nämlich die Gesellschaft von einem Hause zum andern und wird in jedem einen Tag lang bewirthet. Um das Vergnügen durch Abwechslung noch zu erhöhen, werden häufig Aufzüge und Verkleidungen vorgenommen, wobei es an Nachäffungen von Thieren in Gestalt und Stimme und dergleichen nicht fehlt. (Drygallen im Kreise Johannisburg.[1])

Ausgelassene Fröhlichkeit herrscht bei Hochzeiten. Bei denselben geht es sehr laut her. Die Mädchen lärmen und schreien vor purer Freude, daß sie kirschbraun werden. Die Hauptrollen spielen natürlich die Platzmeister, welche dem Zuge voranreiten. Erreichen sie auf dem Heimwege die erste Brücke, so hält der Kutscher des Brautwagens; dann heißt es: das Rad ist gebrochen! Schnell wird nun Geld zusammengelegt, um dasselbe machen zu lassen. Hat ein Jeder das Seine dazu beigetragen, so geht es in vollem Jagen weiter. Die Platzmeister eilen, so schnell als nur irgend möglich ist, nach dem Hochzeitshause, nehmen ein Brod, wickeln dasselbe in ein Tischtuch und bringen es der Braut entgegen. Die nimmt es in Empfang als Zeichen, daß sie in ihrem Leben stets Brod haben wird. Die junge Frau wird zu Hause gleich dreimal

---

[1]) Bei Preuß, Preuß. Landeskunde, S. 234 f.

um den Ofen geführt, damit sie ihrem Manne nicht weglaufen könne. Ueber Tisch macht die Brautjungfer ihrem Platzmeister ein Geschenk, wobei sie folgende Worte spricht: „Herr Platzmeister, ich komme vor dich getreten, weil ich von dir gebeten. Heute ist dein Ehrentag, weil ich dir ein kleines Geschenk bringen mag, halte das Geschenk fest, wie der Baum die Aest', wie die Glocke ihren Klang, wie das Wasser seinen Gang, wie der Mond seinen Schein, aufs Jahr sollst du wieder mein liebster Platzmeister sein." Der so Geehrte erwiedert: „Dafür thu' ich mich bedanken, ich will es legen in meinen Schranken, ich will es in Ehren halten und meine Brautjungfer an die rechte Seite führen. Musikanten, Vivat hoch!" Dem ersten Brautführer liegt die Pflicht ob, die Feiernden durch einen poetischen Erguß zu erfreuen. Ein solcher würde übersetzt etwa so lauten:

„An dieser Hochzeit haben wir Gäste uns zahlreich versammelt; möge also hier das Herz eines jeden fahren lassen allen Kummer und anstimmen Lieder der Freude. Von dem Liedlein zu dem Gläschen ruft heute die Gemeinschaft. Vivat! so lange die Flasche voll ist, unsre Compagnie, Vivat! Die junge Ehe! Du junger Herr! Um des Wohlbehagens willen hast du dir genommen eine Geliebte. Ich beneide dich auch nicht, mein Bruder, lebe mit ihr froh in deiner Hütte; ich liebe heut mein Gläschen. Bei dem Käthchen, meinem Mädchen, werd ich auch zur Zeit stehen. Ich will mich nur ein wenig stärken, daß ich den Fußsteg nicht fehle. Du junge Brautjungfer, trinke schnell; wer schmiert, der fährt. Das Wäglein eurer Ehe wird darum nicht umwerfen, wenn es auch in die Wegpfützen hineinfährt. Es spült sich ab und fährt sich weiter, desto früher in den Gleisen. Darum trinkend schmiert den Wagen! Heute schlaft nicht, sondern tanzet; wir gehn im Sprunge hinter euch. Spielet auf, ihr Spielleute und Pflüger, da ihr Ohren und Füße habt. Sieh! einen Silbergroschen zur Verpflegung, sieh, schon werfe ich ihn klingend in das Glas! Spielt uns also ohne Besorgniß!"[1])

Bei der Wahl des Hochzeitstages werden die Gestirne der Regel nach beobachtet. Unter dem Zeichen des Krebses läßt man sich nicht trauen, damit die Wirthschaft nicht rückwärts gehe, ebenso nicht bei abnehmendem Licht, damit die Wirthschaft nicht abgehe. Der bevorzugte Wochentag ist, wo nicht katholischer Einfluß nachwirkt, der Freitag.[2])

Die abweichenden Ansichten über den günstigsten Tag zur Hochzeit sind oben angeführt.

Zwei Töchter an einem Tage zu verheirathen, bringt Unglück für die jungen Eheleute.

---

[1]) Hartg. Ztg. No. 9. [2]) Vgl. hierüber N. P. Prov.-Bl. 1848, Bd. 1, S. 188. Hintz, S. 61.

Liebesmittel. Findet ein Liebender oder eine Liebende zwei sich begattende Frösche, so muß er (sie) sie während des Aktes beide mit einer Nadel durchstechen. Mit dieser Nadel nähert er (sie) sich dem geliebten Mädchen (Jüngling) und heftet, wenn auch nur auf einen Augenblick, die eignen Kleider mit den Kleidern desselben durch dieselbe zusammen. Von der Zeit an gehören sie sicher einander an. (Gilgenburg.)

Wenn die Braut den Hochzeitsstaat anlegt, vermeidet sie ängstlich die rothe Farbe, welche Feuersgefahr drohen würde. In den Schuh legt sie ein Geldstück. (Kl. Jerutten.) Auch legt sie der Vorbedeutung wegen nichts Geborgtes an. (Gilgenburg.)

Vor der Trauung muß die Braut vom Bräutigam Geld fordern und solches im rechten Strumpf verwahrt mit zur Kirche nehmen. Wie hier, so wird der Bräutigam auch als Ehemann es ihr nicht vorenthalten, und nie wird dasselbe ihr ganz ausgehen. Aus dem letztern Grunde muß auch der Bräutigam bei der Trauung Geld bei sich haben. (Gilgenburg.)

Die Braut flicht sich einen Silbergroschen ins Haar und geht mit demselben zur Trauung. Nach derselben kauft sie dafür Schnaps und trinkt ihn aus, damit der Mann nie mehr, als für einen Silbergroschen, trinke. (Willenberg.)

Beim Ausgange zur Trauung, desgleichen beim Kirchgange der Frauen muß eine Axt an der Thürschwelle, mit der Schärfe nach außen gelegt, nicht fehlen.

Vor den Brautwagen spannt man einen Schimmel, damit die in der Ehe erzeugten Kinder nicht sterben.[1])

Mißgünstige, nicht zur Hochzeit eingeladene Leute lassen, um sich dafür zu rächen, zwei an den Schwänzen zusammengebundene Katzen, den zur Kirche gehenden oder fahrenden Brautleuten über den Weg laufen, oder sie werfen ihnen mit dem Besen nach. Das bringt Hader und Zank in die Ehe. (Gilgenburg.)

Wenn man die Hochzeitsleute aus der Kirche kommen sieht, dann eine Katze beim Schwanze faßt und sie quer über den Weg zieht, so müssen alle Hochzeitswagen an der Stelle umwerfen. (Hohenstein.)

Die Fahrt nach der Kirche muß ohne Unterbrechung geschehen, damit später in der Ehe auch kein Hinderniß eintreten möge. (Ebenda.)

Sind die Brautleute nicht aus einem und demselben Dorfe, so fahren beide nicht zusammen in die Kirche, sondern jeder Theil besonders aus seinem Wohnorte; am Kirchorte erwartet schon der Bräutigam die Braut. In der Kirche holt der gute Mann nach dem Gesange des Liedes: „Meine Hoffnung

[1]) Hintz, S. 70, Anmerk. 5.

stehet feste" den Bräutigam zum Altare, alsdann die Braut, welche sich nur mit vielem Widerstreben dahin führen läßt [1]).

Wer die Katzen gut füttert, hat gutes Wetter zur Trauung. (Hohenstein) [2]).

Brautleute lassen sich nie über ein offenes Grab trauen, sondern lassen das Begräbniß erst vorübergehen, ein Gebrauch, der da immer mehr verschwindet, wo besondere Ortsbegräbnisse — sogenannte Mogillen — entstehen [3]).

Während des Aktes der Trauung muß die Braut dem Bräutigam auf den Fuß treten, oder auf seinem Rock knien oder beim Zusammenlegen der Hände ihre Hand nach oben bringen, dann hat sie während der Ehe das Regiment; wenn dasselbe dem Bräutigam gelingt, so regiert er. (Soldau, Gilgenburg ꝛc.)

Während der Trauung darf die Braut den Arm des Bräutigams nicht loslassen; sonst geht die Ehe auseinander. (Willenberg.)

Fällt beim Wechseln der Ringe einer derselben an die Erde, so bedeutet das Unglück, namentlich Zwietracht. (Soldau.)

Verliert die Braut den Ring, so bedeutet das ein großes Unglück. (Gilgenburg.)

Nach dem Trauakt sehen die Brautleute darauf, daß sie sich gegen einander gewendet vom Altar abdrehen; es kommt ihnen nicht darauf an, daß dann die Braut, welche während des Trauaktes rechts steht, links zu stehen kommt. (Kl. Jerutten.)

Nach dem Trauungsakt muß beim Fortgehen vom Altar die Braut den Bräutigam um sich gehen lassen, was eine innige Zuvorkommenheit und stete Dienstfertigkeit in der Ehe von Seiten des Letztern verspricht. (Gilgenburg.)

Während der Trauung sieht man genau nach den Lichtern. Brennt eins derselben düster, so bedeutet das Krankheit, verlöscht eins, so bedeutet das Tod und zwar desjenigen der Brautleute, auf dessen Seite das Licht steht. (Soldau, Hohenstein.)

Wenn die Braut bei der Trauung bleich aussieht, so stirbt sie auch bald. (Hohenstein.)

Das von der Trauung zurückgekommene Paar muß aus einem Glase zur Hälfte trinken, damit Einheit in der Ehe bestehe. (Willenberg.)

Viel Scherben, viel Glück; daher werden bei Hochzeiten oft absichtlich viele Flaschen, Töpfe, Schüsseln und Gläser zerbrochen. (Gilgenburg.)

Bei den Katholiken des polnischen Ermelandes pflegt man gleich nach der Hochzeit die Braut aus dem Hause zu schicken und mit fichtenen Stöcken nach den sich entfernenden jungen Eheleuten zu schlagen.

Wer von den jungen Brautleuten im Brautbette zuerst einschläft, stirbt zuerst [4]).

---

[1]) Hintz S. 65. [2]) Vgl. N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 470. [3]) Hintz S. 70. Anm. 5. [4]) Dieses Orakel erwähnt auch schon im sechszehnten Jahrhundert Simon Grunau. N. Pr. Prov.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 337.

Um zu ermitteln, ob der Bräutigam oder die Braut früher sterben werde, schreiben sie die Vornamen derselben neben einander. Bei jedem einzelnen Buchstaben dieser Reihe sprechen sie nun abwechselnd den Namen Adam und Eva aus; trifft auf den letzten Buchstaben Adam, so stirbt er zuerst.

Daß der jungen Frau, wenn sie dem Hause des Mannes sich nähert, Brod entgegen getragen wird, ist oben berührt. Sonst werden ihr Brod und Salz in das neue Haus vorausgetragen, was übrigens auch bei jedem Wohnungswechsel geschieht. Wieder anderwärts giebt man der in das eigne Haus eintretenden jungen Frau Brod, Salz und ein Goldstück mit, welche drei Dinge sie sorgfältig aufbewahren muß. (Lubainen.)

Fladen und Bier müssen der jungen Frau bis an die Dorfgrenze entgegen gebracht werden; was die Eheleute davon nicht verzehren, werfen sie den Armen zu. Auch nehmen die Platzmeister, wenn das junge Paar aus der Kirche ankommt, einen Topf mit allerlei Getreide und sonstigen Victualien gefüllt, tragen denselben dem heranrollenden Wagen entgegen und werfen ihn gegen ein Rad desselben. Das wird den Eheleuten geopfert. (Hohenstein.)

Es kommt vor, daß wenn einem Manne mehrere Frauen hinter einander gestorben sind, die darnach heimgeführte nicht durch die Thür, sondern durch das Fenster in sein Haus einzieht. (Hohenstein.)

Daß die junge Frau dreimal um den Heerd des neuen Hauses geführt wird, ist uralter Gebrauch. Schon im sechszehnten Jahrhundert gedenkt desselben Hieronymus Meletius in der Beschreibung der Gebräuche der alten Preußen [1]).

Bei Hochzeiten oder andern festlichen Begebenheiten darf man nicht mit dem Licht unter den Tisch leuchten, sonst entsteht Zank und Schlägerei. (Willenberg.)

Der Brautkranz wird sorgfältig aufbewahrt, weil er bei Viehkuren gute Dienste thut. (Gilgenburg.)

Verliert einer der Gatten den Trauring, so kommt ein Unglück [2]).

Verschüttetes Salz deutet auf Zank und Widerwärtigkeiten in der Ehe.

Der Wöchnerin legt man Stahl unter das Bette, um sie vor Hexerei zu sichern. (Hohenstein.)

Soll ein ganz neues Haus bezogen werden, so darf das erste lebende Wesen, das hineinkommt, kein Mensch sein. Dann lauert der Tod auf seine Beute; der zuerst Hineinkommende ist sein erstes Opfer. Man pflegt daher zuerst einen Hund oder eine Katze in die Stube zu werfen. (Gilgenburg.)

Ehe man ein neugebautes Haus bezieht, schlachtet man ein Thier z. B. ein Huhn und trägt dies durch alle Stuben. Ohne diese Vorsicht würde bald einer aus dem Hause sterben. (Hohenstein.)

Wenn man die Wohnung ändert, müssen in die neue Wohnung vor allen

---

[1]) Erläut. Preußen. Bd. 5. S. 715. [2]) Hintz, S. 70. Anm. 5. S. 118.

Brod, Tisch und Geld hineingebracht werden. Der Traum, den man in einer frischen Wohnung in der ersten Nacht träumt, geht in Erfüllung. (Gilgenburg.)

Die günstigste Zeit zum Wechseln einer Wohnung oder Brodstelle ist bei zunehmendem Licht oder Vollmond. Wie das Mondlicht zunimmt, wird auch der Haussegen wachsen. Heimführungen erfolgen daher auch in der Regel in dieser Zeit.

Tage, auf welche eine gerade Tageszahl des Monats trifft, gelten im Allgemeinen als Unglückstage; an solchen Tagen zieht man nicht. (Gilgenburg.)

Wenn man Abends Bette macht, so darf das Oberbett vor dem Schlafengehen nie aufgedeckt werden, sonst legt sich ein Geist hinein. (Gilgenburg.)

Man schlafe immer auf der rechten Seite, dann wird man von Engeln bewacht werden. (Gilgenburg.)

Die Wirthschaft beruht vorzüglich auf dem Gedeihen der Feldfrüchte und des Viehes. Viel Hokuspokus wird getrieben, wenn das Vieh und die Pferde gedeihen, der Acker reichlich tragen, das Unkraut aus dem Getreide vertilgt, Weizen und Gerste vor dem Vogelfraße bewahrt werden soll. (Soldau.)

Dünger fährt der Bauer hauptsächlich nur bei zunehmendem Licht und streut den ersten Haufen sofort auseinander, weil sonst der Wurm ins Getreide kommt. (Wallendorf.)

Wetterregeln sind uns von den Masuren noch weiter keine verrathen als diese: Untrüglichstes Zeichen für bevorstehenden Regen ist, wenn gewisse Thiere aus den Haaren auf die Ohren kriechen. (Kl. Jerutten.)

Mit Sorgen und Bangen wird die erste Saat in die Erde gebracht. Hat Jemand das Herz, am Tage auf den Acker zu gehen, um die Saat zu streuen, so weicht er jedem Begegnenden scheu aus, um ja nicht zum Sprechen veranlaßt zu werden. Viele gehen um Mitternacht auf das Feld, und vollständig unbekleidet streuen sie die Saat[1]).

Der zur Saat geeignete Zeitpunkt wird sorgfältig ermittelt. Weizen muß man weder am Tage noch in der Nacht, sondern am Mittwoch (!) säen; dann fressen ihn die Sperlinge nicht. (Wallendorf.)

Man säet nicht bei Mondwechsel, weil dann der Samen sich ändert, z. B. aus Wruckensamen wird Senfsamen.

Unter dem Krebs und Scorpion, welche Würmer darstellen, wird nicht gesäet oder gepflanzt, weil dann die Würmer überhand nehmen würden; man säet und pflanzt unter Löwe, Stier, Jungfrau, damit alles stark und kräftig werde. (Hohenstein.)

Wer mit einem Säelaken säet, welches ein nicht confirmirtes Mädchen gesponnen und gewebt hat, dem wird die Saat gedeihen. Ein solches Laken leiht Niemand fort, er würde dadurch den Segen fortgeben. (Hohenstein.)

[1]) Hartg. Ztg. No. 8.

Den Samen, den man säen will, muß man nicht auf den Tisch legen, sonst geht nichts auf. (Hohenstein.)

In einen Zipfel des Säelakens bindet der Bauer Brod und Geld und läßt es während des Säens darin. Das giebt Gedeihen. (Lubainen.) Anderwärts bindet man ein Silberstückchen, Brod, Salz und Fenchel (kopr) ein. (Hohenstein.)

Wenn im nächsten Jahre die Ernte des Wintergetreides ergiebig sein soll, so müssen die Aehren des Erntekranzes zuerst in den Acker gestreut werden. Diese Regel gilt vom Weizen und Roggen [1]).

Wenn die Wintersaat gestreut werden soll, wird die Erntekrone, welche vom letzten Erntefeste her an der Decke des Vorhauses hing, heruntergenommen, die Körner aus ihr auf dem Eßtische ausgerieben, besonders in das Säelaken gebunden und zuerst in den Acker gestreut, damit die Ernte im nächsten Jahre wohl gerathe [2]).

Es scheint hienach auf einem Mißverständniß zu beruhen, wenn ein anderer Referent sagt: Aus dem Erntebündelchen des verflossenen Jahres schüttelt der Wirth die lose gewordenen Körner und bindet diese, sowie ein Geldstück in den Zipfel des Säelakens, worin diese Dinge so lange liegen bleiben, bis zugesäet ist. Dadurch soll man einen guten Ertrag und lohnende Preise für die Ernte erzielen [3]).

In der Saatzeit darf man kein Feuer borgen, sonst gedeiht die Saat nicht. (Gilgenburg.)

Wenn gesäet wird, darf keine Aschlauge gemacht werden; ja man vermeidet überhaupt in dieser Zeit die Wäsche, andernfalls würde das Getreide nicht gerathen. (Hohenstein.)

Wenn man auf dem Wege zum Säen über einen Zaun steigt, so verwandelt sich die Saat; so wird z. B. Wruckensaat aus Kumstsaat. (Hohenstein.)

Die in den Zwölften gebrannte Asche, vermengt mit etwas Saatgetreide, wirft man im Frühjahr und Herbst ins Kreuz auf den Acker indem man spricht: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Dann wird die Ernte gut schütten [4]).

Ein solches Kreuz macht man nur auf dem Felde, auf dem Erbsen gesäet werden sollen. (Gilgenburg.)

Ehe sie die Saat ausstreuen, mischen sie dieselbe mit drei Händen voll Erde von dem Acker des Nachbarn, das bedeutet Glück [5]).

Wenn der Säende ein Stück Acker unbesäet läßt, so stirbt er in dem Jahre. Es werden mehrere Personen namentlich genannt, welchen der Teufel

---

[1]) N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 473. [2]) N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 2, S. 54. [3]) Hartg. Ztg. No. 8. [4]) N. Pr. Prov.-Bl. 1850, Bd. 2, S. 116. No. 158. [5]) Hartg. Zeitung No. 8.

wegen ihrer Vergeßsamkeit diesen Streich gespielt hat. Jeder Säende nimmt sich daher vor dem Versäen sehr in Acht[1]).

Beim Roggensäen sagt man: Die erste Hand für den Herrn (pan d. h. Gott), die zweite für mich, die dritte für die Vögel. (Hohenstein.)

Um Weizen und Gerste, besonders diejenige, welche man bei Hause säet, vor dem Vogelfraße zu sichern, wirft man eine Handvoll von der Saat von sich weg für die Vögel. (Wallendorf.)

Um Unkraut, besonders Disteln, aus dem Saatfelde zu vertilgen, vergräbt man in demselben Donnerstag nach Sonnenuntergang einen Span von einem Baume, den der Blitz getroffen hat. (Wallendorf.)

Erbsen gerathen selten, es ist daher bei der Saat derselben Manches zu beobachten. Erbsen soll man nicht unter dem Scorpion säen. Man säe sie unter dem Löwen. Von Saaterbsen darf man nichts weggeben oder verkaufen, ehe man sein eigenes Erbsenfeld bestellt hat, sonst giebt man den Segen fort. (Hohenstein.) Von dem Aschenkreuz auf dem Erbsenfelde war so eben die Rede.

Ehe man die Erbsen aussäet, muß man sie durch die Nabe eines Wagenrades laufen lassen, damit das Feld nicht vom Mehltau befallen werde. (Hohenstein.)

Um das Feld, auf welchem Erbsen ausgesäet werden sollen, muß ein Frauenzimmer, ..., gehen oder dessen Hemde getragen werden, damit die Erbsen nicht vom Mehltau befallen werden. (Hohenstein.)

Beim Erbsensäen soll man keine Winde lassen, sonst kommt der Wurm in die Erbsen. (Gilgenburg.)

Bohnen muß man vor der Aussaat dreimal durch die Hosen gehen lassen. (Gilgenburg.)

Bohnen legt man nicht an dem Wochentage, an welchem der erste Schnee gefallen ist. (Willenberg.)

Kumst wird nicht unter dem Schützen gepflanzt, sondern unter der Jungfrau und Waage, damit er nicht auseinander schieße, sondern rein bleibe und gewichtig und schwer werde. (Hohenstein.)

Wenn man das Kumstbeet glattgeklopft hat, so legt man einen Stein auf dasselbe und meint, daß die Kumstköpfe dann so hart wie der Stein werden. An einigen Orten legt man unter den Stein auch noch Brennnesseln. (Hohenstein.)

Am Johannisabend müssen wenigstens drei Kumstköpfe behäufelt sein. (Hohenstein.)

Um den Kohl vor Raupen zu schützen, nehme man Sand vom Grabe des zuletzt Begrabenen, sehe sich aber dabei nicht um und spreche kein Wort, und streue diesen Sand über die Kohlpflanzung. (Kurken.)

[1]) N. P. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1. S. 473.

In Kruglanken besprach eine alte Frau Kumst, auf welchem sich unzählige Raupen befanden. Sie bediente sich dazu einer Pfanne mit glühenden Kohlen, auf welche sie unter beständigem Gemurmel und mit verschiedenen Grimassen starkduftende Kräuter warf, die beim Verbrennen einen unangenehmen Geruch verbreiteten. Obgleich der Rauch davon nur einen sehr kleinen Theil des Feldes bestrich, so waren am Morgen des folgenden Tages sämmtliche Raupen verschwunden. Ihren Zauberspruch theilte sie unter keinen Umständen mit, indem, wie sie sagte, dann die Kraft verloren ginge[1]).

Flachs säet man zu Medardus. Damit er gedeihe, tanzt man zu Fastnacht oder fährt spazieren (s. o.).

Wenn ein Hund oder eine Katze krepirt, so muß man den Cadaver hoch über den Zaun werfen, damit der Flachs hoch werde. (Hohenstein.)

Sonnenschein am Neujahrstage kündigt guten Flachs an (s. o.).

Kartoffeln legt man nicht unter dem Krebs. (Wallendorf.)

Es kaufte Jemand Saatkartoffeln. Der Verkäufer hatte Uebermaaß, gab dieses aber mit fort, bis auf drei Kartoffeln, welche er in seinem Sacke behielt. Befragt, warum er dies thue, sagte er zu dem Käufer: „Ich habe noch keine Kartoffeln gesetzt, und da könnten die Kartoffeln sich zu ihnen hinübertragen (d. h. ihm würden sie fehlschlagen, dem Käufer aber gerathen); wenn ich schon etwas gesetzt hätte, so würde es nicht schaden, wenn ich auch alle Kartoffeln ausschüttete.“ (Magdalenz bei Neidenburg.) Von einem Hinüberwandern der Saat hört man übrigens auch sonst.

Ueber das Erntefest mögen folgende Notizen einander ergänzen. Die erste bezieht sich auf den Ortelsburger Kreis. Bei den Bauern folgt ein Erntefest meist nur auf die Roggenernte, was schon daher sich erklärt, weil überhaupt nur wenige Bauern Weizen bauen. Der Roggen wird von Männern und Mädchen mit der Sichel geschnitten (es erscheint ihnen roh, mit der Sense gegen die Gottesgabe loszuschlagen). Ein Büschel Aehren, etwa so viel, als man auf einmal mit der Sichel abschneiden kann, läßt man zuletzt stehen. Um denselben stellen sich gleich nach vollendeter Arbeit die Schnitter und singen ein geistliches Lied. Die schönsten Aehren werden zum Erntestrauß ausgewählt, zusammengeflochten und mit Blumen geschmückt. Diejenige der Schnitterinnen, welche zuerst mit ihrem Beete fertig war, bringt den Erntestrauß nach Hause. Während des Ganges nach Hause singen sie ein weltliches meist komisches Lied, welches wie der Erntestrauß selbst plon genannt wird, namentlich sehen sie dabei darauf, daß sie sich dem Hause unter diesem Gesange nähern. Diejenigen, welche nicht mit auf dem Felde waren, begrüßen die Zurückkehrenden aus allerlei Verstecken mit Wassergüssen. Manches Mädchen wird von den Mannspersonen an den

[1]) N. P. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 471.

Brunnen gezogen und mit einem Eimer Wasser begossen. Zu Hause giebt es zuerst Schnaps und Fladen, dann eine Mahlzeit, bei der neben anderen Gerichten auch Mohnkeulchen nicht fehlen dürfen, bei besseren Leuten auch Tanz. Das Getreide aus dem Strauß wird im Herbste mit ausgesäet. (Kl. Jerutten.)

Ebenfalls im Ortelsburger Kreise ist es auch üblich, daß der vorderste Schnitter dem letzten das letzte Bündel Aehren zusammenbindet, welches man pęp (Nabel) nennt, und um welches — in Stoppeln — der letztere nun sicheln muß, ohne den pęp zu verletzen. Auch wird er gezwungen, durch den pęp hindurch zu kriechen. Das Mädchen, welches nicht begossen wird, ist gekränkt, denn man hat ihm keine Ehre angethan. Als Gerichte beim Erntefeste werden noch Schwarzsauer mit Keulchen und dicke Grütze mit Honig hervorgehoben. Bei diesem Festessen darf kein Vaterunser gebetet werden, weil dann Jemand im künftigen Jahre stirbt. Sie beten andere Gebete und singen geistliche Lieder. (Wallendorf.)

Die letzte Garbe bleibt auf dem Felde stehen, damit die Mäuse nicht in das Fach kommen. (Hohenstein.)

Aus östlicheren Gegenden Masurens stammt folgender Bericht: In Masuren suchen die Hauer die längsten und schönsten Garben aus und geben sie den Raffern, die im Kreise stehend und das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" singend, dieselben zum Erntekranze in Form einer Krone flechten und mit Bändern und Blumen schmücken. Den fertigen Kranz nimmt der Vorhauer auf seine Sense und geht dem Zuge, den nun alle Schnitter bilden, voran. Bis der Zug zum Dorfe oder Gute, wohin die Schnitter gehören, gelangt, werden verschiedene Lieder gesungen, dann aber der Plon angestimmt, ein Lied, in welchem die rege Hoffnung auf Bier, Keulchen, Fleisch, Tanz, zu welchem Spielleute aus Lyck erwartet werden, sehr lebhaft ausgesprochen wird. Dieses Lied wird so lange gesungen, bis der Vorhauer mit der Erntekrone in das Haus getreten ist. Die Krone wird bei dem Bauern auf den Eßtisch gesetzt, bei der Gutsherrschaft ins Vorhaus oder in die Wohnstube gebracht. Der Bauer hängt sie an dem über dem Tische befindlichen Balken der Stubendecke, der Gutsherr an die Decke des Vorhauses auf. Hier bleibt sie hängen, bis die frische Wintersaat gestreut werden soll. Wenn der Vorhauer beim Einzug auf die Treppe oder den Hof geht, empfängt ihn ein Wasserguß, der auch den übrigen Schnittern und sogar der Gutsherrschaft reichlich zu Theil wird. Darauf fassen die Schnitter die gießenden, (gewöhnlich Mägde), führen sie zum nächsten Teiche, Fluß oder See und tauchen sie unter die Oberfläche des Wassers. Jemehr gegossen und getaucht wird, desto besser ist nach dem Volksglauben die Ernte des künftigen Jahres. Dieses Fest heißt Plon, in Litauen, wo die Gebräuche so ziemlich dieselben sind, Bectuwis [1]).

[1]) N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 2, S. 51—54.

Ebenfalls aus dem östlichen Masuren wird über das Wassergießen noch folgende Bemerkung gemacht: Die jungen Mädchen suchen unbemerkt und hinterrücks die Männer mit Wasser zu begießen, aber schnell und geschickt: denn wehe derjenigen, die mit dem ungeleerten Gefäß ertappt und gefaßt wird, es hilft nichts, sie muß durch den Kreis aller durchschreiten, und jeder Bursche hat das Recht, einen Kuß von ihr zu fordern, den sie nicht verweigern darf [1]).

Wird der letzte Roggen gedroschen, so nimmt die Magd einen Kochlöffel und läuft damit auf die Tenne, wirft ihn da hin und läuft davon. Holt die Fliehende ein Drescher ein, so muß sie sich durch ein Geschenk (am liebsten Branntwein) lösen, wo nicht, so muß sie ein Geschenk erhalten [2]).

Gegen das Verderben des gedroschenen Getreides auf dem Speicher wendet man folgendes Mittel an. Man schneidet im Frühjahr einen grünen Hasselstock ab, und sobald es zum ersten Mal im Frühjahr donnert, macht man über jeden Getreidehaufen mit diesem Hasselstocke ein Kreuz, und es hält sich das Getreide Jahre lang. (Kurken.)

Verkauft man eine gute Art Samen oder etwas derartiges, so nimmt man, wenn dem Käufer sein Theil bereits abgemessen ist, eine Hand voll davon und wirft es auf seinen Haufen oder in seinen Sack zurück, um sich davor zu sichern, daß nicht etwa mit dem Verkauften auch der daran haftende Segen sich von dem Verkäufer wende. Dem Federvieh schneidet man aus demselben Grunde einige Federn ab, und behält sie zurück. Wird etwas zum Verkauf hinausgeführt, so wirft man eine Hand voll Kehricht hinten nach; dies soll Glück und Erfolg bedeuten. (Gilgenburg.)

Ein ganzes Brod darf nicht verschenkt, auch nicht verliehen werden, damit sich der Segen nicht ganz aus dem Hause wende. Daher wird es immer ein wenig angeschnitten. (Gilgenburg.)

Vieh. Der Hirt bricht am zweiten Weihnachtsfeiertage schöne gerade Birkenreiser, nimmt dieselben unter den Arm und geht so im Dorfe oder in der Stadt von Haus zu Haus (natürlich nur in solche Häuser, aus denen er Vieh zu weiden hat), um seine Kalende einzusammeln. Dann zieht jede Hausfrau, nicht mit der bloßen Hand, sondern indem sie die Finger mit der Schürze bedeckt, eine der Ruthen unter seinem Arm hervor, legt sie auf den Tisch, ja nirgend anderswohin! bringt sie auf den Boden, steckt sie in das vorräthig gedroschene Getreide, die Aeste nach oben und läßt sie dort bis matka boza (25. März) stecken. An diesem Tage zieht sie die Ruthe heraus, geht, ohne sich aufzuhalten oder zu sprechen (damit nachmals das Vieh nicht stehen bleibe und

---

[1]) Rosenheyn Bd. 2, S. 94. Erkennbar aber noch mehr abgeflacht sind die Gebräuche des Masurischen Plon auch in dem Erntefeste der Niederunger, welche nämlich zum Absicheln des Roggens und Weizens die dorthin hinabziehenden Masuren in Dienst nehmen. Heinel in den N. P. Prov.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 404. [2]) Hartg. Ztg. No. 8.

brülle, sondern gerade in den Stall hineinkomme) nach dem Stalle und treibt das Vieh hinaus, während der Hausvater mit der Axt ein Kreuz vor der Stallthür macht und die Axt dann an die Schwelle legt. (Hohenstein.)

Das Vieh wird zu Mariä Verkündigung (25. März) zum ersten Male ausgetrieben und von oft weither verschriebenen Zauberern versegnet. (s. o.)

Wenn der Hirte das Vieh zum ersten Male aus dem Dorfe treibt, so spricht seine Frau an dem Heck (Dorfthor) knieend allerlei Gebete. In Napiwobba kam der Fall vor, daß eine Hirtenfrau, die deshalb von andern ausgelacht wurde, dies Gebet unterließ; die Folge davon war, das zu Johannis zwei Wölfe in den Stall brachen und zwei Mastschweine und eine Kuh zerrissen. (Hohenstein.)

Beim Austreiben des Viehes haben die Hirten ihre absonderlichen Bräuche, ihre uralten Sprüche und Verse, und es ist ganz unerläßlich, daß diese hergesagt werden in der festen Weise wie herkömmlich; sonst könnte auf Walpurgis ein Nachbar dem andern die Kühe besprechen, daß sie Blut statt Milch geben und dahinsiechen.[1])

Wird das Vieh zum ersten Male wieder auf das Feld getrieben, so darf nicht gesponnen werden.[2])

Der Hirte scharrt die Kohlen seines Waldfeuers sorgsam zusammen, weil sich sonst seine Heerde zerstreut.[3])

Wenn der Mann mit einem angekauften Stück Vieh nach Hause kommt, so bringt die Frau eine Kanne Wasser und begießt das Vieh von den Hörnern an den ganzen Rücken entlang, von vorn bis hinten, worauf der Mann es im Kreise um sich selbst herumführt; das geschieht dreimal, ehe es in den Stall kommt. (Hohenstein.)

Neu angekauftes Vieh muß über Stahl in den Stall treten, um gegen Hexerei sicher zu sein. (Hohenstein.)

Will das neu gekaufte Vieh sich an den Stall nicht gewöhnen, so wäscht man ihm in einem Gefäß die Füße und gießt das hier gebrauchte Wasser in den Stall aus; das hilft. (Gilgenburg.)

Thut's nachträglich dem Verkäufer um das verkaufte Stück Vieh leid, so gedeiht es dem Käufer nicht. (Gilgenburg.)

Man muß darauf achten, welche Farbe das Wiesel hat, das man zum ersten Mal sieht. Vieh von dieser Farbe geht einem zur Hand (gedeiht einem). (Hohenstein.) Anders. Wenn in einem Stalle sich weiße Wiesel aufhalten, so muß der Wirth weißes Vieh halten; ebenso bei bunten, rothen Wieseln. Er wird erkennen, daß ihm solches Vieh zur Hand geht. (Gilgenburg.)

---

[1]) Rosenheyn, Bd. 2, S. 95. [2]) Rosenheyn, Bd. 2, S. 92. [3]) Rosenheyn, Bd. 2, S. 92.

Frißt ein angekauftes Stück Vieh, ein Schwein, ein Pferd schlecht, so heißt es: Nie poręczyto się! (Es geht nicht zur Hand!) Es muß verhandelt werden; der Nachbar wird ersucht es zu kaufen. Er kommt, bietet und dingt hartnäckig und lange. Darnach frißt das Thier gewiß sehr gut. (Willenberg.)

Wenn Jemanden ein Stück Vieh, ein Schwein 2c., nicht recht zur Hand gehen will, wenn es z. B. nicht recht fressen will, so verkauft man es noch einmal, wenn auch nur zum Schein z. B. an die Frau oder an ein Kind. Das Geld muß dabei, damit an der Form des Verkaufs nichts fehle, gezahlt und Leinkauf getrunken werden. (Hohenstein, Gilgenburg 2c.)

Leinkauf (poln. litkup, was aber nichts als ein Germanismus ist, lit. margritsch) ist das Getränke welches man beim Verkaufen trinkt. Dabei gießt man die Neige rückwärts über den Kopf, damit einem das Gekaufte gedeihe, großwachse 2c.[1])

Wenn Jemand ein Stück Vieh znm Verkauf aus dem Stalle führt, so muß er von den Haaren desselben ein Büschel ausreißen und unter der Krippe vergraben. Das bedeutet, daß das übrige Vieh dem zu verkaufenden nicht nachfolgen und sich nicht aus dem Stalle ausrotten solle. (Hohenstein.)

Für Zwillingsthiere aller Art hat der Masure eine große Vorliebe; denn sie sind glückbringend. Gerne zahlt er die höchsten Preise dafür.[2])

Jungen Pferden und jungen Kälbern bindet man zum Schutz gegen den bösen Blick rothe Bänder um den Hals (s. o.).

Am Donnerstage müssen die Pferde vor Abendbrod abgefüttert werden, sonst drückt sie die Mar. (Hohenstein.)

An die Thür des Viehstalls macht man am Abend vor dem Tage der heiligen drei Könige oder vor Johannis drei Kreuze, um das Vieh vor Hexerei zu sichern (s. o.).

Kommen in einer Wirthschaft mehrere Stück Vieh zu Schaden, so hat Jemand gehext (oczarzyl). Die Zaubermittel (czary) müssen aufgefunden und verbrannt werden, sonst krepirt alles übrige Vieh auch. Es wird gegraben unter der Stallschwelle, unter allen vier Wänden, und, wenn man da nichts findet, im Stalle selbst. Da findet man endlich einen Viehmagen mit vielen Stecknadeln. Ist dieser verbrannt, so kommt kein Vieh mehr zu Schaden. (Willenberg.)

Man tödtet die Schlangen nicht gern, weil das ein Unglück besonders den Abgang des Viehes nach sich ziehen soll. Dieser noch von Pisanski[3]) an-

---

[1]) Vgl. über Litkauf Haupt's Zeitschr. f. deutsch. Alterth. Bd. 6, S, 269 ff. Der Leinkauf wird schon in dem pomesanischen Rechte etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts erwähnt. Laband, Jura Brutenorum 1866, p. 12. [2]) Hartg. Ztg. No. 8. [3]) No. 23, §. 9.

ührte Gebrauch erinnert lebhaft an die Verehrung der Schlangen in der it des Heidenthums.

Das Wasser, mit welchem man beim Backen das Brod glättet, bekommen Schweine, damit sie auch glatt seien. (Gilgenburg.)

In der Tonne („Kübbel"), in welcher der Trank für die Schweine gemmelt wird, hält man eine Schildkröte; davon werden die Schweine fett. irbt aber die Schildkröte, so sterben auch die aus der Tonne gefütterten hweine. (Hohenstein.)

Mittel gegen Pferdekolik. Man streicht das Pferd dreimal mit der haufel, mit der man das Brod aus dem Backofen nimmt, und spuckt dreimal s. Dabei spricht man eine gewisse Formel. (Kl. Jerutten.)

Wenn Vieh urok hat, so behandelt man es ebenso wie Menschen; man rt ihm mit Hosen ꝛc. über das Gesicht. (Hohenstein.)

Eine Viehkrankheit heißt saba (Frosch). Auf dem Markte zu Hohenstein nd ein Stück Vieh, anscheinend ganz gesund; auf einmal warf es sich auf die de. Die Leute sagten, es hätte saba. Man nimmt in diesem Falle ein chtuch, legt es dem Thiere über den Rückgrat und beißt durch dasselbe in n Rückgrat vom Halse ab bis zum Kreuz. Dann läßt der Frosch nach. ohenstein.)

Mittel gegen Würmer in Wunden. Wenn ein Thier Würmer in Wunn bekommt, so muß man vor Sonnenaufgang an einen Ort gehen, wo die steln mit rothen Köpfen und stachlichten Stengeln stehen, vier Disteln über ander knicken, daß die vier Köpfe nach den vier Himmelsgegenden gerichtet d, und über die Kreuzung einen Stein legen. Vorher soll man ein Vaterser beten. Ein Pfarrer unternahm jene Procedur ohne Vaterunser und es t auch geholfen. Die Würmer verschwanden. (Wallendorf.)

Besondere Sorgfalt erfordert die Milchwirthschaft. Will man haben, ß die Kuh am Tage kalben soll, so muß man sie Sonntags stehen lassen. llenberg.)

In den Zwölften fährt man der tragenden Kuh mit einer Harke drei al längs der Seite hin, damit sie beim Kalben nicht die Zinken bekommt. ohenstein.) Wenn die Kuh nach dem Kalben sich nicht reinigen kann, so ft man ein reines Mädchen am besten ein Schulmädchen und „läßt mit einer arke die Kuh dreimal herüber harken," so reinigt sie sich. (Hohenstein.)

Ich habe eine hochtragende Kuh, erzählte eine Landfrau, als ich sie zum sten Male auf das Feld jagte, wurde sie von anderem Vieh gestoßen; kaum achte ich sie in den Stall; sie streckte die Füße aus und es schien, als würde verwerfen. Da nahm ich dreierlei Getreide, kratzte mit dem Messer dreimal was von dem Brodschieber, dreimal vom Trog und dreimal von einem Tha, mengte etwas Möhrensaat dazu, machte daraus eine Kugel und steckte sie

ihr in den Mund und muß auch eine gute Stunde getroffen haben; denn die Kuh stand bald auf und ist jetzt gesund. (Hohenstein.)

Wenn eine Kuh gekalbt hat, darf man in den nächsten Tagen nichts ausleihen.[1])

Das erste Kalb der Stärke, die erste Butter von ihrer Milch schenkt man der guten Vorbedeutung wegen den Hospitaliten.

Die Mädchen dürfen, vom Melken wiederkehrend, die Milcheimer nicht unbedeckt tragen, damit ja nicht die Vögel des Himmels hineinsehen, weil sonst die Milch abnehmen und keine Sahne absondern würde.[2])

Wenn beim Milchen zugleich mit der Milch Blut aus den Eutern fließt, so milcht man — wenigstens versichert dies Pisanski[3]) — die Kühe durch die Oeffnung eines Donnerkeils.

Wenn beim Milchen zugleich mit der Milch Blut aus demselben Strich kommt, dann gießt man etwas von dieser Milch in einen Scherben und stellt diesen auf den Zaun. Da steht sie so lange bis eine Schwalbe hinüberfliegt; dann wird sie gut. (Hohenstein, Gilgenburg.)

Wenn die Milch bald nach dem Milchen gerinnt, dann gießt man sie auf drei Schwellen und schlägt mit dem Besen so lange darauf, bis es trocken ist. Dann giebt die Kuh fortan gute Milch. (Hohenstein.)

Milch, die nach dem Melken sofort gerinnt, wird durch einen Brautkranz durchgeseiht; auch legt man beim Melken in den Eimer einen Trauring hinein. Das hilft. (Gilgenburg.)

Beim Buttermachen wird in den Schmand ein Geldstück gelegt, unter den Reifen des Butterfasses ein Messer gesteckt, unter das Butterfaß ein Kamm gelegt. Je schmutziger er ist, desto besser wird die Butter. (Kl. Jerutten.)

Beim Buttermachen wird strenge darauf gesehen, daß das Butterfaß nicht unter dem Balken stehe. (Willenberg.)

Eine Frau, welche trotz aller Mühe keine Butter zu Stande bekam, stieg auf ein Pferd, nahm das Butterfaß in einen Laken eingebunden auf den Rücken und ritt um die ganze Grenze des Dorfes Puchalowen bei Kameraw. Man wird es begreiflich finden, daß als sie zurückkam, „der Schmand" zu Butter geworden war. Merkwürdiger war es aber, daß sie von dieser Zeit an leicht und gut Butter machen konnte.

Ein Frauenzimmer, welches die Courage hat, eine Maulwurfsgrille mit der Handfläche auf der Erde zu zerdrücken, macht leicht Butter.

Am Johannisabend vor Sonnenuntergang macht man drei Kreuze auf die Thür des Kuhstalles, damit die Hexen, die namentlich in dieser Nacht ihr Spiel

---

[1]) Vgl. oben den gleichen Aberglauben bei der Geburt der Kinder. [2]) Hartg. Ztg. No. 8. [3]) No. 23, § 8.

treiben, die Milch nicht wegnehmen; sind die Kreuze da, so haben die Hexen keinen Zutritt. Die Hexen geben die Milch, welche sie dem einen wegnehmen, dem andern. Sie haben ihre Lieblinge, und wer ihnen Opfer bringt, den beschenken sie auch. Es soll ein besonderes Gericht sein, das die Hexen gerne essen. Dieses muß in der Johannisnacht auf dem Tische stehen. Ist es am nächsten Morgen ausgegessen, so kann man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß man eine Unmasse Milch haben wird, ja sogar aus Nägeln Milch herausmilchen kann. (Willenberg.)

Auch erhalten die Kühe am Johannisabend zum Schutze gegen Behexung allerlei Kräuter z. B. Kalmus und dgl. Hörner und Euter werden mit Fenchel (kopr) bestrichen.

Johannisabend wird an den Thürpfosten der Kuhställe Koriander und Dill eingesteckt, damit die Kühe vor Hexerei sicher seien.

Wer eine Kuh kauft, darf nicht vergessen zu sagen, daß er die Milch mitkaufe; es ist am sichersten, für dieselbe ein eigenes Geldstück zu geben; sonst giebt die Kuh keine Milch. (Hohenstein.)

Wenn man jemanden Milch verkauft oder sonst abgiebt, muß man in dieselbe Salz streuen; wenn man dieses unterläßt so hat die Hexe, der solche Milch in die Hände käme, auch über die übrige Milch der Kuh Macht und könnte sie ihr abziehen. (Hohenstein, Gilgenburg.)

Das Federvieh des Nachbarn gedeiht nicht, wenn man abgeschlossene Federn (Federkiele) auf den Grenzrain wirft. (Hohenstein.)

Vom Verkaufe des Federviehes war oben die Rede.

Die Hühner des Nachbarn kann man durch eine gewisse Ceremonie in der Neujahrsnacht (s. o.) an sich locken.

Zwischen Weihnachten und Neujahr werden Federn geschlossen.

In derselben Zeit muß man dem Federvieh Erbsen geben, dann legen sie fleißig Eier. (Hohenstein.)

Wenn einer Glucke Eier zum Ausbrüten untergelegt werden sollen, muß man sie zuvor in eine Mütze — am besten von einem Juden — legen. (Hohenstein.)

Am Charfreitag und Ostersonntag soll man sich nicht kämmen; sonst kratzen die Hühner im Garten.

Wenn Gesselchen (junge Gänse) zuerst ins Freie gelassen werden sollen, so muß man sie durch Mannshosen hindurchstecken. (Hohenstein, Gilgenburg 2c.)

Spinnen und Weben. Wenn man die Scherung (zum Weben) aus einem Dorf in das andere (das eigene) bringt, ohne sie an dem einen Ende durch ein Schloß zu verschließen, so giebt man Veranlassung dazu, daß Wölfe in das Dorf, sogar in die Ställe kommen. (Hohenstein.)

Es darf nicht gesponnen werden in den Zwölften, zu Lichtmeß, Mathiä,

Nicolai, an den Marientagen und überhaupt an großen und kleinen Festtagen. (Hohenstein.)

Auch spinnt man nicht Donnerstag nach dem Abendbrod, denn sonst kommt die Mar und spinnt weiter. Wenn man aber beim Spinnen eine Brodkruste im Munde hat, so schadet es auch dann nicht; die Gabe Gottes bewirkt, daß ein so unreiner Geist, wie die Mar, auf den Menschen kein Anrecht hat. (Desgleichen.)

Wenn man am Donnerstag nach dem Abendbrod spinnt und haspelt, so gehen Wocken und Haspel die ganze Nacht von selbst. Das soll der böse Geist bewirken, indem er den Menschen nachäfft. (Desgleichen.)

Man spinnt auch nicht, so lange ein ungetauftes Kind oder ein Todter im Hause ist. (Desgleichen.)

Bei Neumond unter dem Zeichen des Fisches fängt der Fischer an sein Netz zu stricken. (Hohenstein.)

Wenn die Fischer fischen gehen, legen sie zum Glücke etwas Kehricht ins Netz. (Hohenstein.)

Auf die Bienenzucht bezieht sich folgende Notiz. Am Charfreitag nehme man einen Teller Schrotmehl vor Sonnenaufgang und segne die Bienenstöcke, während man um dieselben herumgeht und das Mehl in den Bienengarten streut, mit folgendem Spruch: „Ihr Bienen und Königinnen, setzt euch auf eures Herren Acker und Wiesen, wie es der Herr Christus geboten, zum Sammeln von Wachs und Honig.“ Darnach wird dreimal das Kreuz geschlagen und gesprochen im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. (Amen wird hier gesprochen.)

Dienstleute treten ihren Dienst am liebsten Sonnabend an, weil ihnen das Jahr dann kurz erscheinen wird. Treten sie am Freitage ein, so fürchten sie, daß sie an Geschwüren und derartigen Krankheiten leiden würden. (Hohenstein.)

Wenn man nach Sonnenuntergang die Stube kehrt, soll man den Kehricht nicht hinauswerfen; wer das thut, wirft seine Habe hinaus. (Desgleichen.)

Bei dem Eintheeren der Wagenräder fängt der masurische Bauer nie mit der rechten Seite an: denn sonst würden die Pferde zu leicht müde. Die Räder selbst aber muß er dabei links umdrehen, denn sonst kommt der Teufel nach.[1])

Mit Feuer abfahren ist gut, daher setzt man sich mit brennender Pfeife oder Cigarre auf den Wagen. Stahl mit sich zu nehmen ist namentlich bei nächtlichen Fahrten als Abwehrungsmittel gegen den bösen Feind rathsam.

---

[1]) Rosenheyn, Bd. 2, S. 92.

Muß man nach der Abfahrt noch einmal umkehren, weil man nach der Abfahrt noch etwas vergessen hat, so bedeutet dies Unglück. Niesen unsre Pferde unterwegs, so freut man sich auf unsern Besuch und wir dürfen es nicht unterlassen, dem niesenden Pferde ein „zur Gesundheit" zuzurufen. (Gilgenburg.)

Einem Bettler giebt man weder das Oberste noch das Unterste von einem Brode (odlepka und przylepka), weil man leicht das Brod vergeben, d. h. an den Bettler abgeben könnte und schließlich selbst um Brod betteln müßte. (Hohenstein.)

Ein Orangeflecken auf der Hand oder auf den Fingern bedeutet eine Neuigkeit. Ist er klein oder an einer Stelle, die man beim Schließen einer Faust unsichtbar macht, so ist sie nicht unangenehm, im entgegengesetzten Falle bedeutet dies eine Hiobspost. Ein solcher Orangeflecken heißt polnisch szwądra. (Hohenstein.)

Auch die Todtengebräuche glauben wir am Besten zu vergegenwärtigen, wenn wir eine Schilderung der Begräbnißfeierlichkeiten, wie wir sie dem schon erwähnten Herrn Bercio verdanken, vorausschicken. In den östlichen Gegenden Masurens ist der Leichenschmaus zwar in allgemeinem Gebrauch, aber die Namen zarem oder stupa dafür nicht bekannt. Bei der Beerdigung, wie auch bei andern Feierlichkeiten, spielt der Schullehrer, namentlich in Dörfern, welche keine eigene Kirche, wohl aber einen eigenen Kirchhof haben, als natürlicher Vertreter des Pfarrers eine wichtige Rolle.

Von dem Tage, an welchem Jemand gestorben ist, bis zu seiner Beerdigung, wird jeden Abend bei seiner Leiche gesungen. Dieser Gesang wird aber nicht bloß von den Hausgenossen ausgeführt, sondern es wird jemand im Dorfe herumgeschickt, welcher zum Singen bei der Leiche auffordert. Während des Singens wird hie und da auch Schnaps gereicht. An dem Beerdigungstage wird wiederum Jemand durchs Dorf geschickt mit der Aufforderung zum Begräbniß: „Kommt zum Begräbniß und das gleich." Sie kommen denn meist sehr zahlreich, die Frauen, welche es vermögen, in schwarzen Kleidern, alle mit weißen Schnupftüchern und mit Gesangbüchern. In dem Sterbezimmer steht der große lange Tisch an seiner gewöhnlichen Stelle längs der einen Wand; rings herum Bänke und Stühle für die Männer; in der Mitte der Sarg mit der Leiche, die Füße gegen die Thür gerichtet; auf der andern Seite sind lange Bretter auf Stühle gelegt zum Sitzen für die Frauen. Männer und Frauen stehen oder sitzen also apart. Unter Leitung des Lehrers werden zwei lange Lieder gesungen. Dann werden Fladen und Schnaps für die Männer auf den Tisch gestellt, der Schnaps in Flaschen mit einem Glase, aus welchem sie die Reihe herum trinken. Für die Frauen wird Schnaps in eine Schüssel gegossen und ein Löffel dazu gegeben; Schüssel und Löffel gehen die Reihe entlang; jede der Frauen nimmt einen oder zwei Löffel voll, nach Bedürfniß; Fladen wird

ihnen in einer weißen Schürze oder in einem Korbe herumgereicht. Diese Pause dauert etwa eine halbe Stunde. Dann werden abermals zwei Lieder gesungen, dann hält der Lehrer eine Trauerrede, in welcher die Tugenden des Verstorbenen erwähnt, dann im Namen desselben den Freunden und Nachbarn für den letzten Dienst, welchen sie ihm erweisen, Dank gesagt und von ihnen Abschied genommen, und allgemeine Ermahnungen an die gesammte Anwesenden gerichtet werden. Nachdem das Amen gesprochen ist, wird wieder eine Pause gemacht, welche aber kürzer ist, als die erste, und wieder eine Stärkung genommen. Unter dem Gesange: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist", wird die Leiche hinausgebracht und zum Kirchhof getragen (nie gefahren). Der Lehrer mit den Schülern und die Männer, welche singen, gehen vor der Leiche, die Leidtragenden unmittelbar hinter derselben, dann folgt die große Menge. Auf dem Kirchhof singt man: „Nun laßt uns den Leib begraben." Der Sarg wird auf dem Kirchhof noch geöffnet, der Todte zurechtgelegt, Abschied genommen, die Einsenkung vorgenommen. Der Lehrer singt die Todtencollecte ab, welche die Gemeinde beantwortet, und spricht dann noch einige Worte, zuletzt das Vaterunser, während dessen die Leidtragenden ringsum an dem Grabe knieen. Nachdem dann noch ein Vers gesungen ist, wird das Grab zugeworfen. Nun begiebt sich jeder zuvörderst nach Hause und verwahrt sein Gesangbuch, die Frauen ziehen die besseren Kleider aus und vertauschen sie mit weniger werthvollen; sodann versammeln sie sich im Sterbehause zum Schmaus. Die von losen Brettern und Stühlen zusammengesetzten Bänke werden nun auch an Tische geschoben, so daß die Frauen nun auch an Tischen sitzen können. Der Schnaps wird ihnen daher jetzt nicht, wie vorher in Schüsseln, sondern — mit Honig gemischt — in Flaschen vorgesetzt, wenn er nicht etwa noch erst gebrannt und so mit Honig vermischt werden soll; dann heißt das Getränke przeparlauka (Brendel). Zu Mittag giebt es Fleischwerk, Fische, Kumst mit Fleisch, zuletzt dicke Grütze mit Honig begossen. Den Tag darauf kommen meist nur Männer in dem Sterbehause zusammen, um etwa den Vater über den Verlust des Kindes zu trösten; sie verspeisen die Ueberreste und bringen den Tag mit Trinken bis zum Abend zusammen zu.

Wühlt ein Maulwurf im Hause, so wird bald darin einer sterben. Dasselbe verkündigt der Holzkäfer, wenn er das Holz im Hause sägt. (Gilgenburg.)

Wenn einer im Hause krank ist, sagt Simon Grunau,[1]) und es kommt ein Freund zu ihm und fragt ihn, wie es ihm gehe, und der Kranke spricht: O, ich bin sehr krank! so muß er das Lager sterben; wo er aber spricht: Es geht mir, wie Gott mein Herr will! so kommt er von dem Lager auf und wird frisch.

---

[1]) N. P. Prov.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 337.

Mit der Kranken=Communion verbinden sich mancherlei Vorstellungen einer magischen Wirkung, namentlich die, daß mit ihr ein Wendepunkt, eine Krisis, entweder zum Leben oder zum Tode eintrete, oder die, daß der Kranke erst wenn er im Sterben liege, das heilige Abendmahl nehmen müsse, um auf leibliche Genesung hoffen zu dürfen, daß er dagegen, so lange sein Zustand an sich noch Hoffnung des Lebens lasse, durch den Genuß desselben unvermeidlich dem Tode verfalle.[1])

Man erkennt bei dem Auslöschen der Altarlichte, welche zur Krankencommunion gebraucht sind, ob der Kranke leben bleiben wird oder nicht. Geht beim Auslöschen derselben der Rauch nach der Thür, so stirbt der Kranke, im anderen Falle bleibt er leben. Bisweilen will eins der Lichter gar nicht brennen oder geht von selbst aus; dann ist sicher anzunehmen, daß der Kranke nicht aufkommt. (Gilgenburg.)

Wenn dem Tischler die Säge knackt, so weiß er, es stirbt Jemand, und er bekommt den andern Tag eine Bestellung auf einen Sarg. (Hohenstein.)

Noch merkwürdiger war folgendes Ereigniß. Ein Geselle in Hohenstein hatte die Dreistigkeit in einem der vorräthigen Särge seines Meisters zu schlafen. In einer Nacht wurde er durch eine unerklärliche Kraft aus dem Sarge hinausgeworfen. Er legte sich zum zweiten Mal in den Sarg und wurde wieder hinausgeworfen. Nun merkte er schon, daß dieser Sarg für einen Verstorbenen würde gebraucht werden. Er legte sich also in einen andern und schlief in diesem auch ruhig ein, jener wurde aber am folgenden Morgen verkauft. (Hohenstein.)

Der Tod kommt drei Abende hinter einander, um das Absterben eines Menschen den Angehörigen anzumelden. Er klopft jedesmal an das Fenster oder an die Thür. Die Hunde sehen ihn und erheben ein klägliches Geheul (vgl. o.). (Soldau.)

Dem Pfarrer E., der schon lange todt ist, begegnete es, daß er jedesmal vorher wußte, wenn im Kirchspiel ein Todesfall eintreten sollte. Der Tod hat es ihm regelmäßig angemeldet, so daß er es gewöhnt wurde und auf dreimaliges Klopfen antwortete: Ja ja! oder: Schon gut! Und wenn er nicht antwortete so wiederholte der Tod sein dreimaliges Klopfen. In der Regel kamen dann Tages darauf Leute und bestellten ein Begräbniß. (Soldau.)

Ein Pfarrer zu S., pflegte in seiner Studierstube zu schlafen. Zu Kopfende des Bettes stand ein Schrank mit den Kirchenbüchern. Wenn Jemand im Kirchspiel starb, so kam es ihm vor, als ob die Kirchenbücher auf die Erde geworfen und dann längs des Schrankes hinaufgezogen würden, was sich so

[1]) Hintz, S. 182.

lange wiederholte, bis er ein Zeichen gab, daß er es gehört habe: Ja ja! oder dergleichen. (Soldau.)

Der Sterbende wird in Masuren (wie in Litauen) aus dem Bette gerissen und auf den Fußboden auf Stroh gelegt. Man sagt dies geschehe, dem Sterbenden den letzten Kampf zu erleichtern.[1])

Dauert bei einem Kinde der Todeskampf lange, so müssen die Pathen herbeigeholt werden; hilft deren Gegenwart nicht, so kniet die Hebamme auf des Hauses Schwelle nieder und betet das Vaterunser, sobald ist das Kind von seinen Qualen befreit.[2])

Auf Betten von Hühnerfedern kann man nicht sterben. Darum wird der Sterbende auf Stroh gelegt. (Hohenstein.)

Sobald jemand gestorben ist (nicht vorher) legt man die Leiche auf die Bank unter dem Fenster, auf welche ein Wisch Stroh ausgebreitet ist und bedeckt sie mit einem weißen Laken. (Wallendorf.)

Die Todenstarre ist nicht an jeder Leiche zu bemerken. Wo sie nicht eintritt, ist dies ein sichres Zeichen, daß noch ein Glied der Familie sterben werde. (Gilgenburg.)

Während die Leiche im Hause ist, ruht alle Arbeit, wenigstens der Spinnrocken, „damit der Todte nicht gestört werde."[3])

Der neue Herr des Hauses muß, sobald der alte Herr die Augen geschlossen hat, hinausgehen und dem Vieh, den Gebäuden, den Bäumen, kurz der ganzen Besitzung den Tod ihres Herrn anmelden, was er etwa mit den Worten thut: „Der alte Herr ist jetzt todt, ich bin jetzt der neue Herr." (Lubainen.)[4])

Den Tod des Besitzers meldet man seinen Thieren, damit sie dem Verstorbenen nicht nachziehen.[5])

Entfernt wohnenden Verwandten und Freunden wird der Todesfall auf unerklärbare Weise durch ein Zeichen, sei es ein Klopfen, ein Knall oder dergleichen, angemeldet. (Soldau.)

Die Leiche stellt man nie vor einem Spiegel; muß es geschehen, wenn z. B. die Räumlichkeit eine andere Stellung nicht gestattet, so wird der Spiegel verhängt. (Gilgenburg.)

In dem Zimmer, in welchem die Leiche liegt, wird jeder Spiegel sorgfältig verhängt, damit nicht das Bild der Leiche im Spiegel — also gleichsam zwei Leichen gesehen werde, weil sonst bald Jemand von den Angehörigen des Verstorbenen nachfolgen muß. (Lubainen.)[6])

---

[1]) Hintz, S. 101. [2]) Hartg. Zeitg. No. 8. [3]) Hintz, S. 83. [4]) Vgl. auch Hintz, S. 101. [5]) Hartg. Zeitg. 1866, No. 9. [6]) Die bei Hintz, S. 83, gegebene Erklärung dieses Gebrauches ist sicher nicht richtig.

Wenn man durchs Fenster auf eine Leiche sieht, bekommt man Gelbsucht. (Lubainen.) Durchs Fenster darf man eine Leiche nicht betrachten. (Gilgenburg.)

Die Leiche darf nie auf dem Familientische stehen; sonst stirbt aus der Familie bald einer nach. (Gilgenburg.)

Zahnschmerzen heilt man damit, daß man den Zeigefinger des Todten auf den schmerzenden Zahn drückt.[1])

Das Blut von Hingerichteten bringt Glück und man fährt, um davon zu erlangen oft mehrere Meilen. (Neidenburg.) Namentlich streben darnach Kaufleute. Denn wie bei der Hinrichtung eine große Menge Menschen zusammenkommt (wenigstens bei den früheren öffentlichen Hinrichtungen zusammenkam), so strömen dann bei ihnen die Käufer zusammen. (Willenberg.)

Ein Finger von einem Ermordeten öffnet alle Schlösser. (Lubainen.)

Eine mit dem Fette Ermordeter genährte Lampe macht unsichtbar. Dieser Aberglaube kam noch 1864 bei einem in der Niederung verübten Mord zur Sprache.

Tritt der Mörder an die Leiche des Ermordeten, während diese untersucht wird, so bespritzt ihn das Blut der Leiche, wo er auch stehe. — Der aus dem Niebelungenliede bekannte Glaube. (Lubainen.)

Wenn sich Jemand erhängt hat, so stürmt es, und erst an dem Begräbnißtage desselben, also am dritten Tage, legt sich der Sturm. (Lubainen.)

Sargspäne mit Schnaps braucht man gegen das Verheben oder Verbrechen. (Lubainen.)

An dem Zwirnsfaden, mit welchem man Leichenkleider näht, darf nie ein Knoten gemacht werden. (Gilgenburg.)

Jeder Leiche müssen Schuhe und Stiefel angezogen werden. (Gilgenburg.) Eine Frau drohte ihrem Manne: „Ich ziehe dir, wenn du im Sarge liegst, Chodaki's (Riemenschuhe) an; dann kommst du zu spät zum jüngsten Gericht! Welche Schande!

Einer weiblichen Leiche dürfen keine Haarnadeln mit in das Grab gegeben werden, weil sonst die zurückbleibenden Angehörigen die heftigsten Kopfschmerzen bekommen und nicht eher los werden, als bis die Leiche wieder aufgegraben und die Nadeln entfernt sind. Neulich trat der Fall in Hohenstein ein.

In einzelnen Familien, aber nicht überall, herrscht die Sitte, dem Todten ein Geldstück in die Hand zu legen. (Wallendorf.)[2])

---

[1]) Hart. Zeitung 1866, No. 9. [2]) Helwing sagt in der Lithogr. Angerb. P. I. 1717, p. 93: Quod autem nummos sepulcrales attinet, eos ori demortuorum pro viatico veteres Prussos indidisse, constans est historicorum sententia, qua superstitione adhuc hodienum ita fascinatae sunt nonnullae vetulae, ut sibi ab ea temperare non possint,

Ist die Leiche gewaschen und angezogen, so giebt man ihr ein Geldstück in die Hand, um damit anzudeuten, daß ihr alles rechtlich abgekauft sei. (Lubainen.)

Auch kömmt es vor, daß man dem Todten Geldstücke, gleichsam den Lohn für seine hier vollbrachte Arbeit in die Hand drückt, wobei man spricht: „Jetzt hast du deinen Lohn erhalten, darfst also nicht mehr kommen.“[1])

Auf die Brust legt man dem Toden ein Gesangbuch und kleinen Kindern giebt man Sträuße und vergoldete Aepfel in die Hand, damit sie bei ihrer Ankunft im Paradiese auf der großen für sie zum Spiel bestimmten Wiese spielen können. (Gilgenburg.)

Das Wasser, mit welchem die Leiche abgewaschen ist, wird aufbewahrt und wenn die Leiche auf die Bahre und hinausgetragen ist, so geht die Frau, welche die Leiche gewaschen hat, mit dem Wasser hinaus und gießt es hinter der Bahre oder dem Leichenwagen aus. Das soll bedeuten: wenn der Geist des Todten zurückkommen will, wird ein See vor dem Hause sein und da kann er nicht hinüber. (Hohenstein.)

Das Wasser mit welchem die Leiche gewaschen ist, bleibt in der Schüssel unter dem Sarge stehen und wird erst, wenn dieselbe hinausgetragen worden, nebst dem Kamm, mit welchem man die Leiche gekämmt hat, hinausgeschafft. (Gilgenburg.)

Die Schüssel sammt dem Wasser, mit welchem der Todte gewaschen ist, wirft man dem Sarge aus dem Hause nach. (Hohenstein.) Dies geschieht, damit es später nicht spuke. (Willenberg.)

Wenn die Leiche hinausgetragen wird, kehren sie die Stühle um, mit den Füßen nach oben. Wenn dies versäumt wird, so stirbt im nächsten Jahre wieder ein Mitbewohner des Hauses. (Hohenstein.)

So lange die Leiche unbeerdigt ist, hält sich die Seele in ihrer Nähe auf und wird zuweilen sichtbar. Kleine Kinder haben oft ihre verstorbenen Mütter gesehen und mit Fingern nach ihnen gezeigt. Wird die Leiche aus der Stube getragen, so muß an die Thürschwelle eine Axt gelegt werden, über welche die Leiche fort muß. Desgleichen müssen Thüren und Fenster eine Zeit lang offen bleiben, damit auch die Seele, welcher der Abschied von dem Orte ihrer Wirksamkeit zuweilen schwer ist, denselben langsam unbehindert verlassen kann. Beim Hinaustragen zum Friedhof nimmt die Seele auf dem oberen Theile des Sarges Platz und verläßt erst bei dem Verscharren des Leichnams den Ort ihrer irdischen Wallfahrt. Wird der Geist (dusza) durch ein zu zeitiges Zu-

---

sed crucigeros dentibus demortuorum, quamvis id clanculum fiat, immittunt. Vgl. Preuß. Archiv 1790, S. 609. N. P. Prov.-Bl. 1848, Bd. 2, S. 338. [1]) Hartg. Zeitg. a. a. O.

schließen der Thüren und Fenster von dem Leichnam gewaltsam zurückgehalten, so bleibt er überhaupt zurück und beunruhigt als Spuck das Haus. (Gilgenburg.)

Wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird, so wird alles Vieh aus den Ställen gelassen, damit sein früherer Herr es noch segnen könne. Auch an den Bienenstöcken wird das Deckholz abgenommen und so lange offen gelassen, bis die Leiche beerdigt ist, damit auch die Bienen seinen Segen erhalten können. (Wallendorf.)[1])

Wenn das Vieh den todten Herrn gesehen hat, soll es noch lange traurig umhergehen. (Lubainen.)

Wenn die Leiche auf den Kirchhof gebracht wird, so öffnet man alle Thüren des Hauses, um anzuzeigen, daß auch nach des Hausherrn Tode alles unangerührt bleibt, wenn auch nichts verschlossen ist.[2])

In Masuren öffnen manche vor Ausführung der Leiche alle Stallthüren und legen auf die Stelle des Thorweges, welche die Leiche passiren muß, eine Axt und ein Schloß. (Gehsen.)[3])

Die Richtung des Windes wird an dem Begräbnißtage sehr beobachtet. Zieht der Wind nach dem Gehöft des Verstorbenen, so bleibt die Wirthschaft im alten Geleise; hat er aber die entgegengesetzte Richtung, so kommt dieselbe in nächster Zeit zurück.[4])

Wenn die Leiche des Bauern von seinem Hofe weggetragen wird, werden auf der Grenze seiner Besitzung gegen die Straße zwei Aexte oder Beile über Kreuz gelegt und über diese müssen die Träger die Leiche wegtragen. (Wallendorf.)

Der Geist des Verstorbenen, welcher sich bis zum Begräbnißtage im Sterbehause aufhält, folgt jederzeit seinem Leichname, wenn er zum Begräbniß gefahren wird. (Soldau.)

Kommt die Leiche bei ihrem letzten Wege über eine Grenze, so wirft man eine Hand voll Stroh von dem Leichenwagen, damit der Geist des Todten sich setzen und ausruhen könne. (Lubainen.)

Auf jedem Kreuzwege liebt es der Geist auszuruhen. Es wird daher ein Bund Stroh auf dem Kreuzweg gelegt, damit der Geist sich niedersetzen könne. (Soldau.)

---

[1]) Wenn der Hausherr gestorben ist, muß man den Bienen davon Anzeige machen und ihnen Trauer geben, d. h. an jeden Korb oder Stock ein schwarzes Läppchen befestigen. Wird das unterlassen, so glaubt man allgemein, daß die Bienen in ihren Behältnissen aussterben. Dieselbe Todesanzeige wird auch dem Vieh und namentlich den Schafen gemacht. Das sogenannte Trauergeben fällt aber bei diesen fort. N. P. Prov.-Bl. 1846, Bd. 1, S. 398. [2]) Hartg. Ztg. a. a. O. [3]) Hintz, S. 102. [4]) Hartg. Ztg. a. a. O.

Wird die Leiche zur Beerdigung nach dem Kirchdorf gebracht, so wird das Stroh, auf welchem der Tod erfolgte mitgenommen, und beim Zurückfahren auf die Dorfgrenze geworfen. (Gilgenburg.)[1])

Das Stroh von der Bahre wird verbrannt, entweder auf der Grenze der Dorfschaft oder auf dem Grabe. (Willenberg.)

Es ist nicht gut, wenn ein Wagen oder Reiter einem Leichenzuge begegnet: denn er nimmt den Todten wieder in das nächste Dorf oder in die nächste Stadt mit zurück, und dann stirbt bald Jemand aus diesem Orte. (Hohenstein.)

Wenn der Leichenzug einem Wagen begegnet, so stirbt einer von denen, welche auf dem Wagen sitzen, im nächsten Jahre. (Hohenstein.)

Wenn bei der Beerdigung einer Leiche die Grube einfällt, was bei sandigem Acker häufig vorkommt, so stirbt sehr bald einer von denen, die das Grab umstehen. (Soldau.)

Wenn einem von denen die das Grab umstehen, etwas in das Grab entfällt, so stirbt er bald. (Hohenstein.)

Derjenige, von dessen Habe etwas in den Sarg gelegt ist und mitbegraben wird, stirbt bald. (Hohenstein.)

Wenn einer dem etwas gestohlen ist, ein zufällig noch vorhandenes Stück des gestohlenen Zeuges, Holzes oder dergleichen mehr in das Grab wirft oder sonst auf dem Kirchhof vergräbt, so verdorrt der Dieb, wenn er das Gestohlene nicht bald zurückbringt. (Lubainen. Hohenstein.)

Dem Kinde, welches die Eltern geschlagen hat, wächst die Hand zum Grabe hinaus.

Auf dem Kirchhof darf man keine Blume riechen, sonst verliert man den Geruch. (Hohenstein.)

Geht der erste Todtenträger nach Hause, so begleitet ihn der Todte, wodurch der Unerschrockene aber nicht aus der Fassung gebracht wird, der alsdann fragt: Habe ich dir dein Bett gut gemacht? Wenn ich es dir nicht gut gemacht habe, so werde ich es besser machen; dann erst geht der Todte beruhigt in sein Grab.[2])

Der Todte kommt zu dem Gewerk, wo die schwarzen Trauermäntel aufbewahrt werden, sich zu bedanken. (Hohenstein.)

---

[1]) Aus andern Gegenden Preußens wird gemeldet: Sehr allgemein ist der Gebrauch verbreitet, sobald der Leichenzug die Grenzen des Kirchdorfs berührt, oder bei der Rückkehr vom Begräbnisse an dieser Stelle ein Bündel Stroh auszuwerfen — sogenanntes Todtenstroh — welches zuletzt einen großen Haufen bildet, an den sich mancherlei Aberglauben knüpft, besonders der: „Damit der Verstorbene bei seiner Wanderung ins Trauerhaus sich darauf ausruhen könne; ohne ein solches Bündel zu finden, würde derselbe nicht heimkehren." Hintz, S. 102. [2]) Hartg. Ztg. a. a. O.

Die Handtücher, womit der Sarg in die Gruft gesenkt wurde, werden zu Hause an die Thür gehängt, dahinter ist dann der Tod.[1])

Da die Seele vor der Beerdigung an der Leiche bleibt, so stellt man in die Nähe der Leiche einen Stuhl hin, damit sich die Seele auf ihn setzen könne. (Gilgenburg.)

Am Abend des Begräbnißtages stellt man dem Todten einen Stuhl in das Sterbezimmer, hängt ein Handtuch an die Thüre und erwartet ihn so: Denn der Todte kommt an diesem Abend zurück, setzt sich auf den Stuhl, weint sehr und trocknet seine Thränen an dem aufgehängten Handtuche. Dann verschwindet er für immer. (Lubainen.)

Nach dem Begräbniß wird ein Stuhl in der Stube an die Thür gestellt, ein Handtuch daneben gehängt, uud die Nacht über brennt ein Licht. Der Todte kommt sich dann bedanken. (Hohenstein.)[2])

Wenn die Leiche aus dem Sterbehause hinausgetragen wird, (in dieser Bestimmung weicht diese Relation von allen verwandten über denselben Gegenstand ab), wird ein Stuhl mit einem Handtuch hingestellt, damit der Verstorbene alle Todtenfeierlichkeiten mit ansehen könne; dann wird die Leiche weggetragen. Doch geschieht das nur, wenn der Wirth, der Vater des Hauses, der Besitzer des Ganzen begraben wird. Der Tod kommt ein- oder mehrmals längere oder kürzere Zeit, bis zum 3ten, 9ten, 15ten Tage oder bis zum Ablauf von 4 Wochen zurück und bedient sich dann des Stuhles und Handtuchs. (Wallendorf.)[3])

Wenn Jemand gestorben ist, decken sie ein Tischtuch über die Leiche; dies Tischtuch decken sie beim Leichenschmause über den Tisch, auf welchem das Leichenessen steht. Dann kann Niemand etwas genießen, wie hungrig er auch sei. (Hohenstein.)

---

[1]) Hartg. Ztg. a. a. O. [2]) Vgl. die Notiz in den N. P. Prov.-Bl. 1846, Bd. 1, S. 132: Der Todte, dessen Leiche hübsch geschmückt ist, kommt sich nach dem Begräbniß dafür bedanken; daher muß man die Leichenkleider gut zunähen, indem sie der Todte sonst, wenn er aus dem Grabe aufsteht, verlieren würde. [3]) Aus deuschen Gegenden Preußens wird folgendes berichtet: Bei der Rückkehr vom Begräbnisse stellt man in der Stube neben der Thüre einen Stuhl hin, der auch von Niemanden eingenommen werden darf. Auf diesen werden bisweilen auch die Handtücher gelegt, mit welchem der Sarg ins Grab gesenkt wurde. Oft wird im Trauerhause ein Winkel des Zimmers mit einem weißen Tuche verhängt, damit von dort aus der Verstorbene ungestört den Begräbnißfeierlichkeiten zusehen könne. Beim Begräbnißmale wird ein eigener mit Speise und Trank besetzter Platz für den Verstorbenen offen gelassen. Hintz, S. 102. Die alten Preußen luden ihre Verstorbenen nach J. Meletius in Act. Bor. T. II. p. 411, vgl. H. Meletius im Erl. Preußen, Bd. 5. S. 718, zum Todenmahle und warfen die für sie bestimmten Speisen unter den Tisch, gossen ebenso auch von dem Getränke für sie auf den Boden. Höchst merkwürdig ist es mir nun, daß J. Meletius dabei ausdrücklich bemerkt: Die Verwandten halten ihre Todtenmähler am 3ten, 6ten, 9ten und 40sten Tage.

Um Ersparnisse bei dem Todtenmahle zu machen, nimmt wohl dieser und jener den Lappen, mit welchem die Leiche gewaschen wurde und fährt damit über die Speisen.[1])

Die Trauer um den Dahingeschiedenen ist nicht andauernder und tiefgehender Natur. Bei dem Trauermahle wird dem Branntwein fleißig zugesprochen. Mit einem „Ewige Ruh gieb dem Herrn" (oder der Frau) erhebt man das Glas um zu trinken; gleich darauf geht dasselbe mit demselben Begleitwort weiter, das dauert dann so lange, daß mancher trunken wird.[2])

Den Furchtsamen kurirt man bei solchen Gelegenheiten auf folgende Weise: Man setzt oder legt ihn auf das Brett oder den Tisch, auf welchem die Leiche vor dem Einsargen ruhte, und da muß er so lange liegen, bis ihn die Kälte (Schauder) tüchtig durchrieselt.[3])

Die bei der Geburt eines Kindes oder bald darauf gestorbene Mutter kommt jede Nacht vom Himmel herab, um ihrem Kinde die Brust zu reichen, und zwar thut sie dies 6 Wochen hindurch vom Begräbnißtage (nicht vom Sterbetage, der dabei mehr Nebensache ist) an gerechnet. (Wallendorf.)

Todte darf man nicht zu sehr beweinen, da solches ihrer Ruhe schadet. Den Leichnam oder die Leichenkleider darf Niemand mit Thränen oder Schweiß benetzen, denn die in der Erde vor sich gehende Verwesung theilt sich auch den Thränen mit, und dies hat den Tod desjenigen, der sie vergossen, zur Folge. (Gigenburg.)

Die Thränen der Mutter lassen dem verstorbenen Kinde im Grabe keine Ruhe; sie befeuchten sein Todtenkleid. Das Kind findet seine Ruhe erst, wenn die Mutter sich beruhigt hat.[4])

Stirbt in einer Familie das erstgeborne Kind, so darf es die Mutter zum Friedhof nicht begleiten. Thut sie es dennoch, so bleibt ihr kein Kind mehr am Leben. Sterben Eheleuten zu viele Kinder, so muß, um in Zukunft solchem Unglück vorzubeugen, die Leiche durchs Fenster hinausgetragen werden. (Gilgenburg.)

Wasser, welches vor der Thür ausgegossen wird, muß man entweder dicht vor seinen Füßen oder an die Wand gießen, weil man sonst einen der sich gewöhnlich an den Hausthüren aufhaltenden Geister begießt, und dieser dann traurig ist. (Lubainen.)[5])

Nicht jede Seele kommt nach dem Tode gleich an ihren Bestimmungs-

---

[1]) Hartg. Ztg. No. 9. [2]) Hartg. Ztg. a. a. O. [3]) Hartg. Ztg. No. 9. [4]) N. P. Pr.-Bl. 1850, Bd. 2, S. 469. Vgl. Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 2, S. 120. [5]) Auffallend ist die Notiz in der Hartg. Ztg. No. 9: „Den Eintritt in das Haus verwehrt man dem Verstorbenen, wenn man eine Axt an die Schwelle legt." Wir erwähnten, daß eine Axt oder zwei beim Austragen der Leiche auf die Schwelle gelegt wird; darnach macht aber die Leiche noch ihre Besuche.

ort; manche hat eine schwere Schuld abzubüßen und führt noch lange hier ein elendes Dasein, indem sie fort und fort um Erlösung bittet. (Gilgenburg.)

Der hier in Hohenstein vor wenigen Wochen verstorbene S., welcher übrigens einen Kobold hatte, soll nach seinem Tode noch umgehen. Am Begräbnißtage soll er nach Zurückkunft der Leichenbegleiter mit einem Knüttel an der Kammerthür gestanden und der Frau gewehrt haben, jenen aus der Kammer Rum oder Schnaps zu verabreichen. Ein Steinsprenger versichert, ihn in der Allee nach dem Stadtwalde getroffen zu haben, wo er ihm fortwährend den Weg vertrat, und deshalb für diesen Tag nicht zur Arbeit auf den Plan gegangen, sondern voller Furcht und Schrecken nach der Stadt zurückgekehrt zu sein.

Die Gabe, Geister zu sehen, welche Sonntagskinder haben, ist mit großen Beschwerden verbunden, da sie sehr oft Seelen der Hingeschiedenen und andere Geister auf den Kirchhof tragen und so manchen ihrer Befehle ausführen müssen. So habe ich, berichtet der Rector Gerß in Groß-Stürlack, in Nicolaiken einen bejahrten Mann mit Namen Joppek gekannt, der allgemein als Geisterseher bekannt war. Er war zu redlich, als daß man ihn für einen Betrüger hätte halten können, jedoch schien er, obwohl körperlich gesund, tiefsinnig. Stets war er in Gedanken versunken, die ihn quälten. Nicht selten verließ er gegen Mitternacht sein Lager, ging keuchend auf den Kirchhof hin und kehrte von hier sehr ermüdet und mit Schweiß bedeckt zurück. Auf dem Heimweg redete er mit Niemanden, noch gab er demjenigen, der ihn angeredet hatte, eine Antwort; zu Hause erzählte er aber, daß er so und so viel Geister zum Friedhof hätte tragen müssen. War ein Mensch gestorben, so behauptete er, daß er mit der Seele des Hingeschiedenen gesprochen habe, welche ihm die und die Aufträge an die Hinterbliebenen gegeben. In der Kirche trat er sehr oft während des Gottesdienstes vor den Altar und stand eine geraume Zeit regungslos da. Hinterher erzählte er, daß er solches auf Befehl der Geister habe thun müssen. Einmal hatte er bei dieser Gelegenheit die Gemeinde stillschweigend mit der Hand gesegnet. Nach beendigtem Gottesdienste erzählte er, daß ihm der verstorbene Pfarrer Raabe († 1828) erschienen wäre, der, dem Volke unsichtbar, vom Altare herab die Gemeinde gesegnet und ihm befohlen habe, gleichzeitig dasselbe zu thun. Die unteren Volksklassen glaubten steif und fest an seine Geisterseherei.[1])

Eine Frau in Nicolaiken, welche mit einer bei der Abendmahlsfeier ihr verabreichten Oblate Ungehöriges unternommen hatte, fand nach ihrem Tode keine Ruhe und wankte lange auf der Erde umher. Endlich trug sie einem Geisterseher auf, ihrem Manne das Geheimniß zu hinterbringen. Sobald der

[1]) N. Pr. Pr.-Bl. 1850, Bd. 2, S. 467.

die Oblate gefunden und nach der Kirche gebracht hatte, so kehrte die Ruhe auch bei ihr ein. (Nicolaiken.)

In Nicolaiken hörte der Glöckner, als er an dem Weihnachtsfeste früh erwachte und sich erhob, zur Frühmesse zu läuten, in der Kirche Gesang. Er glaubte, er hätte verschlafen und eilte zur Kirche. Die war hell erleuchtet und von Menschen angefüllt; es waren aber lauter Verstorbene, auch der verstorbene Pfarrer stand am Altare. Der Glöckner erschrak und eilte zu dem lebenden Pfarrer, um ihm zu melden, was er gesehen hätte. Während dessen nimmt die Geisterstunde (der Glöckner war um Mitternacht erwacht) ihr Ende und die Geister stürzen hastig zur Kirche hinaus. Eine lebendige Frau, welche auch um Mitternacht erwacht war und über den Kirchhof zur Frühmesse nach der Kirche wollte, gerieth unter die Menge, erkannte bald, daß es Verstorbene wären, und wollte entfliehen. Aber die Geister folgten ihr, rissen ihr den Mantel von den Schultern (von welchem man die Stücke später auf den Gräbern fand) und erschreckten sie so, daß sie kurze Zeit darauf starb. (Nicolaiken.)

Auch der Glauben an die Vampyre, jene unruhigen Leichname, die Lebendigen das Blut grausamer Weise aussaugen und sie mit sich in die Gräber ziehen, ist den Bewohnern Preußens früher nicht ganz fremd gewesen. Hennenberger berichtet, wie man das Schmatzen und Fressen der Verstorbenen in den Gräbern gesehen und bemerkt habe, und daß solches vornehmlich im Jahre 1564 bei der in Preußen wüthenden Pestilenz geschehen sei.[1]) Der Angerburger Pfarrer Helwing giebt folgende Nachricht: Als im Jahre 1710 die Pest bei uns heftig wüthete und insonderheit in dem volkreichen Dorfe Horsen viel Menschen hingerafft wurden, brachten einige auch dieses als ein Pestconsilium auf die Bahn, daß man einen an der Pest Verstorbenen ausgraben sollte, und zwar einen solchen, an dem man einige Zeichen bemerken würde, daß er sich im Grabe zu fressen angefangen. Es geschah: die Todtengräber fanden aber keinen, der sich selbst gefressen. Endlich gaben sie einen, den sie selbst zerfleischt hatten, für einen solchen aus. Diesem wurde sollenniter der Kopf abgeschlagen, und so wurde der Körper nebst einem lebendigen Hunde in die Gruft geworfen; aber die Pest hörte nicht auf.[2]) Pisanski endlich um 1756 [3]) meint, diese unverschämten Bluthunde, denen von den Gelehrten aller Credit abgesprochen sei, möchten nun wohl etwas bescheidener geworden sein. Indessen, fährt er fort, ist der gemeine Mann ihrethalben noch nicht ohne alle Furcht. Er beweiset solche durch die Sorgfalt an erblaßten Körpern vor ihrem Begräbnisse. Noch ist an vielen Orten der Gebrauch, daß man den Sarg,

[1]) Hennenberger, Erklärung der Landtafel, S. 324, 325. Vgl. Derschow, Christliches Bedenken von der Pestilenz, Königsberg 1623, 4. S. 21. [2]) In der Breslauer Sammlung naturwissenschaftlicher u. a. Nachrichten, 1722, Januar p. 83. [3]) a. a. O. No. 24, § 13.

wenn er eben in die Gruft gesenkt werden soll, noch einmal eröffnet und dasjenige, so etwa von den Leichenhüllen durchs Schütteln unter dem Forttragen dem Verstorbenen zu nahe an den Mund gekommen, wohlbedächtig weggeräumet, weil man in dem Gedanken stehet, daß dieses ihm die erste Gelegenheit geben könne, um sich zu fressen."

In der Hölle werden die Seelen in Pech gekocht. Doch giebt es auch noch besondere Strafen. Wer ein Netz gestohlen hat, was für eine der größten Sünden gehalten wird, muß nach seinem Tode, nachdem ihm die Nägel aus allen Fingern herausgerissen sind, mit diesen Fingern alle Knoten des Netzes aufknüpfen. (Gilgenburg.)

Anhang

masurischer Sagen und Mährchen.

1. Sagen.

Die Krügerin zu Eichmedien.

Eine Krügerin zu Eichmedien (zwischen Rhein und Rastenburg) war so gottlos, den Bauern öfters zwei Stof Bier statt eines anzuschreiben. Die Bauern aber merkten das, und als es nun zur Bezahlung kam, hielten sie ihr den Betrug vor und sprachen zu ihr: Wollt ihr zu Gott kommen, so müßt ihr recht thun. Andere sprachen: Sie hat zu Gott nicht Lust, sondern zum Teufel. Die Krügerin aber fing darauf an sich zu verfluchen, daß sie der Teufel mit Leib und Seele vor ihren Augen wegnehmen sollte, wo sie ihnen auf einen Stof Unrecht gethan hätte. Der Teufel aber hat nicht gesäumt, ist stracks in die Stube gekommen und hat sie vor ihren Augen angefaßt. Dabei ist ein schreckliches Sausen und Brausen in der Stube geschehen, und die Anwesenden haben sich so erschrocken, daß sie für todt zu Boden fielen. Der Teufel aber hat sie zum schwarzen Gaul gemacht und ist auf ihr denselben Abend nach Schwarzstein vor die Schmiede geritten, da hat er den Schmied geweckt und von ihm verlangt, er sollte ihm seinen Klepper beschlagen. Der Schmied wollte nicht, da das Feuer schon ausgelöscht, und auch sein Gesinde zur Ruhe gegangen war. Aber der Teufel hat nicht nachgelassen, sondern hat gesagt: Ich habe Briefe, die muß ich noch diese Nacht zur Stelle bringen; wo du nicht wirst aufstehen und mir meinen Klepper beschlagen, so will ich dich vor meinem gnädigsten Herrn verklagen. Da erschrak der Schmied, stand auf und fertigte die beiden Hufeisen. Wie er nun aber die Eisen dem Pferde auf den Fuß gelegt hat, fing das Pferd an zu reden und sagte: Nur sacht, Gevatter, denn ich bin die Krügerin aus Eichmedien. Der Schmied erschrak, daß ihm die Zange sammt dem Eisen aus den Händen fiel. Der Teufel hat ihn immer angetrieben, sich zu fördern, denn er müßte noch die Nacht mit den Briefen zur Stelle sein. Aber der Schmied, halbtodt vor Entsetzen, kam mit der Arbeit nicht vorwärts



und endlich krähte der Hahn. Da ist das Pferd wieder zum Menschen geworden. Der Teufel hat die Krügerin dreimal aufs Maul geschlagen, daß ihre Lebtage seine Finger und Klauen in den Backen zu erkennen waren, „sind also wie Theer geronnen gewesen", und ist verschwunden. Die Krügerin hat hernach noch ein halbes Jahr gelebt, aber sie ist umhergelaufen wie „ein unsinniges Mensch" und konnte weder eingesperrt noch angebunden werden; auch die Sprache hatte sie verloren. Die Hufeisen wurden zu Schwarzstein in die Kirche gehängt, wo sie noch der Bischof Paul Speratus bei einer Kirchenvisitation im Jahre 1562 gesehen hat. Diese Begebenheit soll sich im Jahre 1473 ereignet haben.[1])

Geizbauch.

Als der Hochmeister Friedrich von Sachsen aus dem Lande gezogen war (1507), da saß ein Pfleger zu Passenheim, den die Unterthanen seines Schindens wegen den Geizbauch nannten. Der verbot den Fischern, welche das Recht hatten zu ihres Tisches Nothdurft in den herrschaftlichen Seen zu fischen, dem Gewerbe nachzugehen. Die Bauern beriefen sich auf ihre Gerechtigkeit, aber vergebens, und fischten trotz des Verbotes. Der Pfleger wollte sie pfänden lassen, sie aber setzten sich zur Wehr und erschlugen einen der Amtsdiener. Da nahm der Pfleger ihnen die besten Pferde und Ochsen, womit sie den Hals löseten, und nun mußten sie sich der Fischerei enthalten. Aber von diesem Tage an vermochte der Pfleger mit seinem Garn nicht einen Fisch zu fangen. Er hielt das nicht für Gottes Strafe, sondern für Waideley (Zauberei), gab es den Weibern Schuld, die ihm Garn und Fische bezaubert hätten, setzte sie ein und ließ sie durch den Henker befragen (foltern), fand aber doch nichts an ihnen. Ein tüchtiger Taucher, der drei Stunden unter dem Wasser bleiben konnte, mußte, während die Garne des Pflegers gezogen wurden, in den See springen und versicherte dem Pfleger, daß viele Fische im See wären, sich aber meisterlich vor dem Garn zu hüten wüßten; der Pfleger meinte, er wäre von den Bauern bestochen. Darnach wandte er sich an eine Waidlerin, von der er erfuhr, sie könnte benehmen, was Andere bezaubert hätten. Sie aber sagte ihm, daß es von Gott herkomme, der ihn um seiner Ungerechtigkeit willen strafe, und daß es nicht gebüßet und gebessert werden könne, er stürbe denn zuvor mit allen Fischen im See; dann würde der See auch wieder fischreich werden. Aber der Pfleger meinte, sie wäre auch überkauft und ritt mit Flüchen davon. Nicht lange darnach wollte der Pfleger jagen. Er stößt plötzlich auf

[1]) Sie wird noch ausführlicher erzählt im Erläuterten Preußen, Bd. 1, S. 195—200 und 858. Vgl. Hennenberger. S. 429. Tettau und Temme, Volkssagen, S. 193.

einen grausamen Bären, der sich gegen ihn aufrichtet. Sein Pferd erschrickt und geht durch. Der Pfleger will es zügeln, aber der Zaum zerreißt, und das Pferd jagt unaufhaltsam vorwärts in den bezeichneten See, darinnen Pferd und Mann ertrank. Am andern Tage fand man die Fische in dem See auch todt und auf dem Wasser schwimmend. In demselben Jahre war kein Fisch in dem See, hernach aber waren Fische genug darin, wie zuvor.

Simon Grunau, welcher im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts die Sage zuerst erzählte, nennt den See nicht mit Namen, Hennenberger hörte aber von den Passenheimern, es solle der Leleskеn sein.[1])

Strafe der Unzucht in Kehl.

Zu Kehl, einem Dorfe am Mauersee, etwa eine halbe Meile von Angerburg gelegen, hat sich der Teufel im Jahre 1564 gar schrecklich bewiesen.

Vier Personen, die schon vorher in verdächtigem Umgange mit einander gelebt hatten, begaben sich am Tage der unschuldigen Kindlein (28. December) von Branntwein berauscht in ein kleines nach polnischer Weise aus Holz erbantes Häuschen und verschlossen sich in demselben von Innen, um in demselben ihre Unzucht zu treiben. Aber der Teufel hat nicht lange auf sich warten lassen; er ist plötzlich unter ihnen gewesen und hat erstlich dem einen Paar, Paul und Gertrud geheißen, die Hälse ab- und umgedreht. Als die andern, Rosa und Benedikt, solches gesehen, wollte Benedikt zur Thür hinaus, aber der Teufel hat ihn zurückgerissen, daß die Haut von seiner Hand an dem Thürschloß kleben blieb, und auch ihm „den Hals entzwei gebrochen". Der Rosa hat er nicht bloß den Hals entzwei gebrochen, sondern ihr auch den ganzen Leib von den Beinen bis zur Brust verbrannt, daß von Fleisch und Eingeweiden nichts übrig blieb; „das Fett von ihr (denn sie eine völlige Magd gewesen) ist in die Erde geflossen, daß man, da man doch knietief gegraben, gleichwohl das Ende vom Fetten noch nicht hat finden können; hat so grausam gestunken, daß nicht davon zu sagen ist." Man wußte mehrere Tage nicht, wo die vier Personen geblieben waren, wiewohl die Menge und das Geschrei der Raben und Krähen bei dem Häuschen allerlei Vermuthungen rege machten. Den Sonntag darauf (Donnerstag war das Unglück geschehen) wollten die Brüder der beiden Mägde von dem Bier trinken, welches in dem Häuschen aufbewahrt wurde, und brachen es, nachdem sie den Schlüssel lange vergeblich gesucht, endlich gewaltsam auf.

---

[1]) Simon Grunau, Preuß. Chronik XVI, 6. Hennenberger, S. 342 ff. Bei Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreußens zc. ist obige Sage übergangen. Dagegen glauben wir die Geschichte vom ungerathenen Sohn, welche hier S. 144, nach Hennenberger S. 345 erzählt wird, unsererseits übergehen zu dürfen.

Da sahen sie die vier in jämmerlicher Gestalt vor sich liegen. Ein heftiges Grauen kam sie an, und mit Furcht und Zittern liefen sie davon. Der Teufel warf ihnen mit einer Paudel nach, traf aber keinen von ihnen; sondern über ihnen hinweg den Zaun. Später wurden die Körper nach einem Gebrüche geschleppt und da vergraben. Es kamen aber seitdem viele Fremde dorthin, den Ort zu besehen. Das verdroß die Bauern, und sie versuchten das Häuschen hinweg zu bringen, indem sie es unten los machten und große Bäume unterlegten, aber sie konnten es durchaus nicht bewegen, und es kam eine solche Furcht über sie, daß sie die Bäume liegen ließen und davon gingen. So sah das Häuschen mit den untergelegten Bäumen noch der gelehrte Hennenberger im Jahre 1573. Später wurde daselbst ein Monument aus Mauerwerk mit einer das Ereigniß berichtenden und vor der Sünde warnenden Inschrift in lateinischer, deutscher, litauischer und polnischer Sprache errichtet.

Eine andere Version der Sage ist folgende. Ueber die Unzucht in der Brachstube wurde der Himmel entrüstet, schwarze Gewölke umzogen ihn und außerordentliche Blitze und Donner mußten diesen Frevel bestrafen. Alle vier Personen verbrannten in der Brachstube, und zum Andenken dieser abscheulichen That wurde die Säule errichtet. Ja, so oft die Mauer einstürzt und verfällt, so oft wird die Dorfschaft durch ein klägliches Winseln und Heulen in den mitternächtlichen Stunden aufgefordert, die Säule zu erneuern und in den gehörigen Stand zu setzen.[1])

Teufelsaustreibung zu Claussen.

Folgende Begebenheit ist in den Kirchenakten zu Claussen überliefert.

Anno 1640 hat Pfarrer Wisniewski aus einem römisch-katholischen Weibe, so vom Teufel besessen gewesen, am zweiten Sonntag nach Trinitatis nach gehaltener Predigt, da die Gemeine das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott," mit großer Andacht gesungen, den Teufel Kobold ausgetrieben, der sie zu allem Bösen angeführt haben soll, daß sie nicht nur sich selbst den Hals abschneiden, sondern auch andern Menschen das Leben nehmen und sie mit Heuforken und Mistgabeln an die Wand spießen wollen; und da nach Ausfahrung der böse Geist sich auf der Kirchenschwelle in angenommener gräulicher Gestalt gezeiget, ist pastor loci auf ihn zugegangen und hat ihm zugerufen: Exi male spiritus et da locum spiritui sancto! Und da er ihm seine Sünden vor-

---

[1]) Hennenberger, S. 166. Vinc. Barfus vera historia de calamitoso et horrendo quatuor personarum interitu furoribus diabolicis e medio sublatorum, Dantisci 1593. Vgl. L. A. v. Werner, Historia de columna Kelnensi in den Königsb. wöchentlichen Nachrichten 1744 No. 48, 1748 No. 49. Wollweber, im Preuß. Archiv 1791, S. 379 ff. Tettau und Temme, Volkssagen von Ostpreußen, Litauen und Westpreußen, S. 173.

geworfen: O ingrate, oblitus es domini dei creatoris tui omnipotentis, qui te creavit sanctum, sed tu a se (!) ipso impurus et malus factus es! ist der Teufel über die Maßen grimmig geworden und hat wie ein Löwe zu brüllen angefangen: „Exibo, non autem tuo jussu, sed ad interdictum Jesu Nazareni“ habe aufgehört das Weib zu quälen, so wahr als ich Kobold bin, sollst du haben ein Andenken. Worauf er rücklings mit seinem krummen Fuße auf einen vor der Kirchthür liegenden Stein einen Schlag gethan und in demselben einen seiner Fußtapfen dergestalt eingedrückt, daß die große und drei andere Zehen eines Menschenfußes und die Ferse an demselben Fuße, wie von einem großen Hahnenfuß ganz deutlich zu sehen sind, worauf der Teufel verschwunden.

Die Kunde von dieser Teufelsaustreibung in Verbindung mit dem Abdruck des Teufelsfußes in dem Steine vor der Kirchenthür bewog die Polen und Tartaren bei dem Einfall im Jahre 1656, diese Kirche nicht zu verbrennen. Bei dem Neubau der Kirche im Jahre 1754 ist der Stein von seiner bisherigen Stelle vor der Kirchenthür entfernt, damit die Schwangeren nicht über denselben fortschreiten dürften.[1])

Der Stand der Unschuld.

Vor grauen Jahren lebte ein Mensch, dessen Heimath und Wohnort das unendliche Meer war, das er auf einem Pfahl (slupek) von einem Ende zum andern befuhr. Eines Tages trieben die Wogen ihn ans Land, und dort fand er zu seinem Erstaunen ein Wesen, wie er es bis dahin noch nie gesehen hatte, — einen Menschen. Dieser wunderte sich nicht minder über das wunderbare Aussehen des Ankömmlings und seines Fahrzeuges und kreuzte sich, als er erfuhr, daß jener, in großer Unwissenheit aufgewachsen, von Gott nichts wisse. Aus Mitgefühl brachte er ihm das Vaterunser bei und lehrte ihn mit kurzen Worten des Menschen Wesen und Bestimmung kennen. Dem fremden Ankömmling gingen auf einmal die Augen auf. Er begab sich wieder auf das Meer, aber siehe! es trug ihn nicht mehr. Mit dem Vaterunser lernte er auch seine Schwäche erkennen, und nie gelangte er zu seiner früheren Kraft wieder.[2]) (Aus Gilgenburg.)

[1]) Aus dem Bericht des Pfarrers Groß zu Claussen an den Erzpriester Gisevius zu Johannisburg von 1786 (handschriftlich bei der Kirche zu Lick), der sich auf ältere Claussensche Kirchenakten beruft. [2]) Obige Legende wird sich ohne Zweifel in sehr alten Quellen nachweisen lassen, doch vermag ich dies für den Augenblick nicht. Die sehr schöne Legende von dem Bette des Madai, welche mir von Klein Jerutten her mitgetheilt ist, übergehe ich, da sie in polnischer Sprache gedruckt ist in A. Poplinski's Wybór prozy i poezyi Polskiéj, 3. Aufl., Posen 1853, S. 139; ebenso die Legende: Andacht des Knaben,

Die Andacht in der Kirche.

Es war einmal ein Mann, der sehr ungern in die Kirche ging; auf jede Aufforderung zum Kirchenbesuch erwiederte er: Diejenigen, welche regelmäßig in die Kirche gehen, sind nicht immer die besten Menschen, auch in der Kirche wird viel gesündigt, vornehmlich dann, wenn man nicht einem innern Zuge, sondern der Gewohnheit dahin folgt. Eines Sonntags kam er jedoch auch zufällig hinein. Er sieht sich die Erschienenen an, doch wie muß er staunen, als er, an die Wand gelehnt, auch den Teufel mit dem Griffel in der Hand daselbst erblickte. Vor ihm lag eine große Ochsenhaut ausgebreitet, auf welche er die in der Kirche vorfallenden Ungehörigkeiten der Anwesenden verzeichnete. Der Teufel schrieb ohne Aufhören. Schon war die ganze Haut beschrieben, keiner der Anwesenden fehlte darauf; der seltene Kirchengast allein machte eine Ausnahme. Den Teufel ärgerte es, daß dieser allein mit heiler Haut davon kommen sollte; was that er also? Er faßte die Ochsenhaut mit den Zähnen an und zog aus Leibeskräften. Ein unbegreifliches Etwas hielt die Haut fest; plötzlich jedoch gab dieselbe nach, und der Böse schlug mit dem Kopfe dermaßen gegen die Wand, daß er liegen blieb. In diesem Augenblicke konnte unser seltener Gast sich nicht länger halten; er fing an über den bösen Fall herzlich zu lachen. So weit wollte ihn der Böse haben. Mit einer höhnischen Grimasse brachte er auch ihn in die Liste.[1])

Aus Gilgenburg.

Die Schuldigen in Johannisburg.

In Johannisburg starben vor einiger Zeit der Landrath, der Bürgermeister und der Executor schnell hintereinander, und gleich darauf schlug das Gewitter in den Laden des Kaufmanns M. Man erzählte nun folgende Geschichte.

Als der Landrath vor den ewigen Richter kam, so fragte ihn dieser, warum er die Menschen so geplagt hätte, mit schweren Abgaben und auf andere Weise. Der Landrath entschuldigte sich und versicherte, die Schuld liege an dem Bürgermeister. Darauf befahl der ewige Richter seinem Diener: Geh',

---

welche mir von Gilgenburg her zuging, gedruckt bei Poplinski a. a. O., S. 341, endlich die Legende: „Der Masure klüger als der Teufel", welche ich in dem zu Preußen gehörigen Masuren nicht gehört habe, und welche auch wohl nicht auf die Bewohner dieses Landstrichs im Besondern zu beziehen ist, gedruckt bei Poplinski a. a. O., S. 115.

[1]) Dieselbe Geschichte theilt Firmenich in den Völkerstimmen Germaniens, Bd. 3, S. 636, aus der Gegend von Conitz mit. Es muß hervorgehoben werden, daß so regelmäßige Kirchengänger, wie die Masuren, die Geschichte sehr gut kennen.

und rufe mir den Bürgermeister! Darauf starb der Bürgermeister und kam in das ewige Gericht. Er wurde verhört, entschuldigte sich und schob die Schuld auf den Executor. Da hieß es: Geh', hole mir den Executor! Der Executor starb, kam in das ewige Gericht und wurde verhört. Auch der Executor entschuldigte sich und sagte: „Die ganze Schuld trägt der Kaufmann M.; der hält guten Schnaps; ich bin dann und wann zu ihm hingegangen und habe einige Schnäpse getrunken; wenn ich dann berauscht war, wußte ich nicht, was ich that." Da hieß es: „So schlage denn das heilige Donnerwetter in den Laden des Kaufmann M.," was auch alsbald geschah.

Einige Zeit darnach begegnet ein Mann aus Johannisburg einem Schmied mit einem Kohlenwagen, vor den drei große Pferde gespannt waren; der Schmied war eben beschäftigt, den Pferden statt Hafer oder Heu Kohlen als Futter vorzuwerfen. Der Johannisburger fragte: „Was macht Ihr da? Fressen denn die Pferde Kohlen?" Der Schmied antwortete: „Die haben es nicht besser verdient! Kennt ihr sie denn nicht?" Jener erwiederte: „Wie sollte ich sie kennen? ich habe sie ja noch nie gesehen." Darauf fuhr der Schmied fort: „Dann will ich Euch sagen, wer diese Pferde sind; eins ist der Landrath, eins der Bürgermeister, das dritte ist der Executor H. So geht es ihnen nach dem Tode. Ihr wißt es nun und könnt es Jedermann weiter erzählen". Der Schmied war der Teufel.[1])

Die Mahren.

Zwei Handwerksburschen wanderten durch die Welt und kehrten einmal in ein Wirthshaus ein, um da zu nächtigen. Der Gastwirth aber hatte drei Töchter, die waren alle Mahren und mußten allnächtlich ausgehen, die eine um Menschen, die andere um Vieh, die dritte um Holz zu drücken. Die Wanderer lagen zusammen auf einer Streu, aber der eine konnte nicht schlafen, und als es um Mitternacht war, hörte er, wie die drei nach Hause kamen und mit einander sprachen. Sie waren tüchtig durchgefroren und klagten einander ihr Leid. Die eine sagte zu der andern: „Du hast es doch besser als ich, denn es ist doch viel leichter, in die Ställe zu dem Vieh einzubringen, als in die dicht verschlossenen Häuser der Menschen"! Da sagte die dritte: „Ich aber habe es am schwersten, denn ich muß in der Kälte auf die Bäume klettern und das Holz drücken." Der Wanderer weckte seinen Cameraden, daß er das Ge-

[1]) Wenn diese Sage mehr den Eindruck einer Anecdote oder eines bloßen Spieles der Phantasie macht, so enthält sie doch sehr charakteristische volksthümliche Elemente. Die Verwandlung der Schuldigen in ein Pferd kennen wir schon aus der Geschichte der Krügerin von Eichmedien. Daß schlechte Menschen nach ihrem Tode in Pferdegestalt sich in schwerer Arbeit quälen müssen, ist auch sonst eine bei den Masuren geläufige Vorstellung.

sprach auch mit anhörte. Am nächsten Morgen gingen sie zu dem Vater der drei Mädchen und sprachen: „Wißt ihr auch, daß eure Töchter Mahren sind?" Der Vater wußte von nichts, als ihm jene nun aber erzählten, was sie in der Nacht gehört hatten, da erkannte der Vater, weshalb sie immer so bleich waren. Auf den Rath der Fremden ließ er sie noch einmal taufen, wodurch sie von dem Uebel befreit wurden.[1])

Sage vom Goldapper Berge.

In alter Zeit stand auf dem Goldapper Berge ein schönes Schloß, von einem mächtigen Herrn bewohnt, den aber Jedermann fürchtete, weil er als ein grausamer Räuber bekannt war. Das Gegentheil von ihm war seine Tochter (nach Andern waren es zwei), die das im Stillen gut zu machen suchte, was er übel gethan hatte. Als indeß seine Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten ihr Maß erreicht hatten, verschwand plötzlich das Schloß mit Allem, was darin war, und versank in den Berg. Seit dieser Zeit läßt sich alle hundert Jahre in derselben Nacht von eilf Uhr Abends bis zum ersten Hahnenschrei die Jungfrau auf dem Berge sehen und wartet auf Erlösung, wann das Schloß, mit allen seinen Herrlichkeiten wieder emporsteigen, und sie als Gattin ihres Befreiers, diesen zum Herrn des Schlosses machen wird. Die Erlösung ist aber nicht leicht, wie es ein Bürger aus Goldapp erfahren hat. Er verirrte sich in einer Nacht auf den hohen Berg und sah dort eine weiße Gestalt umherwandeln. Obgleich ihm dieselbe freundlich winkte, zögerte er doch anfangs, bis er endlich ein Herz faßte und näher ging. Die Gestalt fragte ihn, ob er sie auf seinem Rücken bis zur Stadt tragen wolle, wodurch sie und das Schloß erlöst würde, jedoch dürfe er sich nicht umsehen. Er versprach es, hob sie auf seinen Rücken und schritt nach Goldapp zu. Bald aber hörte er hinter sich einen gewaltigen Tumult, als wenn wilde Thiere es auf ihn abgesehen hätten; da wurde ihm entsetzlich zu Muthe, er vergaß sein Versprechen, sah sich um und — fort war seine Last so wie das Geräusch. Von der Zeit an wurde der Mann tiefsinnig und starb auch bald darauf. Er war der letzte, der die weiße Gestalt gesehen hatte; vielleicht wird sie sich nach diesem Unfalle gar nicht mehr sehen lassen.[2])

Sage von dem Berge bei Pietraschen.

Auf dem Berge bei Pietraschen (südlich von Goldapp) stand einst eine Feste. Sie verschwand, und es ließ sich allnächtlich eine weiße Gestalt auf dem

[1]) Aus der Gegend von Hohenstein. Vgl. oben S. 30. [2]) N. Pr. Prov.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 478.

Berge sehen, die niederkniete und betete, wie man sagt, um die Sünden ihres Vaters, des Besitzers der versunkenen Feste, zu sühnen. In einer Nacht sah ein verirrter Hirte dort das Mädchen beten und nahte ihm, worauf sich die Gestalt erhob, auf ihn zutrat und mit sanfter Stimme fragte, ob er sie mit seinen Armen umschlingen und bis zum ersten Hahnengekrähe ohne Furcht halten wollte; dadurch würde er sie und das Schloß erlösen und sich zum Herrn desselben machen. Der Hirte versprach es und schloß sie in seine Arme. Da fing sich die schöne Gestalt an zu sträuben, er hielt jedoch um so fester; endlich wurde aus ihr ein grimmiges Thier, er aber ließ sich nicht schrecken; funfzig verschiedene Gestaltungen, eine schrecklicher als die andere anzusehen, wechselten in seinen Armen, bis er zuletzt einen scheuslichen Drachen umschlungen hielt. Das beugte seinen Muth, er öffnete die Arme, spuckte auf das Scheusal und rannte wahnsinnig davon. Mit dem frühesten Morgen langte er schweißtriefend und staubbedeckt in Goldapp an. Er wollte erzählen, jedoch hatte ihn der Schreck um Gehör und Sprache gebracht, so daß er sich nur durch Zeichen verständigen konnte. Seit dieser Zeit wurde die Gestalt nicht mehr gesehen.[1])

Sage von dem Berge bei Grodzisko.

Einst stand auf dem Berge bei Grodzisko (zwischen Angerburg und Goldapp) eine Feste, die ein stolzer Ritter mit seinem Sohne bewohnte, und Beide nährten sich vom Raube. Bei einem Ueberfalle vorüberziehender Kaufleute wurde der Sohn erschlagen. Als die Knechte nun die Leiche nach Hause brachten, fluchte der Alte allen Menschen und schwur, so viele zu morden, als er nur im Stande wäre; was er denn auch getreulich hielt. — Ein frommer Pilger, der des Weges gezogen kam und ebenfalls der Rache des Ritters geopfert werden sollte, verfluchte diesen in einen Hund, worauf das ganze Schloß versank, und an dessen Stelle ein Teich entstand. Man sah in der Geisterstunde einen großen Kasten umherschwimmen, auf welchem ein schwarzer Hund als Wächter lag. Dieser Teich wurde von Jedermann ängstlich gemieden, nur eines Tages zog eine Schaar munterer Jungen hinauf, um mit einem an einen Strick gebundenen Steine die Tiefe des Teiches zu erforschen. Jedoch kaum hatten sie das frevelhafte Unternehmen begonnen, als sich aus der Tiefe ein heiseres Brummen hören ließ, worauf die Jungen mit großen Sätzen eilig den Berg hinabliefen. Nach dieser Zeit ist der Spuk auf dem Teiche nicht mehr zu hören gewesen, und jetzt scheut man sich so wenig vor ihm, daß schon der Anfang gemacht ist, den Boden des ehemaligen Teiches in Getreideland zu verwandeln.[2])

[1]) N. P. Pr.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 480. [2]) N. P. Pr.-Bl. 1847, Bd. 1, S. 479.

Sage von dem Teufelsberg in der Borkener Heide.

In der Heide Borken, Kirchspiel Knopken, Kreis Angerburg, nicht weit von dem großen Gute Lekuk, wird ein Berg „Teufelsberg" genannt. Für diese Benennung ist folgender Anhalt: Auf diesem Berge soll ein Wirth gewohnt haben, der sowohl an Lebensunterhalt wie an Geld arm war. Seine Gebäude waren so schlecht, daß sie schon zusammenfielen; kein Mensch wollte ihm helfen, und er konnte aus eigenem Vermögen nichts bauen. In dieser Noth rief er nach der Sage in der zwölften Stunde der Nacht den Teufel, indem er ihn um Hilfe bat. Der Teufel fand sich in Folge dessen auch mit einem Menschen- und einem Pferdefuße ein und verlangte für seine Hilfe von ihm die Seele. Der Wirth wollte ihm auch seine Seele geben, wenn er es über sich nähme, ihm dafür seinen Scheffel voll Geld zu geben. Sollte aber der Teufel den Scheffel des Wirthes nicht vollfüllen, dann brauchte der letztere dem ersteren seine Seele nicht zu geben. Da stellte nun der Wirth, erfreut, daß er aus der Noth komme, seinen Scheffel ohne Boden über eine große Kartoffelkaule, in welche der Teufel, der davon nichts wußte, mit Eifer Geld hinein schüttete, ohne sie doch füllen zu können. Der Wirth, der den Teufel so betrog, gewann durch seine Schlauheit viel Geld, kam aus seiner Noth heraus und behielt seine Seele. Auf diesem Berge, den nachher der König abkaufte, wohnt ein Förster, der zur Heide Borken gehört, und bei seinen Gebäuden steht ein großer Stein, auf dem der Teufel zum Andenken daran abgebildet ist, weshalb dieser Ort „Teufelsberg" heißt.

Sage vom Goldberge in dem Przezdrzedschen Walde.

In dem Przezdrzeschen Walde, Kirchspiel Kruklanken, Kreis Angerburg, findet man einen Berg, nahe bei dem Fluße „Lupiner" liegend. In demselben schien es den Leuten, die fischten, sowohl am Tage wie in der Nacht, als ob ein Klang ertöne, wie wenn man Geld mit einer Schaufel rührt und Karossen fahren, oder als ob die wilde Jagd da wäre. Deshalb wurden die Wirthe vermocht, indem sie glaubten, es müsse da etwas sein, einen Schwarzkünstler herbeizuholen. Als der an diesen Ort gekommen war, zeigte er ihnen, wo sie auf diesem Berge bei seiner Anwesenheit graben sollten, was sie auch thaten. Nachdem sie anderthalb oder zwei Mannstief gegraben hatten, stießen sie auf ein Ziegelgewölbe. Nachdem sie ein Paar Ziegel ausgebrochen hatten, überzeugten sie sich, daß dort ein großer Keller wäre, in den sich der Schwarzkünstler mit eisernen Handschuhen hinunterließ und dort mit einem Geist sich unterredete. Und als er in die Höhe kam, benachrichtigte er die oben Stehenden, daß sich dort ein großer Kasten mit Gold und Silber vorfände, aus dem er sie bat,

ihm nur das zu geben, was in dessen Beilade wäre, und das, was außerdem im Kasten wäre, sollten sie zu eigen haben. Als sie dies hörten, gingen sie einmüthig auf seinen Willen ein, und der Kasten wurde in die Höhe gezogen, und zu dessen Fahrt wurden schon Pferde gebracht und angespannt. Da aber um diese Zeit Einige von ihnen ihr Versprechen ändern wollten und unter einander sprachen, daß sie ihm das, was in der Beilade wäre, nicht geben würden, da sagte zu ihnen der Schwarzkünstler: Da Ihr gesündigt habt, indem Ihr in einem Sinne nicht verblieben seid, deshalb wird Keiner von Euch etwas bekommen. Schneidet rasch die Stränge ab und rettet die Pferde, ehe sich ein Unglück ereignet. Und als dies geschehen war, ging der Kasten mit großem Sturm in den Fluß „Lupiner" und ließ einen großen Graben hinter sich, den man noch jetzt sehen kann. Von der Zeit an hörte es auf, den Leuten zu erscheinen, was ihnen früher vorgekommen war. Als am Ende die Wirthe von dem Schwarzkünstler hörten, daß in der Beilade weiter nichts gewesen wäre, als ein Gürtel und goldene Handschuhe, und daß der Kasten für sie voll Geld gewesen wäre, that es ihnen sehr leid, daß sie ihm das, was in der Beilade war, nicht gegönnt hatten. Deshalb hatten sie von ihrer Anstrengung keinen andern Vortheil als den, daß sie von den Ziegeln in jenem Berge einige Pferdeställe aufbauen konnten, von denen viele Jahre hindurch bis auf diesen Tag bei zweien Wirthen, nemlich bei Cresla und Sadowski, zwei, die von diesen nicht zurecht gemacht sind, noch gewiß stehen. Das glauben noch viele Leute und halten diese Sache für wahr und nennen diesen Berg „Goldberg". Auf demselben ist jetzt noch die Kaule, aus der der Kasten emporkam, und aus der die Ziegel zu den Pferdeställen genommen wurden, zu sehen.

Sage von der Insel Gilm.

Auf der Insel Gilm im Dobenschen See, nahe bei dem Dorfe Doben selbst, stand in alten Zeiten eine Feste, an welche sich ebenfalls alte Sagen geknüpft haben. Wir ersehen dies aus einer im Jahre 1794 von dem Angerburger Probst Pisanski abgefaßten Beschreibung der Insel Gilm, in welcher folgende Stelle vorkommt:

„Schließlich ist noch anzumerken, daß der gemeine Mann allhier von diesem Berge verschiedene Fabeln hat, wie denn auch nur vor einigen Jahren einige aus Angerburg nach Bartsch im Winter reisende Personen eine Jungfer des Nachts am Licht sitzend wollen gesehen haben, welche Phantasie vielleicht aus der Meinung entspringt, nach welcher der gemeine Mann noch hin und wieder glaubt, es müssen in dem Berge Schätze sein, über die diese gesehene Jungfer etwa die Aufsicht hatte und sie bewache." [1])

[1]) Preuß. Archiv, 1794, S. 556, 557.

Sage von der Burg am Satint-See.

An der schmalsten Stelle des zwischen Seesten und Weißenberg gelegenen Satintsees erhebt sich ein Hügel und auf demselben noch die Ueberreste eines alten Wallringes. Dort soll ein Schatz vergraben sein. Ein Bauer aus dem nahen dicht am See gelegenen Pfaffendorf erfuhr die Mittel zur Hebung desselben, erhielt aber zugleich die dringende Warnung, ja nicht zu lachen, was ihm auch unterwegs passire; es würde ihn sonst schweres Unheil treffen. Mein Bäuerlein hebt den Schatz, bringt ihn in seinen Kahn und rudert wohlgemuth nach Hause, unbekümmert um all die Männchen und Capriolen, die ihm vom Ufer aus gemacht werden, um ihn zum Lachen zu reizen. Plötzlich aber erscheint der Teufel selbst, ganz mit den ängstlichen Geberden und den haspelnden Bewegungen, wie sie mit großem Unrecht den Schneidergesellen nachgesagt werden, auf einem Ziegenbocke reitend. Das war dem Bauer doch zu komisch; er lachte aus vollem Halse, und — im Nu schlug der Kahn um, und Schatz und Schatzgräber sanken in die Tiefe.[1])

Sage von der Burg bei Neu-Bagnowen.

Bei Neu-Bagnowen am Janower-See zwischen Sensburg und Sorquitten erhebt sich ein Hügel mit einem Wallringe, welchen das Volk Schlößchen (zameczek) oder Schwedenschanze nennt. Von demselben gehen mehrere Sagen.

Zwei Fischer, welche an dem Schlößchen spät Abends vorbeikamen, sahen einen Soldaten ohne Kopf zweimal um den Wall herumgehen und dann plötzlich verschwinden.

Die Schloßfräulein begaben sich vormals zu Neujahr zum Tanze nach dem Kruge in Alt-Bagnowen, und in der Johannisnacht hat man zwei weißverschleierte Damen aus dem Innern der Schanze hervorkommen und baden gesehen.

Auch Schwarzkünstler (czarownicy) fehlen nicht. Einer von ihnen hatte auf dem Berge ein Buch gefunden, in welchem die Geschichte des Schlosses und namentlich von dem Schatze geschrieben stand, der darinnen vergraben sei. Nachdem der Hexenmeister nun einen schweren eisernen Kasten durch Zauberformeln gehoben, gerieth er mit seinem Gesellen in Streit darüber, wer das haben sollte, was in dem Kasten selbst, und wer das, was in der Beilade läge. Als sich dann in letzterer nur ein Gürtel mit goldenem Schloß und ein Paar goldene oder golddurchwirkte Handschuhe fanden, im Kasten aber pures, rothes Gold, da wollte der Streit nicht enden, und zuletzt verfluchte der Benachtheiligte

---

[1]) N. Pr. Prov.-Bl. 1865, S. 539, 540.

den Kasten, dessen Deckel alsobald zufiel, und der dann langsam nach dem See hinunterwanderte und in den Fluthen versank. Trotz aller Nachgrabungen ist er bis auf den heutigen Tag nicht wiedergefunden worden, und was die Leute bei Tage gegraben hatten, fiel in der Nacht wieder zusammen[1]).

Sage vom Schwenty-See.

Der Abfluß des Schwenty-See's, an welchem die Kurkener Mühle liegt, geht in die Alle. Am Ausfluß desselben aus dem Schwenty-See, also oberhalb der Kurkener Mühle, liegt die alte Schleuse. Die Alle durchschneidet eine Reihe kleiner Seen, unter andern den Kernos-See bei Kurken. Oberhalb des Kernos-See's, links von der Alle liegt der Dillik-See bei Lindenwalde.

An der alten Schleuse zeigte sich früher ein weißes, gespenstisches Pferd öfter und machte sich durch Wiehern und Stampfen weithin bemerkbar. Um diese Erscheinung zu bannen, soll dort vor langen Jahren Gottesdienst gehalten, und dieser so schön gewesen sein, daß alle geweint hätten. Er hat aber die erwünschte Wirkung nicht vollständig gehabt, denn noch immer zeigt sich dieses weiße Pferd, auf welchem sich zuweilen auch ein weißer gespenstischer Reiter zeigt, sowohl am Schwenty-See, als auch am Kernos- und am Dillik-See, und erschreckt die Leute.

In der Zeit des unglücklichen französischen Krieges 1807 begab sich der Schullehrer von Persing (in der Nähe von Kurken und Lindenwalde) nach Hohenstein, um ein von den Franzosen geraubtes Pferd zurückzuholen. Als er auf dem Rückwege an das Bruch hinter der Schlaga-Mühle kam, sah er auf demselben ein weißes Pferd ohne Kopf, welches auf ihn zukam und ihn durch unheimliches Wiehern erschreckte. Einige setzen hinzu, es sei rückwärts gegen ihn herangaloppirt. Er kam aber ohne Schaden davon[2]).

Der Tannenberger See.

Bei Tannenberg liegt ein See, dessen Wasser in früheren Zeiten wunderbare Heilkräfte besaß. Viele Augenkranke wallfahrteten dorthin und kehrten gesund zurück. Selbst die Blinden erlangten durch die wunderbare Kraft des Wassers den Gebrauch des Gesichtes. Dies dauerte eine lange Zeit. Aber da lebte einmal eine Edelfrau, die hatte ein Schoßhündchen und liebte es über die Maßen. Dieses Hündchen wurde an den Augen krank; und die Edelfrau wünschte nichts sehnlicher, als daß es wieder hergestellt würde. Aber keine Mittel wollten helfen, und so brachten sie es zuletzt an den See und wusch es in dem Wasser.

1) N. Pr. Prov.-Bl. 1865, S. 539. 2) Mündlich aus Kurken.

Sie erreichte, was sie wünschte. Das Hündchen wurde gesund — aber das Wasser verlor seine Kraft von Stund an[1]).

Sage von den Goldbergen bei Neidenburg.

Auf dem höchsten Gipfel der Goldberge (nordöstlich von Neidenburg) steht eine vielhundertjährige Kiefer, von der aus man den ewig grünen Forst ringsum weithin übersehen kann. Bei dieser Kiefer hat sich früher öfters die schönste Jungfrau gezeigt, welche der Erlösung harrend aus ihrem unterirdischen Palaste durch eine brunnenartige, noch jetzt vorhandene Einsenkung sich zum Tageslicht emporhob. Von Liebreiz und köstlichem Geschmeide strahlend, ließ sie sich auf einen Kiefernstubben nieder, um ihr langes goldrothes Haar mit goldenem Kamme zu ordnen. Wer sie sah, erbebte vor der wunderbaren Schönheit, und Niemand wagte es, sich ihr zu nahen. Ein Jüngling, der gedankenvoll vor sich hinwandelnd, ohne es zu merken, ihr ganz nahe gekommen war, fiel, sobald er sie gewahr wurde, in seligem Entzücken vor ihr auf die Kniee. Sie sprach: Erlösest Du mich aus meiner Einsamkeit, so fordere von mir, was Du willst, zum Lohne. Sie bot ihm ihr Geschmeide; sie bot ihm auch wunderbare Habe aus ihrem unterirdischen Palaste: drei fette Schweine mit dem schweren goldenen Troge, aus dem sie gefüttert würden, wenn es ihm gelänge, denselben ans Sonnenlicht zu bringen, drei schneeweiße Hühner, die nur goldene Eier legten; sie wird ihm endlich (wie aus ähnlichen Sagen zu schließen ist) auch ihre Hand geboten haben. Der Jüngling besinnt sich nicht lange, hebt die Jungfrau auf den Rücken und will sie davon tragen. Aber in demselben Augenblick sieht er sich von sämmtlichen Thieren des Goldberges umringt und kann nicht von der Stelle. Die Jungfrau belehrte ihn: Das Werk meiner Erlösung wird Dir gelingen, wenn Du ohne Furcht jedes der hier versammelten Thiere küssest. Er folgt dem Befehle, faßt sich ein Herz und küßt die Thiere, wie sie ihm nahen, Rehe, Hasen, Eichkätzchen 2c., Eulen, Spechte, Habichte, Finken 2c., Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen, Ratten, Salamander, Würmer, Käfer 2c. 2c. Als er mit seiner Arbeit fertig zu sein meinte, kroch noch eine große ekelhafte Kröte, ganz von Schorf und Aussatz bedeckt, mit rothblinzenden Augen heran. Da geht ihm doch sein Muth zu Ende und, statt sie zu küssen, ruft er: Hat denn der Teufel auch dich noch hier? (A ieszizes to i ciebie tu diali maią?). Klagend sank die Jungfrau in die Tiefe hinab: Jetzt hast Du mich aber auch in alle Ewigkeit verflucht, jetzt muß ich alle Hoffnung aufgeben, je gerettet zu werden.

[1]) N. Pr. Pr.-Bl. 1846, Bd. 2, S. 44. (Vgl. Temme und Tettau, Preuß. Volkssagen Nr. 176, 198. Müllenhof, Schleswig's Sagen S. 106. Nr. 126).

Der Erlösungsversuch war an einem Sonnabende gemacht und verunglückt, am Sonntage darauf zeigten sich an der Stelle, wo die Jungfrau ihr Haar gekämmt hatte, drei schwarze Jünglinge, die jedes menschliche Wesen von dem Berge verscheuchten. Die Jungfrau aber hat seit jener Zeit kein menschliches Auge wiedergesehen[1]).

Sage von den Goldbergen bei Neidenburg.

In den Goldbergen ist nicht bloß ein Schloß, sondern eine ganze Stadt versunken. In alter Zeit kamen öfter zwei Fräulein aus denselben hervor. Eins derselben bat einen Bauer aus Zimnawoda, sie zu erlösen, gab ihm auch Mittel und Wege dazu an und bestellte ihn zu diesem Behufe auf einen bestimmten Tag an den Berg. Als er dahin kam, drang ein Heer von Reitern aus dem Berge auf ihn ein und drohte, ihn in Stücke zu hauen. Der Bauer erschrak so, daß er davon lief und jeden Versuch der Befreiung aufgab. Seitdem zeigte sich nur noch ein Fräulein, doch ist auch dieses jetzt verschwunden[2]).

Sage von den Goldbergen.

Ein Bauer versuchte das Fräulein im Goldberge zu erlösen, indem er, wie es ihm aufgetragen worden war, sechs Wochen hindurch täglich für sie beten wollte. Dieses that er nun auch eine Zeit lang ganz gewissenhaft. Einst aber, als er eben wieder betete, trug es sich zu, daß ein Stück seines Viehes ihm vom Hofe laufen wollte. Darüber unterbrach er das Gebet, und der Erlösungsversuch wurde dadurch für immer vereitelt[3]).

Sage von den Goldbergen bei Neidenburg.

Auf dem Goldberge sieht man eine Einsenkung, welche sich höhlenartig bis in unermeßliche Tiefe fortsetzen soll[4]). Alte Leute sagen, diese Gruben sollen früher Schwefelgruben gewesen sein.

Hirtenjungen haben in diese Gruben und Löcher aus Neugierde öfters Stricke und Stangen hinabgelassen; wenn sie dieselben wieder heraufzogen, ist das äußerste Ende immer abgerissen gewesen.

Andere sagen, sie hätten in solchem Falle öfters Goldstücke an ihren

---

[1]) Mündlich aus Wallendorf. [2]) Mündlich aus Gimmendorf. [3]) Mündlich aus Gimmendorf. [4]) Eine ganz ähnliche Vertiefung findet sich nach Pisanski „Merkwürdigkeiten" des Spirdingsee's auch auf dem Berge Terklo am Spirdingsee und nach Drigalski „Merkwürdigkeiten des Kuttenschen Kirchspiels" auch in dem Berge bei Grocziško.

Stangen oder Stricken angebunden herausgezogen. Dies veranlaßte sie, an einem Stricke eine Mütze hinabzusenken und auch diese zogen sie mit Goldstücken gefüllt wieder heraus. Nun faßte einer derselben Muth, sich an einem Stricke von seinen Gefährten hinabsenken zu lassen; es bekam ihm aber schlecht. Als seine Gefährten ihn wieder herauszogen, fanden sie zwar seine Mütze voller Goldstücke, ihn selbst aber ohne Kopf[1]).

Sage von den Irrbergen bei Neidenburg.

Die Mainagóri (Laub auf dem Berge) oder Irrberge, nicht weit von den Goldbergen gelegen, sollen ihren deutschen Namen von folgender Begebenheit erhalten haben.

Die Kriegsnoth des Jahres 1807 trieb die Bewohner Wallendorfs und anderer benachbarter Dörfer in die Mainagóri. Es herrschte aber in der ganzen Gegend große Hungersnoth. Da fand ein Mädchen am Fuße der genannten Berge eine möhrenartige genießbare Wurzel und stillte ihren Hunger. Ihr Beispiel machte die Andern aufmerksam, alles suchte nach der Wurzel und jemehr die Leute darnach suchten, je mehr fanden sie davon. Wer von dieser Wurzel gegessen hatte, vergaß Noth und Sorgen, aber — er fand auch nicht den Ausweg aus den Bergen nach Hause. Die aus dem Walde kamen, sahen wohl ihre Wohnungen und ihr Feld, aber bei jedem Versuche, sie zu erreichen, gingen sie irre. So irrten sie in den Bergen Tage lang, bis sie endlich zuerst nach fremden Dörfern in der Nachbarschaft, dann von diesen auf weiten Umwegen nach Hause gelangten[2]).

Sage vom Schlosse Puppen.

Bei Puppen, wo in früheren Jahrhunderten die prächtigste aller herrschaftlichen Jagdbuden stand, ist ehemals ein Schloß gewesen; es ist aber längst versunken. Nur steigen noch zu Zeiten drei schöne Jungfrauen in weißen Kleidern aus der Erde hervor und lassen ihren zauberischen Gesang durch die Nacht erschallen. Mancher hat sie gesehen und gehört, aber Niemand wagt es, ihnen zu nahen[3]).

Sagen vom Teufelswerder.

Ueber die Sagen, welche sich an das Teufelswerder im Spirdingsee knüpfen, berichtet Pisanski im Jahre 1749 folgendes:

[1]) Mündlich aus Kurken. [2]) Mündlich aus Wallendorf. [3]) Mündlich aus Klein-Jerutten. Eine ähnliche Sage aus Nidden auf der kurischen Nehrung bei Rhesa, Prutena S. 74. Tettau und Temme, Volkssagen S. 172.

„Das gemeine Volk in dasiger ganzen Gegend giebt vor, daß die häufig daselbst erscheinenden Gespenster die Gelegenheit zu dieser Benennung gegeben haben. Und die Historien oder Mährlein sind unzählig, die man daselbst von teuflischen Larven, die bald unter dem Bilde eines Löwen, bald eines schwarzen Hundes, bald anders erscheinen und die Menschen geschreckt haben sollen, anzuführen weiß. Besonders sollen die Fischer oftmals das Unglück haben, daß ihnen die Netze zerreißen, große Schätze gewiesen werden und andere dergleichen Dinge begegnen [1]."

Das Spuken auf dem Teufelswerder erwähnt schon Hennenberger[2].

Sage von der Kirche auf dem Berge bei Wiersbowen.

Auf dem Berge bei Wiersbowen (nordöstlich von Lick) soll einst eine Kirche gestanden haben. Als dieselbe verfiel, versank die Glocke in dem anstoßenden Bruche. Hier aber wurde sie später aufgefunden und an Polen verkauft, welche sie zu Ratzken für den öffentlichen Gebrauch verwendeten.

Nach einer Sage soll auf dem Berge bei Wiersbowen Skumands, des historisch bekannten Sudauerhäuptlings, Burg gestanden haben [3].

Nach anderer Sage soll Skumands Burg auf einer Höhe am Skomenter See, nach einer dritten auf einer Höhe am Hausen-See gestanden haben [4].

Der Name der Stadt Passenheim.

Die nächstfolgenden an den Namen einzelner Orte angeknüpften Sagen sind offenbar bloße Spiele des Witzes, aber doch zum Theil recht alt und zum Theil an richtige Voraussetzungen geknüpft, weshalb wir sie nicht übergehen.

Passenheim, gegründet von dem Comthur zu Elbing und obersten Spittler Siegfried Walpot von Bassenheim und ihm zu Ehren benannt, soll nach der schon von Hennenberger überlieferten Sage den Nameu aus folgender Veranlassung erhalten haben:

Die erste Anlage von Passenheim erfolgte nach einem zu umfassenden Plane, die Stadt erhielt einen zu weiten Umfang. Als der Oberste (oberste Spittler?) nach der Gegend kam, die Anlage zu besehen, wollte er sie kleiner haben und sagte: Baß hinein! oder Paß hinein. Davon soll der Stadt der Name Passenheim geblieben sein [5].

---

[1]) Pisanski, Merkwürdigkeiten des Spirdingsees in den Königsb. wöchentlichen Nachrichten 1749, Nr. 37. [2]) Hennenberger von Seeen ꝛc. fol. 21. Vgl. auch Tettau und Temme, Volkssagen S. 172. [3]) Pisanski, de montibus Prussiae p. 17. [4]) Rosenheyn, Reiseskizzen Bd. 2., S. 82. [5]) Hennenberger S. 342.

Der Name der Stadt Ortelsburg.

Die Stadt Ortelsburg, früher Ortolfsburg, trägt ihren Namen zu Ehren ihres Gründers, des Comturs zu Elbing und obersten Spittlers Ortolf von Trier. Die pragmatisirende Sage will es anders.

Das Schloß Ortelsburg soll einst von einem Jäger, welcher Ortels geheißen, beim Verfolgen eines Hirsches in dem damaligen Urwalde, ganz wüst, ohne Bewohner und nur von wenigen Häusern umgeben, vorgefunden sein. Nach diesem Jäger soll die Burg und später die Stadt den Namen Ortelsburg erhalten haben. Die vorgedachte Sage scheint insofern etwas für sich zu haben, (!) als, nachdem im Jahre 1616 diesem Ort das Stadtrecht durch den Markgrafen Johann Sigismund zugetheilt worden, ihm ein Stadtwappen verliehen wurde, worauf ein Hirsch, der aus dem Dickicht springt, abgebildet war.[1])

Der Name der Stadt Sensburg.

Die Stadt Sensburg hieß früher Segensburg und hat ihren Namen unzweideutig von dem Segen, welchen der Mensch allen seinen Unternehmungen wünscht. Daneben hat sich aber folgende Wappensage gebildet.

Ein gewaltiger Bär machte die Gegend um Rastenburg unsicher. Die Bürger der Stadt, von der wir hier reden, (die also wohl damals noch keinen, oder doch einen andern Namen gehabt haben muß) zogen mit Sensen bewaffnet, den Rastenburgern zu Hülfe und hieben in mannhaftem Kampfe dem Unthier eine Tatze ab, die deß zu ewiger Urkunde im hiesigen Stadtwappen — eine schwarze Bärentatze in weißem Felde mit der Jahreszahl 1348 — abgebildet ist. Die Rastenburger wurden dann mit dem Thiere vollends fertig und haben den Rumpf mit abgehauener Tatze im Wappen.[2])

Der Tartarenberg bei Lick.

Als die Tartaren in Preußen einfielen (1656, 1657) und das Land weithin plündernd, mordend und brennend durchzogen, schonten sie doch der

[1]) Aus einem neuern Berichte im landräthlichen Amte zu Ortelsburg. [2]) N. Pr. Prov.-Bl. 1865, S. 536, wo auch die Ableitung des Namens Sensburg von See (also gleich Seeburg) irrthümlich versucht wird. Rastenburg soll den Namen daher haben, daß, wenn der Orden ferne gestritten und müde geworden, er sich dahin eine Burg gebauet, darauf zu rasten und zu ruhen. Hennenberger, S. 391. Erläutertes Preußen, Bd. 3, S. 656. Die Anecdote, wie der Teufel einem in Sensburg eine Mutter gegeben hat, enthält so wenig Sagenhaftes, daß wir sie hier übergehen; man möge sie bei Gersz Kalendarz Królewsko-Pruski na rok 1865, oder bei Frischbier, Preuß. Sprichwörter, S. 303 f. nachlesen.

kräftigsten Männer, die ihnen in die Hände fielen, um sie mit sich in die Gefangenschaft zu schleppen. Nach der Eroberung von Lick wurde eine Schaar gefangener Männer gebunden fortgeführt nach dem nächsten Walde, wo die Tartaren auf einem Berge Rast zu halten und zu nächtigen gedachten. Zuvor aber veranstalteten sie ein Zechgelage und sprachen dem erbeuteten Getränke eifrig zu, bis sie berauscht nnd erschöpft zu Boden sanken und in tiefen Schlaf verfielen. Diesen Augenblick benutzten die treuen Frauen der Gefangenen, schlichen durch das Gebüsch heran, zerschnitten ihren Männern die Bande und befreiten sie so aus ihrer preßhaften Lage. Die aber tödteten die berauschten Tartaren mit ihren eigenen Schwertern und kehrten mit ihren Frauen von dem Tartarenberge nach Lick zurück.[1])

[1]) Diese Sage ist in Versen erzählet im Licker Unterhaltungsblatt, 1841, No. 20.

2. Mährchen.

Titelituri.

Es war einmal ein Prinz, der wollte gern heirathen, fand aber gar keine Prinzessin, die ihm gefiel. Wie er nun so im Lande umherreiste, so stand auch im Walde ein kleines Hüttchen. Da wohnte eine alte Frau mit ihrer Tochter. Die Tochter war sehr schön, wollte aber gar nichts arbeiten, so daß ihre Mutter sie zur Strafe mit ihrem Spinnrocken auf das Dach setzte; da mußte sie spinnen. Kommt der Prinz gefahren, und da sitzt sie gerade auf dem Dach, und sie gefällt ihm gleich sehr. Geht also in das Haus und fragt die Alte, ob sie ihm ihre Tochter nicht zur Frau geben möchte. Die war damit einverstanden und sagte: Ja, sie thäte es recht gerne, und lobte noch ihre Tochter, daß sie aus Stroh Gold spinnen könne. So wird denn gleich Hochzeit gemacht, und der Prinz nimmt seine junge Frau mit sich auf sein Schloß. Da werden alle Kammermädchen zusammengerufen mit ihren Spinnrocken, und der Prinz verlangt von seiner jungen Frau, daß sie ihnen mit ihrem Beispiel vorgehen solle. Nun ist sie denn so traurig, wie das werden sollte, da sie doch nicht Gold spinnen konnte. Wie sie so dasitzt und sich deshalb grämt, kommt unter dem Kamin hervor ein Koboldchen, wie ein kleines Menschchen. Er fragt sie, was ihr fehlt, und sie klagt ihm ihre Noth. Da sagte er: Ach, ich kann dir helfen; ich gebe dir solche Handschuhe, wenn du die anziehst, so kannst du Gold spinnen; du mußt mir aber dafür morgen, wenn ich wiederkomme, sagen, wie ich heiße, oder du mußt mit mir Hochzeit machen. Nun setzt sie sich hin, zieht die Handschuhe an und kann richtig Gold spinnen und spinnt so viele, viele Spulen von Gold. Aber bald sitzt sie wieder in Sorgen, wie der Kleine doch heißen mag! Ihr Mann, der Prinz, war unterdessen auf die Jagd gegangen, der Kobold aber hatte sich in einen Vogel verwandelt und war auch in den Wald geflogen. Da setzte er sich auf einen Baum und sang und sang immer von Neuem:

„Morgen hab' ich Hochzeit, meine Braut spinnt Gold; sie weiß nicht wie ich heiße, ich heiße Titelituri." Der Prinz hörte, was der Vogel sang, und erzählte, als er nach Hause kam, Alles seiner Frau. Die merkt nun gleich, daß der Vogel von ihr gesungen hat, und freut sich, daß sie nun seinen Namen weiß, und sitzt und wiederholt den Namen, um ihn nicht zu vergessen, in einem fort den ganzen Tag. Den andern Tag, wie das Koboldchen wieder unter dem Kamin hervorkommt, ruft sie ihm seinen Namen zu: Titelituri heißt du! Da fährt er auf in die Luft, reißt das Dach des Hauses mit sich und verschwindet für immer. Der Prinz und seine Frau aber lebten glücklich und in Freuden.[1])

Aus Klein-Jerutten.

Der goldene Apfel.

Es war einmal ein Wirth, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen. Auch hatte er einen goldenen Apfelbaum, von dem aber jede Nacht ein Apfel verschwand. Da sagte der Vater zu dem ältesten seiner Söhne, er sollte in der nächsten Nacht Wache halten neben dem Baume und sehen, wer der Dieb sei. Der ging auch hin, als es aber Abend wurde, schlief er ein, und morgens war wieder ein Apfel fort. Da sagte der zweite Sohn: Nun werde ich wachen gehn. Er machte es aber ebenso, wie sein Bruder, schlief ein, und des Morgens fehlte wieder ein Apfel. Da sagte der Jüngste, der Dumme: Nun werde ich Wache halten gehen, ich werde den Dieb schon fangen. Er ging hin, setzte sich unter den Baum und blieb auch wirklich wach und munter. Um zwölf Uhr in der Mitternacht kommt ein schwarzes Schwein mit zwei Hörnern, das war der Teufel. Der aber springt zu und schlägt es todt. Seine Brüder aber standen auf der Lauer und wollten doch sehen, wie es ihm gehen würde. Als sie nun sahen, daß er das Schwein getödet hatte, fielen sie über ihn her, tödteten ihn und vergruben den Leichnam in ein Bruch. Auf der Stelle, wo der Leichnam vergraben war, wuchs ein Rohr. Ein alter Hirte, welcher dort seine Schafe weidete, schnitt sich das Schilfrohr ab und machte sich daraus eine Flöte. Die Flöte aber spielte folgenden Vers: „Spiele, liebe Flöte, ich habe einen Stein auf meinem Herzen, der älteste Bruder hat mich erschlagen, der zweite hat ihm dazu gerathen, und ich habe dem Vater ein Schwein getödtet". Da verbrannte der Hirte die Flöte, es wuchs aber auf der Stelle ein Apfelbaum mit goldenen Aepfeln. Die Aepfel konnte Niemand

[1]) Vgl. Rumpelstilzchen bei Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 1, S. 281. Für das masurische Mährchen charakteristisch ist, daß ein Kobold die Hauptrolle spielt. Auch sein Name Titelituri, die Goldhandschuhe, seine Verwandlung in einen Vogel und sein Verschwinden sind bemerkenswerth.

anders erreichen als der Hirte: denn wenn ein andrer sie pflücken wollte, wuchs der Baum gleich so hoch, daß er sie nicht berühren konnte. Nun kam einmal eine kleine Katze angelaufen, die sagte zu dem Hirten, er möchte den größten und schönsten der Aepfel abpflücken und verwahren. Das that der Hirte, und als er den Apfel abgepflückt hatte, fing der Apfel auch an zu singen und sang dasselbe Liedchen. Er legte den Apfel in einen Kasten, die Katze setzte sich auf diesen und wollte auch nicht mehr fortgehen. Sie sagte zu dem Hirten, er solle die schönste Prinzessin holen, die es gebe, die solle den Apfel aufessen. Da fuhr er denn hin zum Könige und holte die schönste Prinzessin, und die mußte den Apfel aufessen. Und als sie den Stengel fortschmiß, da geschah ein Knall und der Dumme von den drei Brüdern stand vor ihr, aus dem Stengel. Die Beiden heiratheten einander. Auf der Hochzeit bin ich auch gewesen und habe da Bierchen getrunken; das lief aber alles aufs Kinn, im Mund ist nichts geblieben.[1])

Aus Klein Jerutten.

Die goldenen Tauben.

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, zwei kluge und einen, den sie den Dummen nannten. Derselbe Bauer hatte auch eine goldene Wiese. Jeden Morgen, wenn der Bauer auf die Wiese kam, sah er, daß da getanzt war, denn das Gras war im Kreise zertreten. Er schickte daher seinen ältesten Sohn, die Nacht über auf der Wiese zu wachen. Der aber bemerkte nichts, vermuthlich weil er eingeschlafen war. Darnach wachte der zweite, aber es erging ihm nicht besser. Da sagte der Dumme: Vater, laß mich nur wachen, ich werde schon etwas herausfinden. Und richtig, als er wachte, um 12 Uhr Nachts kamen drei goldene Tauben geflogen, die verwandelten sich in eine Prinzessin und zwei Dienerinnen, legten ihre Flügel in das Gebüsch und fingen an zu tanzen, so daß immer eine sang und die beiden andern tanzten. Da schlich der Dumme in das Gebüsch, nahm ihnen die Flügel und sagte, als sie die Flügel zurückverlangten: Ich gebe euch eure Flügel nicht eher zurück, als bis jede von euch mir etwas geschenkt hat. Da schenkte ihm die Prinzessin einen goldenen Ring, eine der Dienerinnen einen goldenen Apfel, die andere Dienerin ... (Was diese schenkte, hatte die Mährchenerzählerin vergessen). Er fragte die Prinzessin, ob sie ihn heirathen möchte; sie ging darauf ein. So fuhren sie also zu seinen Eltern und machten Hochzeit. Als sie nun nach ihrem

---

[1]) Vgl. das Mährchen vom goldenen Vogel bei Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 1, S. 290. Das Lied der Flöte und des Apfels erinnert an den singenden Knochen, ebenda Bd. 1, S. 149. Zu dem gehörnten Schwein vgl. die Sage von den Goldbergen.

Schloß zurück wollte, schickte er sich an, sie zu begleiten, sie bat ihn aber, noch ein Jahr bei seinen Eltern zu bleiben, sie wollte mit ihren Mädchen vorausfliegen. Er fragte sie, wo ihr Schloß liege, sie antwortete ihm darauf: mein Schloß liegt da, wo die Sonne untergeht, und wo immer Winter ist. Darauf flog sie davon, er aber blieb noch ein Jahr bei seinen Eltern. Als das Jahr um war, machte er sich auf den Weg nach dem goldenen Schloß. Er hatte weit zu gehen über Berg und Thal, durch Feld und Wald; endlich erreichte er eine Wiese, auf der sich zwei Riesen um einen Stiefel prügelten. Er fragte sie: „Warum prügelt ihr euch". Da sagte der eine der Riesen: „Wir haben von unserem Vater einen Stiefel geerbt, der mit jedem Schritt hundert Meilen macht; wir wissen aber nicht, wer von uns beiden ihn haben soll". Da machte der Dumme ihnen kurzweg den Vorschlag und sagte: „Wißt ihr was? Dann gebt ihn mir." Die Riesen gaben ihm auch wirklich den Stiefel, und er zog ihn an, und machte nun mit jedem Schritte hundert Meilen. Darauf kam er wieder nach einer Wiese, auf der sich wieder zwei Riesen prügelten, und zwar um einen Mantel. Er fragte sie: „Weshalb prügelt ihr euch, und was hat denn der Mantel zu bedeuten?" Da sagte der eine der Riesen: „Wir haben den Mantel geerbt, und er besitzt die Kraft, denjenigen, der ihn umnimmt, unsichtbar zu machen". Da sagte der Dumme: „Gebt den Mantel mir, dann habt ihr Frieden." Richtig, er bekam auch den Mantel und nahm ihn sich um. Darauf wanderte er weiter und kam wieder an eine Wiese, wo sich zwei Riesen um einen Säbel prügelten. Auf seine Frage, was der Säbel für eine Kraft habe, sagte ihm einer der Riesen: „Der Säbel hat die Kraft, was man mit demselben berührt, das wird lebendig." Er bekommt den Säbel auf dieselbe Weise, wie vorher den Stiefel und den Mantel, und geht weiter und kommt an ein Häuschen im Walde, in dem eine alte Hexe wohnte. Er bittet um Nachtquartier, und sie nimmt ihn auch auf. Auch fragt er sie nach dem Wege zum goldenen Schloß, worauf sie ihm sagt: „Das goldene Schloß liegt da, wo die Sonne untergeht, und wo nie Sommer ist." Sie hatte aber Macht über die Thiere im Walde und blies in ein Horn. Da kam ein Löwe, und sie sagte ihm, er möchte den Fremden im Walde beschützen und nicht zu Schaden kommen lassen. Richtig, er kommt auch ganz gut durch den großen Wald und wieder an ein Häuschen, wo wieder eine alte Hexe wohnt. Die nimmt ihn sehr gut auf und sagt ihm, sie habe Macht über alle Vögel. Sie bläst in ein Horn, da kommt der Zaunkönig geflogen. Dem sagt sie, er solle den Fremden auf den Rücken nehmen und mit ihm nach dem goldenen Schloß fliegen, dieser aber mußte dabei, um unsichtbar zu sein, den Mantel umnehmen. Der Zaunkönig fliegt mit ihm über Meere, Wälder, Seen und Städte und fragt ihn alle Augenblick: „Was siehst du da?" Er antwortet: „Ich sehe die Wolken da in der Ferne." Der Vogel aber erwiederte: „Nein, das ist das goldene Schloß, wo die Prinzessin

wohnt.“ So kommen sie denn nach langer Reise bei dem Schlosse an, aber die Thüren sind zugeschlossen, und auf dem Hofe ist Alles todt, Thiere und Pflanzen sind wie verzaubert. Er bullert an die Thür und denkt: „Ich kann mich hier zerbullern, es wird doch nicht gehört!“ Endlich ruft er: „Ewe, Ewe (d. h. Ewa, Ewa), mach' die Thüre auf!“ Da schickt sie ihr Dienstmädchen hinaus, und er sagt dieser, er sei der Mann von der Prinzessin, das Jahr sei verflossen, und so komme er denn zu ihr. Das Mädchen verlangt von ihm ein Zeichen, daß er es sei; da kollert er den Apfel in das Schloß. Darauf geht das Mädchen zur Prinzessin und zeigt ihr an, daß ihr Mann da sei. Die Prinzessin lacht und sagt: „Das ist doch nicht möglich, daß der hierher gefunden hat, es wird ein andrer sein!“ Das Mädchen zeigt ihr aber den goldenen Apfel, und so glaubte sie und ließ ihn ein. Als er eingetreten war, sagte sie ihm: „Du kannst hier nicht eher Ruhe haben, als bis du die zweimal zwölf Teufel hier im Hause bestanden hast; im ersten Zimmer sind ihrer zwölf, eilf haben einen Kopf, der zwölfte hat zwölf Köpfe; wenn du diesem einen seiner zwölf Köpfe abhaust, wachsen an der Stelle desselben immer gleich zwölf neue, wenn du ihn aber besiegst, dann verschwinden auch die übrigen zwölf [so]. Im zweiten Zimmer sind wieder zwölf Teufel, von denen der eine vierundzwanzig Köpfe hat, und da mußt du, was sie dich auch fragen, nicht darauf hören und nichts antworten.“ Er kommt in das erste Zimmer und besiegt die zwölf Teufel. Dann kommt er in das zweite Zimmer; da kommt ihm einer der Teufel entgegen und fragt ihn, was er da zu suchen habe? Er ist aber ganz stumm und sagt nichts; da kommt ein zweiter und sagt: „Warum hast du nicht geantwortet, wenn du gefragt wirst?“ Er sagt aber wieder kein Wort und bleibt stumm, was sie ihn auch fragen. So besiegt er auch diese. Nun kommt er in das dritte Zimmer, da liegt der König und die Königin todt. Er berührt sie mit dem Schwerte, da bekommt das ganze Schloß mit Allem, was darinnen ist, einen Ruck, auch er selbst, daß die Gedärme im Leibe sich ihm umdrehten, der König und die Königin wurden lebendig, ebenso alle Thiere und Pflanzen. Er führte den König und die Königin zu seiner Frau und lebte mit derselben sehr glücklich. Sie mögen auch noch leben.[1])

Aus Klein Jerutten.

Die Rose.

Ein Kaufmann hatte drei Töchter, von denen er besonders die jüngste sehr liebte. Als er sich einst zur Reise über Meer in ein fernes Land rüstete,

[1]) Einzelne Elemente dieses Mährchens finden sich in dem Grimm'schen Mährchen: Der König vom goldenen Berg. Kinder- und Hausmährchen, Bd. 2, S. 35, wo auch die Riesenkämpfe besser motivirt sind, aber im Uebrigen sind beide Mährchen grundverschieden.

fragte er beim Abschiede die Töchter, was er ihnen aus dem fremden Lande mitbringen solle. „Mir, lieber Vater," sagte die älteste, „bringe ein Sonnenkleid[1]) mit," „mir," bat die zweite, „eine goldene Mütze," „und ich bitte," rief die jüngste, „um eine Rose, ich möchte gerne sehen, wie die Rosen im fremden Lande blühen." Der Vater versprach, ihnen ihre Wünsche zu erfüllen, und fuhr mit günstigem Winde ab. Als er in dem fernen Lande seine Einkäufe besorgt und sich auf die Rückreise begeben hatte, entstand aber gleich am ersten Tage ein heftiger Sturm; das Schiff wurde auf einen Felsen getrieben, zerschellte, und alle Schätze und Waaren sanken unter. Der Kaufmann, welcher sich an ein losgerissenes Brett klammerte, wurde allein an das Land getrieben und entging so dem Tode. Er ging an dem Ufer hin und her und beklagte den Verlust seiner Habseligkeiten, aber am meisten that es ihm um die Geschenke leid, die er für die Töchter mitgenommen hatte, und daß er ihnen nun keine Freude machen könnte; da erblickte er nicht weit von dem Orte, an dem er sich befand, ein kleines Häuschen und daneben einen Rosenstrauch mit wunderschönen Rosen. „Da sehe ich ja Rosen," dachte er bei sich selbst, „und kann wenigstens meiner liebsten Tochter eine Freude machen", und ging hin, um eine abzupflücken. Als er schon ganz nahe daran war, kam aus dem Häuschen ein häßliches Thier, nicht recht Wolf und nicht recht Bär, das aber sprechen konnte und ihn auch gleich fragte, wer er sei, und was er wolle. Der Kaufmann erzählte ihm, wie es ihm ergangen sei, und wie er nichts so bedaure, als den Verlust der drei Geschenke für seine drei Töchter, und wie er sich eine Rose von dem Rosenstocke abschneiden wollte für seine jüngste und geliebteste Tochter. Das Thier, so abschreckend es auch aussah, war in seinem Wesen recht liebenswürdig, lud den Kaufmann ein, in seiner Hütte einige Tage auszuruhen, und versprach ihm auch eine Rose mitzugeben. Das nahm der Kaufmann alles dankbar an, und als er nach ein Paar Tagen Verlangen zeigte, nach Hause zu reisen, sagte das Thier: „Hier hast du die Rose, reise glücklich, aber nach einer gewissen Zeit (die ihm das Thier bezeichnete) muß deine jüngste Tochter hier sein, sonst ist es um mein und euer Aller Leben geschehen." Das mußte der Kaufmann nun schon versprechen. Als er darauf zum Ufer ging, um Anstalten zur Abreise zu treffen, da war auch gleich ein Schiff zur Hand, das nur für ihn bestimmt zu sein schien, und das er dann auch gleich bestieg. Er kam sehr bald glücklich nach Hause und erzählte daselbst seine Abenteuer. Mit betrübtem Herzen fügte er auch hinzu, was das Thier von seiner jüngsten Tochter verlangt hätte. Alle waren darüber sehr traurig, nur die jüngste Tochter selbst tröstete sie und sagte: „Grämt euch nicht, es ist ja besser, daß ich allein umkomme, als daß euch alle

[1]) Oft erwähnt, z. B. Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 1, S. 354, Bd. 2, S. 10, 400, 435.

das Unglück trifft, und vielleicht wird mir auch nichts Schlimmes widerfahren." Als die von dem Thiere bezeichnete Zeit herankam, nahm sie Abschied von den Ihrigen und begab sich an das Ufer. Dort wartete ihrer auch schon dasselbe Schiff, welches den Vater zurückgebracht hatte, und der Capitain rief ihr entgegen: „Sputen sie sich, Fräulein, es ist die höchste Zeit." Nach einer sehr schnellen und glücklichen Fahrt kam sie nach dem Hüttchen an. Am Ufer empfingen sie drei schöne schwarzgekleidete Fräulein, die aber bald verschwanden und sie ganz allein ließen. Da ging sie denn allein auf die Hütte zu und als sie in den Garten kam und das Thier ihr entgegentrat, erschrak sie so sehr, daß sie ohnmächtig wurde. Das Thier war sehr besorgt um sie, und holte Wasser, um sie wieder ins Leben zu rufen, was ihm auch gelang. Auch redete es ihr freundlich zu, sich nicht zu ängstigen, es werde ihr nichts geschehen, auch solle es ihr an nichts fehlen. Sie beruhigte sich wirklich, und da sie im übrigen hatte, was sie bedurfte, gut Essen und Trinken, gute Kleidung u. s. w., und da sie sich mit dem Thiere auch unterhalten konnte, so fühlte sie sich allmählich auch zufrieden. Nach einigen Monaten fing sie sich aber doch an zu bangen. Das Thier bemerkte es und tröstete sie, daß zu Hause alles gesund und vergnügt sei, und gab ihr auch einen Spiegel, in welchem sie die Ihrigen sehen konnte.[1]) Sie sah, wie die Ihrigen sangen und sprangen und vergnügt waren. Das verstimmte sie doch. „Sie kümmern sich," sagte sie zu sich selbst, „auch gar nicht um dich und wissen doch nicht einmal, ob du noch lebst." Nun wollte sie sich auch nicht mehr nach ihnen bangen, aber nach ein Paar Tagen überkam sie doch wieder die Schwermuth. Da sagte das Thier: „Ich werde dich zum Besuche nach Hause schicken, aber nach ein Paar Tagen mußt du wieder zurückkommen, sonst muß ich und ihr Alle mit mir sterben." Das that es denn auch, sie bestieg das Schiff und war in einer Minute zu Hause. Ihr Vater und ihre Schwestern waren freudig überrascht und sehr glücklich, als sie sie wieder hatten, und wollten sie gar nicht mehr wieder fortlassen, aber sie ließ sich nicht bewegen, zu Hause zu bleiben, da ja dann Alle sterben müßten. Als die bestimmten Tage verflossen waren, begab sie sich wieder an das Ufer, wo das Schiff schon bereit stand, und der Capitain ihrer mit Ungeduld wartete. Er meinte, als sie anlangte, daß es eigentlich schon etwas zu spät sei. Sie stieg aber ein, und in einer Minute war sie wieder bei dem wunderbaren Thiere. Es hatte mit großer Unruhe auf sie gewartet und war, als die rechte Zeit verstrichen war, in Ohnmacht gefallen, und so fand es das Mädchen auf der Erde liegend. Das that ihr sehr leid, sie kniete an ihm nieder und küßte es — da fiel die zottige Haut von seinem Leibe und vor ihr stand ein schöner Prinz und aus

[1]) Vgl. oben den Hexenspiegel, und den wunderbaren Spiegel bei Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 2, S. 448.

dem Hüttchen war ein Schloß inmitten eines prächtigen Parks geworden, und im Schlosse lebte Alles wieder auf, was bis dahin sich nicht geregt hatte, die Eltern und Geschwister des Prinzen und alles Gesinde. Der Prinz umarmte das Mädchen und erzählte ihr, daß er verwünscht gewesen sei, und nur ein Kuß eines reinen unschuldigen Mädchens bei seiner abschreckenden Gestalt hätte ihn erlösen können. Jetzt heirathete er das Mädchen, und das glückliche Paar lebt bis auf den heutigen Tag[1]). (Aus Klein-Jerutten.)

Schwester und Braut.

Ein junger König hatte eine schöne Schwester und wollte auch gerne heirathen; konnte aber keine Prinzessin finden, die so schön gewesen wäre als seine Schwester. Da bot sich diese an, für ihn eine schöne Braut zu suchen, und reiste zu diesem Zweck im Lande umher. Als sie nun schon lange unterwegs gewesen war und auch viele andere Länder durchreist hatte, kam sie in einem Walde an ein kleines Hüttchen, in welchem am Fenster ein sehr schönes Mädchen saß und webte. Dies fiel ihr auf, und sie merkte sogleich, daß dieses Mädchen und kein anderes ihrem Bruder zur Frau bestimmt sei. Sie ging in die Hütte hinein und machte mit dem Mädchen Bekanntschaft, und beide gewannen einander sehr lieb. Die Prinzessin erzählte dem fremden Mädchen auch, zu welchem Zwecke sie umherreise, und sagte ihr dann, daß sie jetzt die Braut für ihren Bruder gefunden habe, nämlich sie selbst, und sie müßte nun auch gleich zu ihrem Bruder sie begleiten. Das junge Mädchen war darüber sehr erfreut und sagte: „Ja, ich will sehr gerne die Frau Deines Bruders werden, aber erstens muß ich zuvor noch die Leinwand ausweben, die auf dem Webestuhl ist, und das wird einige Zeit dauern, und zweitens ist meine Mutter eine Hexe und wird mich nicht gehen lassen wollen, da werden wir viel aushalten müssen. Jetzt ist sie nicht zu Hause, aber ich merke, daß sie nur noch dreißig Meilen von hier entfernt ist, und wenn sie Dich hier findet, so bringt sie Dich um. Ich will Dich daher in eine Kohle verwandeln, dann findet sie Dich nicht". Das that sie denn auch und legte sie unter die anderen Kohlen in den Ofen. Als nun die Mutter ankam, roch sie gleich, daß sich ein Mensch in ihrem Hause befände, aber die Tochter versicherte, daß dies nicht der Fall sei; auch sei es ja unmöglich, daß in diese Wildniß je ein Mensch kommen könne; und so beruhigte sie sich. Als sie den andern Tag wieder das Haus verließ, ihren Geschäften nachzugehen, verwandelte ihre Tochter die Kohle wieder in die Prinzessin und

---

[1]) Eine entfernte Aehnlichkeit zeigt das singende, springende Löweneckerchen bei Grimm, Kinder- und Haus-Mährchen, Bd. 2, S. 6. Doch ist dem masurischen Mährchen Originalität nicht abzusprechen.

sie webten fleißig, um bald fertig zu werden. Als aber die Hexe dem Hause sich wieder näherte, und die Tochter dieses merkte, verwandelte sie die Prinzessin in eine Erbse und legte dieselbe unter die anderen Erbsen in ein Gefäß. Die Alte kam und fragte wieder: „Es riecht mir hier nach Menschenfleisch", wogegen die Tochter versicherte, daß dies nicht möglich sei. „Hast Du für mich nicht etwas zu essen?" fragte die Alte. „Nichts weiter als jene rohen Erbsen", antwortete die Tochter. Nun setzt sich die Hexe an die Erbsen und frißt fast alle auf, nur drei bleiben übrig, aber darunter auch die Prinzessin. Den dritten Tag, als die Alte wieder weggegangen war, entzauberte das Mädchen die Prinzessin wieder, sie arbeiteten eifrig fort und webten die Leinwand zu Ende, und machten sich auf den Weg in die Heimath der Prinzessin. Die Tochter der Hexe nahm aber zur Vorsicht einen Kamm, eine Bürste und ein Ei mit. Die alte Hexe kam mittlerweile nach Hause, und als sie die Tochter nicht zu Hause fand, merkte sie gleich, was geschehen war, rüstete sich aus und setzte ihnen nach. Die beiden jungen Mädchen sehen sich, weil sie das fürchten mußten, alle Augenblicke ängstlich um und erkennen zu ihrem Schrecken, daß sie ihnen wirklich nachfolgt und sich ihnen immer mehr und mehr nähert. Als sie ihnen schon ganz nahe ist, wirft die Tochter die Bürste hinter sich, und es entsteht ein dichter, wild verwachsener Wald, in den Niemand eindringen kann. Nun kann die Alte nicht weiter und muß erst zurück und von Hause eine Axt holen, um sich einen Weg durchzuhauen. Wie sie damit fertig ist, will sie die Axt unter einen Strauch legen, da hört sie aber einen Vogel, wie der singt: „Ich werde aufpassen, wo die Axt hingelegt wird, da werde ich sie mir dann holen!" „Oho, das sollst du nicht", antwortet die Alte und läuft wieder zurück, um die Axt zu Hause zu verwahren. Nun läuft sie wieder den Mädchen nach, und da sie viel größere Schritte nehmen kann, als irgend ein Mensch, so ist sie ihnen bald so nahe, daß sie fürchten müssen, jeden Augenblick von ihr ergriffen zu werden. In ihrer Angst wirft die Tochter der Hexe den Kamm hinter sich, und es entstehen Schluchten und Berge und Felsen, daß kein Mensch im Stande ist, hinüber zu kommen. Nun muß die Alte wieder nach Hause, einen Spaten zu holen. Als sie sich endlich einen schmalen Weg geebnet hat, will sie, um nun schnell weiter zu kommen, den Spaten nur unter einem Strauch verstecken, da singt derselbe Vogel wieder: „Ich werde aufpassen, wo der Spaten hingelegt wird, da werde ich ihn mir dann holen!" Die Hexe muß also wieder nach Hause, um den Spaten dort zu verwahren. Als sie darauf den Mädchen zum dritten Male schon ganz nahe gekommen war, wirft ihre Tochter das Ei hinter sich, und es entsteht ein großer zugefrorner See, und das Eis darauf ist spiegelglatt. Wie die Alte hinüber will, fällt sie hin und bricht sich Hals und Bein. Nun können die Mädchen ruhig weiter ziehen. Als sie in das Land gekommen waren, wo die Prinzessin zu Hause war, und sich schon dem Schlosse näherten,

wo der Bruder der Prinzessin wohnte, da verwandelte die Tochter der Hexe sich und die Prinzessin in zwei Tauben, und sie nährten sich in dieser Gestalt einige Tage lang in des Königs Hirsefeld. Eines Tags geht nun der Diener des Königs durch das Feld und hört, wie eine Taube singt: „Ich bin die Schwester des Königs, habe Länder durchreiset, um ihm eine Braut zu suchen, und hier ist dieselbe auch". Das erzählte der Diener sogleich dem Könige, der schickte einen andern Diener in das Feld, zu erforschen, ob es auch wahr wäre, was jener erzählt hatte, und als dieser es bestätigte, ging er selbst hin, um sich selbst zu überzeugen. Er hört dieselben Worte der Taube und ist sehr betrübt darüber, daß die Mädchen Vögel geworden sind, beschließt aber doch, sie zu fangen. Dies gelang endlich nach vieler Mühe, und in demselben Augenblick wurden die Tauben wieder zu Mädchen. Aber die beiden Mädchen waren einander in allen Stücken so vollständig gleich, daß der König nicht erkennen konnte, welches die Schwester, und welches die Braut sei, und so konnte denn auch aus der Heirath vorerst noch nichts werden. Der König war hierüber sehr traurig. Als er eines Tages so recht betrübt durch die Straßen der Stadt ging, begegnete ihm eine Fleischerfrau und fragte ihn, warum er so betrübt sei. Er klagte ihr seine ganze Noth, und daß er nun nach so langem Warten, da die Braut in seinem Schlosse wäre, Schwester und Braut nicht unterscheiden könne. „O, dafür weiß ich Rath", sagte die Frau; „nehmen Sie nur von uns Blut in einer Schweinsblase und befestigen Sie sich diese irgendwie auf der Brust; dann stellen Sie sich so recht traurig und verzagt, nehmen ein Messer aus der Tasche und thun so, als wenn Sie sich erstechen; wenn dann die Mädchen das Blut sehen werden, dann werden sie zu Ihnen hinstürzen, und die Schwester wird zu Kopfende und die Braut zu Fußende sein. Der König befolgte den Rath, und als nun die Braut zu seinen Füßen um ihn beschäftigt war, da stand er auf und hielt sie fest und sagte ihnen, warum er sie so erschreckt hätte. Die Mädchen aber nahmen fortan, jede ihre wirkliche Gestalt an, da waren sie einander wohl sehr ähnlich, aber doch von einander zu unterscheiden. Nun feierte der König die Hochzeit mit seiner Braut, und sie lebten mit einander glücklich viele Jahre[1]). (Aus Klein-Jerutten).

Das wunderbare Pfeifchen.

Ein Knecht diente in der Hölle und that seinem Herrn, dem Teufel, so gute Dienste, daß dieser sagte: „Wenn Du aus meinem Dienste gehst, dann kannst Du Dir von mir erbitten, was Du willst, ich werde es Dir mitgeben".

[1]) Die Flucht der beiden Mädchen erinnert an die Wassernixe bei Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 1, S. 399. Uebrigens haben diese beiden Mährchen nichts mit einander gemein.

Der Knecht mußte in einem großen Kessel die Seelen der bösen Menschen kochen. Da baten ihn die Seelen, er möchte nichts weiter verlangen als nur den Schaum aus dem Kessel. Als er nun zwei Jahre gedient hatte, so sagte er zu dem Teufel: „Ich will jetzt aus dem Dienste abgehen, und als Lohn erbitte ich mir den Schaum aus dem Kessel". Der Teufel kratzte sich hinter dem Ohr; es war ihm eine recht unangenehme Forderung, aber er kann doch nicht anders und muß Wort halten. Da nimmt sich denn der Knecht ein volles Säckchen Schaum und geht. So kommt er auf eine Wiese und ruht etwas aus. Da will er denn auch sehen, was aus dem Schaum geworden ist und schüttet ihn auf das Gras, und es entstehen aus demselben lauter Schäfchen [1]). Da kommt der Herr Jesus gegangen und fragt ihn, ob er ihm die Schäfchen nicht verkaufen könnte. „O ja!" sagt der Knecht. „Aber ich kann Dir dafür weiter nichts geben, als eine Flöte; willst Du sie dafür nehmen?" „Meinetwegen", sagte der Knecht, und sie wurden handelseinig. Das Pfeifchen hatte die Eigenschaft, daß, wenn man darauf blies, alle, die es hörten, tanzen mußten. Der Knecht bläst auf seinem Pfeifchen, da kommt ein Jude mit Porzellan gegangen; als er das Blasen hörte, mußte er tanzen und springen, daß all sein Porzellan zerschlagen wurde .... [2]) Der Jude verklagt den Knecht bei Gericht, und der Knecht wird verurtheilt und soll gehängt werden. Wie er nun schon am Galgen steht, so bittet er noch um die Gunst, noch einmal auf seiner lieben Flöte blasen zu dürfen. Der Jude, der auch auf dem Platze ist, bittet, es ihm nicht zu erlauben; als die Erlaubniß dennoch ertheilt wird, so schreit er: „bindet mich, bindet mich, sonst muß ich wieder tanzen." Der Knecht aber nahm seine Flöte vor und blies, und alle Anwesenden, Richter und Zuschauer, faßten einander an und tanzten, daß sie beinahe ohnmächtig wurden. Endlich erließen ihm die Richter die Strafe, und er ging seiner Wege [3]).

Der Ritt in das vierte Stockwerk.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, von denen zwei für klug galten, der dritte für dumm. Als er im Sterben lag, sagte er zu seinen Söhnen: „Wachet an meinem Grabe, wenn ich bestattet bin, jeder eine Nacht." Sie versprachen es; doch als die erste Nacht kam und der Aelteste zuerst die Wache halten sollte, befiel ihn Angst und er wollte nicht. Da sagte der Jüngste:

---

[1]) Anderwärts werden die Seelen als Flügelchen dargestellt, die in der Hölle gekocht werden. Mittheilung aus Lindenwalde bei Kurken. [2]) Hier fehlt ohne Zweifel etwas. [3]) Obwohl dieses Mährchen offenbar nur lückenhaft und summarisch mitgetheilt ist, glaubten wir doch der höchst merkwürdigen Einleitung wegen es wiedergeben zu müssen. Die weitere Ausführung ist aus dem Grimm'schen Mährchen: „Der Jude im Dorn", Kinder- und Hausmährchen, Bd. 2, S. 121, bekannt.

„So will ich für Dich hingehen und wachen". Das geschah. Um Mitternacht öffnete sich das Grab, der Vater stand auf und gab dem Sohne drei Ruthen, welche dieser wohl bewahrte. Den Brüdern aber erzählte er davon nichts. Als die nächste Nacht herankam, und nun der zweite Bruder wachen sollte, machte dieser es ebenso wie der älteste, mochte nicht hingehen und ließ statt seiner wieder den jüngsten wachen. Als dieser nun am Grabe stand, öffnete sich das Grab abermals, der Vater stand auf und gab ihm ein Knäul Garn, welches er wohl bewahrte.

Nun war in derselben Stadt ein König, der hatte eine Tochter, und diese wohnte im Schlosse im vierten Stock und ließ bekannt machen, daß nur derjenige ihr Mann werden könne, der zu Pferde zwei Mal die vier Stock hoch in ihr Zimmer kommen werde; zum Zeichen, daß er es gethan, werde sie ihm das erste Mal ihr Taschentuch und das zweite Mal ihren Ring geben. Viele Prinzen und Edelleute hatten es bereits versucht, an der Mauer hinaufzukommen, aber noch war es keinem gelungen.

Nachdem nun der jüngste der drei genannten Brüder schon zwei Nächte für die älteren Brüder am Grabe des Vaters gewacht hatte, kam die Reihe an ihn selbst, und so müde er war, begab er sich nach dem Kirchhof, um des Vaters Auftrag zu erfüllen. Das Grab öffnete sich abermals, der Vater stand auf, belobte den Sohn wegen seiner Treue und sagte: „Du weißt doch von der Prinzessin, die keinen andern Mann haben will, als denjenigen, der zu Pferde die vier Stock hoch zu ihr hinaufreitet. Nimm die drei Ruthen, geh an den Eichenbaum im Garten, schlage mit den Ruthen auf seinen Stamm, und Du wirst dann schon sehen, was Du weiter zu thun hast".

Den andern Tag, als die Brüder zusammen waren, sprachen sie auch von der Prinzessin, und die beiden Aeltesten kamen auf den Gedanken, es mit dem Reiten zu versuchen. Sie kauften sich schöne Pferde und prächtige Anzüge und sagten ganz verächtlich zu dem Jüngsten: „Du bleibe nur zu Hause und füttere die Schweine und heize den Ofen."

Als aber die Brüder weg waren, nahm er die drei Ruthen, ging an den Eichenbaum, klopfte dreimal auf den Stamm und sagte dazu: „Eichenbaum, öffne dich!" Sogleich öffnete sich der Baum, und es waren darin die prächtigsten Kleider; auch stand da ein gesatteltes goldenes Pferd. Der junge Mann zog nun sogleich seine Kleider aus, legte die schöneren an, setzte sich auf den goldenen Schimmel und ritt an das Königshaus. Es waren dort zu demselben Zwecke viele Prinzen anwesend, er aber war der schönste, hatte auch das prächtigste Pferd, und als er den Versuch wagen wollte, die vier Stock hinaufzureiten, traten alle zurück und ließen ihn vor. Es gelang ihm auch hinaufzukommen, er gelangte in das Zimmer der Prinzessin und bat sich das Taschentuch aus. Sie gab es ihm auch gern, voller Freude, daß es ein so hübscher

schmucker Jüngling war. So ritt er denn freudigen Muthes zurück, wechselte in dem Eichenbaum seine Kleider, ließ auch das Pferd und das Taschentuch dort und ging an seine gewöhnliche Arbeit, damit die Brüder, wenn sie nach Hause kämen, nichts merken sollten. Als die Brüder zurückkamen, spotteten sie seiner wieder und sagten: „Wenn Du wüßtest, was für einen schönen Prinzen wir gesehen haben!“ Darauf gab er zur Antwort: „Die Klugen sehen es bloß, aber die Dummen besitzen es“. „Was? Du denkst wohl, der Prinz war auch so ein Dummer wie Du?“ sagten sie und verspotteten ihn noch mehr.

Den andern Tag ritten die Brüder wieder zu dem Schlosse, und als sie weg waren, ging der jüngste an den Eichenbaum, zog sich wieder die schönen Kleider an, bestieg den goldenen Schimmel und ritt nach dem Schlosse. Der Ritt an den Mauern hinauf gelang ihm, wie am Tage zuvor, und er erhielt von der Prinzessin den Ring. Auf dem Rückwege schoß Jemand auf ihn und verwundete ihn am Fuße[1]). Als er nach Hause kam, verwahrte er Roß und Kleider, Taschentuch und Ring wieder in dem Eichenbaum und that, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Nun wollte die Prinzessin gerne den Namen des Prinzen wissen, der sie erobert hatte, und da sie gehört hatte, daß er verwundet sei, ließ sie im ganzen Lande nach allen Lahmen forschen, jeder Lahme sollte zu ihr gebracht werden. So hoffte sie ihn sicher zu erkennen. Die Abgesandten kamen auch in das Haus der drei Brüder, wo ihnen die beiden Aeltesten sagten, ihr Bruder sei zwar lahm, der werde es ja aber auf keinen Fall sein. Die Abgesandten nahmen ihn jedoch mit und brachten ihn zu der Prinzessin. Diesmal sah ihn die Prinzessin in seinem gewöhnlichen, sehr schmutzigen Anzuge, da er aber der Wunde nach der rechte war, so weinte die Prinzessin, daß sie einen so häßlichen Mann haben sollte. Da ging er an den Eichenbaum, zog die prächtigen Kleider an, bestieg den goldenen Schimmel und schickte sich an, zu der Prinzessin zurückzureiten. Da kam noch ein Knecht mit sechs goldenen Schimmeln und zwölf silbernen Stuten mit zwölf silbernen Füllen, die ihm von nun an auch gehörten. Als ihn die Prinzessin jetzt sahe, er auch das Taschentuch und den Ring vorzeigte, freute sie sich sehr, und es wurde gleich Hochzeit gemacht, und ich war auch auf der Hochzeit und habe Bierchen getrunken u. s. w.[2]). (Aus Klein-Jerutten.)

Die Prophezeiung der Lerche.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte einen einzigen Sohn, und die Eltern wußten gar nicht, was sie ihn lernen lassen sollten; denn sie wollten

[1]) Vgl. Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 2, S. 249. [2]) Ein Seitenstück zum Aschenbüttel; Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 1, S. 109.

ihn gern so recht gut erziehen, und er hatte auch einen guten Kopf. Kaufmann, — das gefiel ihnen nicht; und Pfarrer, — das schien ihnen auch nicht recht. Da hörten sie von einem Manne, der die Vögelsprache verstände[1]), und sie beschlossen, ihn zu dem in die Lehre zu geben. Das geschah, und als er zwei Jahre bei ihm gelernt und den Eltern viel Geld gekostet hatte, kam er zurück mit einer Flöte, durch die er alle Vögel anlocken und sich mit ihnen unterhalten konnte. Die Eltern freuten sich sehr darüber und waren recht stolz auf ihn. Nun wollte er aber auch wandern, und die Eltern hatten es ihm auch schon erlaubt, da steht er einmal in der Hausthüre und spricht mit einer Lerche, und sein Vater tritt leise hinter ihn und hört, ohne daß der Sohn es weiß, der Unterredung zu. Er hörte den Sohn die Worte sprechen: „Na Lerche, wenn das wahr würde, was Du da sagst, das wäre doch sehr schlimm und traurig". Nun wollte der Vater durchaus wissen, was die Lerche gesagt hätte, aber der Sohn wollte nicht mit der Sprache heraus, sondern sagte nur immer: „Sie hat ja nichts gesagt". Da ging der Vater zur Mutter und sagte: „Frau, frage Du doch den Sohn, was die Lerche gesagt hat, denn ich hörte gerade, als der Sohn zu ihr sagte: Na Lerche, wenn das wahr würde, was Du da sagst, das wäre doch sehr schlimm und traurig. Vielleicht sagt er es Dir eher". Die Mutter schmeichelte dem Sohn auch so lange, bis er es richtig sagte. „Wenn ich es denn sagen soll und muß", erwiederte der Sohn, „so wisset, die Lerche hat gesagt: Wenn Du von Deiner Wanderschaft zurückkommst, dann wirst Du sehr reich sein, aber Dein Vater wird ganz verarmt sein, daß er Deiner Hülfe sehr bedürfen wird; Deine Mutter wird Dir die Füße waschen und Dein Vater wird das Wasser austrinken." Als das die Eltern hörten, wurden sie wirklich sehr böse auf den Sohn und verabredeten sich, ihn umzubringen. Der Vater lockte ihn auf einen Speicher und schlug mit einer eisernen Stange auf ihn zu, traf ihn aber nur in die Hüfte, wo er ihm eine große Beule beibrachte, aber tödten konnte er ihn nicht. Da kam zu ihm ein Kaufmann aus England, um von ihm Waaren zu kaufen, und fragte nach den Preisen. Der hartherzige Vater antwortete ihm: „Ich will Dir die Waaren umsonst überlassen, wenn Du mir den Dienst erweisest, meinen Sohn zu tödten, und zum Zeichen seine Augen und seinen kleinen Finger brächtest", und erzählte ihm die ganze Geschichte. Der englische Kaufmann war dazu bereit und sagte: „Gebt mir den Sohn nur gleich mit, ich werde ihn, wenn wir auf dem Wasser sind, ermorden. So wurde denn dem Sohne gesagt, er solle mit dem fremden Kaufmann mitreisen. Der Sohn freute sich darüber sehr, sie bestiegen das Schiff und fuhren ab. Der Kaufmann behandelte ihn im Anfange sehr schlecht und gab ihm

[1]) Vgl. Grimm, Kinder- und Hausmährchen, Bd. 1, S. 172. Töppen, Thiersprache und Thiermährchen, N. Pr. Prov.-Bl. 1846, Bd. 1, S. 435.

nichts zu essen; da nahm er seine Flöte und blies darauf, da kamen sogleich drei Tauben geflogen, von welchen er sich zwei fing und kochte. Als sie ein Paar Tage gefahren waren, gedachte der Kaufmann seines Versprechens, aber der junge Mensch gefiel ihm sehr. Er war so klug und immer so gehorsam, betete auch jeden Morgen und jeden Abend, so daß es dem Kaufmann leid that, ihn umzubringen. Er nahm ihn also auf die Seite, erzählte ihm alles und sagte endlich: „Von jetzt ab aber sollst Du wie ein Sohn gehalten werden, ich nehme Dich als meinen Sohn an". Da freute sich der junge Mensch und er nannte den Kaufmann fortan seinen Vater. Nun näherten sie sich einer schönen Stadt, in welcher ein König wohnte. Schon von ferne sahen sie eine Kirche, auf der sehr viele Krähen und Raben saßen. Der Sohn bemerkte dies und befragte deshalb seinen Pflegevater. „Ja", sagte dieser, „diese Kirche war einstmals sehr schön, sie hatte auch ein goldenes Dach, aber es kamen unreine Geister und nahmen von ihr Besitz, so daß jetzt Niemand sich hineinwagt. Die Krähen und Raben sind die unsauberen Geister. Der König hat demjenigen eine große Summe Geldes geboten, der sie ihm reinigen möchte, aber Niemand versteht es". „O", sagte der Pflegesohn, „ich möchte mir das wohl übernehmen". Der Kaufmann suchte ihm das auszureden, aber er blieb dabei, und so wie sie die Stadt erreicht hatten, ging er sogleich zum Könige, meldete sich bei ihm und sagte: „Herr König, ich habe von der Kirche gehört, daß sie von den bösen Geistern eingenommen ist, und ich möchte sie davon reinigen". „Wenn Du das thätest", sagte der König, „so wollte ich Dich reichlich belohnen". Der junge Mann ging in die Kirche und blieb da drei Tage ohne Essen und Trinken, hat sich nur immer mit den Geistern herumgestritten, so lange bis er sie besiegte, und die Glocken von selbst anfingen zu läuten, und die Altarlichte sich von selbst anzündeten. Als das der König hörte, war er sehr erfreut, ließ den jungen Mann rufen und sagte ihm: „Nun sage, was Du zur Belohnung haben willst, es soll Dir gewährt sein; auch habe ich eine Tochter, die will ich Dir zur Frau geben, und Du sollst mein Nachfolger in der Herrschaft sein". Er aber dankte für alles, auch für die Tochter, weil er noch zu jung zum Heirathen war, und fuhr mit seinem Pflegevater weiter, und sie kamen nach England in des Kaufmanns Haus. Den König von England hatte ein großes Unglück betroffen. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, und als die beiden einen Sonntag aus der Kirche kamen, so wurden sie ganz voll Schorf und konnten von keinem Arzte geheilt werden. Auch der junge Kaufmannssohn hörte davon. „O", sagte er, „ich würde sie schon heilen". Der Pflegevater hielt das für leeren Eigendünkel und schalt ihn wegen solcher Reden; er aber ließ sich nicht abhalten, ging zum Könige und sagte: „Herr König, ich will eure Kinder heilen, denn ich weiß, wovon sie diesen Schorf haben. Sie haben beim heiligen Abendmahle das Brod nicht aufgegessen, sondern an die Erde geworfen; da kam eine große

schorfige Kröte und fraß das Brod auf, und davon haben sie nun solchen Schorf, wie die Kröte. Der Herr König muß mir nur erlauben, den Altar aufzureißen, denn da sitzt die Kröte, und sie ist der Teufel." Der König erlaubte es ihm, er ging hin, riß den Altar auf und fand richtig die Kröte sitzen. Da nahm er sie, stellte sie mit zwölf Stof Wasser aufs Feuer und ließ sie zu einem Halben einkochen, so daß eine Salbe davon wurde. Nun nahm er die Salbe und die beiden Kinder in eine Stube, die er von innen verschloß, und kurirte sie in drei Tagen. Den dritten Tag war der Schorf schon so los, daß er ihn mit einem Messer abschaben konnte, und die Kinder sahen so schön, wie neugeboren, aus.[1]) Der Vater, der König, hatte zuletzt schon keine Ruhe mehr und ging, um zu erforschen, was in dem Zimmer vorginge, an das Schlüsselloch; als er die Kinder sah und lachen hörte, wurde er vor Freuden ohnmächtig und fiel auf die Erde. Sobald er sich ermuntert hatte, und die wiederhergestellten Kinder ihm zugeführt waren, bot er dem jungen Menschen die Tochter und das Königreich an. Diesmal nahm er beides an, und bald war denn auch die Hochzeit. Als nun aber die andern Könige, die auch um diese Prinzessin gefreit hatten, hörten, daß ein so armer Kaufmannssohn ihr Mann und König geworden war, da wurden sie neidisch und kündigten ihm, ihrer zwölf, Krieg an. Da sagte er denn: Mit allen auf einmal Krieg zu führen, dazu ist mein Reich zu klein, aber mit jedem einzelnen will ich es aufnehmen. Das geschah auch, und er besiegte sie alle. Nun lebte er in Glück und Frieden, aber dennoch war er oft sehr traurig. Da fragte ihn seine junge Frau, was ihm denn fehle; es ginge ihm doch so gut, und er könne ja lustig sein. „Ja," sagte er, „ich habe nun alles, was ich mir wünschen kann, aber etwas macht mir doch Sorgen," und nun erzählte er ihr, was die Lerche ihm prophezeit hätte, und sagte auch, die Furcht verlasse ihn nicht, daß die Prophezeiung in Erfüllung gegangen sei. „Nun wir können ja hinfahren und uns überzeugen," sagte sie, und so geschah es auch. Er nahm Soldaten mit und reiste hin. Am Thor fragte er

[1]) Ein ganz ähnlicher Zug kommt in einem Mährchen vor, welches mir als masurisches mitgetheilt ist, aber fast ganz mit dem Grimmschen Mährchen „der Teufel mit den drei goldenen Haaren," Bd. 1, S. 152 übereinstimmt. Ich begnüge mich, die Hauptabweichung, an welche die oben berührten Wirkungen der Oblate erinnern, hier anzuführen. Der verachtete Schwiegersohn hört in einer der Städte, die er auf seiner Wanderschaft berührt, daß die Tochter des Königs immer mehr und mehr abnehme und zusammentrockene, und daß der König dem großen Lohn biete, der sie heilen könnte, und erfährt nachher von dem Götzen (so sagt das masurische Mährchen statt Teufel): Die Prinzessin hat beim heiligen Abendmahle das Brod fallen lassen, und ein Frosch hat es aufgefressen, der nun dick wird, wie die Prinzessin vertrocknet; er sitzt unter einem Stein am Altare; man dürfe nur den Stein aufheben, den Frosch tödten, das Brod aus seinem Magen nehmen und der Prinzessin zu essen geben, so würde sie wieder zunehmen. Das geschah denn auch.

die Leute nach dem Kaufmann, seinem Vater. „Ach,“ sagten die Leute, „der ist jetzt ganz arm und hütet die Schweine, und seine Frau kocht für Herrschaften.“ Da ging er denn in das Hüttchen, wo er nur die Mutter einheimisch fand, gab sich aber nicht zu erkennen, sondern verlangte bei ihr Quartier. Sie war sehr verlegen und sagte, daß sie so arm sei, und daß sie einen König unmöglich aufnehmen könne. Er aber beruhigte sie wegen ihrer Armuth, sagte, das schade nichts, er habe alles mit, und gab ihr gleich einen Dukaten. Sie war nun über die Ehre so erfreut, daß sie gleich für den Dukaten allerhand Weine und wohlriechende Wasser kaufte und dem Könige darin die Füße wusch. Nachher kam auch ihr Mann nach Hause, der die Schweine gehütet hatte, und sie erzählte ihm von ihrem hohen Gaste. Er aber sagte: „Ach, es ist auch heute so heiß gewesen, hast du nicht einen kühlenden Trunk?“ „Nein,“ sagte sie, „als das mit Wein gemischte Wasser, in dem ich dem Könige die Füße gewaschen habe.“ „Gieb es nur her,“ sagte er, „er hat ja wohl reine Füße gehabt.“ „Ach ja,“ sagte sie, „wie von Weizenmehl.“ Sie gab ihm das Wasser, und er trank es aus. Der Sohn war sehr traurig und fragte sie, ob sie keinen Sohn gehabt hätten? „Ja,“ sagten sie, „das war aber ein Taugenichts, und er lebt schon lange nicht mehr.“ „Vielleicht,“ sagte er, „lebt er doch noch, und ihr habt ihm Unrecht gethan?“ Da gab er sich ihnen zu erkennen, ließ sie reinigen und gut ankleiden und nahm sie mit sich in sein Königreich, und vielleicht leben sie da noch, wenn sie nicht gestorben sind.

(Aus Klein-Jerutten.)

Der Vogel Cäsarius.

Es war einmal ein König, der war blind. Alle Aerzte und Weisen konnten ihm nicht sein Gesicht verschaffen. Da fand sich nach vielen Jahren ein weiser Mann ein, der sprach zum Könige: Es giebt in einem fernen Lande einen Vogel mit Namen „Cäsarius“; wenn du dessen Sang, o König, hören würdest, wärest du sogleich sehend. Dieser König hatte drei Söhne; zwei waren klug, und der dritte war dumm. Da rief der König die klugen Söhne und bat sie, ihm den Vogel „Cäsarius“ zu bringen. Der älteste Sohn rüstete sich nun zu der großen Reise, bestieg ein schönes Roß und versicherte seinen Vater, er solle den Vogel haben.

Aufs Gerathewohl ritt er nun den ganzen Tag, bis er die folgende Nacht in einer vereinsamten Herberge im Walde übernachten mußte. Dort fand er eine Gesellschaft Kartenspieler, die ihn bald nöthigten, mit ihnen zu spielen. Im Spiele verlor er nicht nur all sein Geld, sondern auch sein Roß und seine Kleider und wurde fast nackend in einen Keller geworfen. Als nach Verlauf einer geraumen Zeit nichts von ihm zu hören war, ritt der andere Sohn aus,

um seinen Bruder und den Vogel zu suchen; er traf auf dieselbe Herberge und es erging ihm gerade so wie seinem Bruder. —

Als auch vom zweiten nichts zu hören war, schickte sich der dumme Prinz Ludwig zur Reise an; aber der König wollte ihn nicht ziehen lassen aus Furcht, den Letzten zu verlieren, und weil es unmöglich schien, daß er ausführe, wobei schon zwei Söhne untergegangen waren.

Aber Ludwig bat so lange, bis man ihn ließ. Auf seiner Reise traf auch er jene Gesellschaft Kartenspieler; aber als er von ihnen eingeladen wurde, sagte er: Jetzt habe ich wegen eines wichtigen Geschäftes keine Zeit zum Kartenspiel; in kurzem aber komme ich zurück, und dann werde ich mit euch spielen," und nachdem er sich gestärkt hatte, ritt er aufs Gerathewohl weiter. Die folgende Nacht brachte ihn in einen großen Wald; da traf er aber eine kleine Frau; ein sehr altes Weib ging aus ihrem Haus heraus und rief zu ihm: „Prinz Ludwig! Was suchst du hier? Spring herab von deinem Pferde, iß und trink, was ich habe, und dann lege dich nieder, daß du ausruhst; denn morgen hast du einen weiten Weg. Du brauchst mir nichts zu erzählen, ich weiß alles und werde dir Rath geben!"

Jenes Weib war eine weise Frau. Tags darauf sagte sie: „Setze dich auf mein Pferd und reite dahin, wohin es gehen wird, bis zu meiner andern Schwester, die wird dir das Weitere sagen."

Nachdem er noch gefrühstückt hatte, bestieg er dies Pferd, das so schnell lief wie der Wind. Abends kam er in einen andern Wald und zu der andern weisen Frau, die hundert Meilen von der ersten entfernt war, und bei der er es ebenso wie bei der zweiten hatte. Nachdem er ein Nachtlager, Essen und Trinken und ein anderes Pferd erhalten hatte, eilte er den andern Tag hundert Meilen weit zu der dritten Schwester. Diese nahm ihn ebenso auf und gab ihm am folgenden Tage eine gewisse Lehre: „Prinz Ludwig, reite jetzt auf meinem Pferde; dies wird dich weiter als hundert Meilen zu der Stelle hinbringen, wo du den Vogel Cäsarius finden wirst. Wenn es stehen bleibt, dann steige von ihm herunter, gehe geradezu in den Eingang des Schlosses, das vor deinen Augen stehen wird. In der dritten Stube wird unter andern Vögeln der Cäsarius sein, den du so und so erkennen wirst. Ergreife ihn und gehe so schnell als möglich fort, damit du nicht umkommst, und sobald du nur den Fuß auf das Pferd legst, wirst du entkommen."

Nachdem er wie der Wind an Ort und Stelle gekommen war, erblickte er ein schönes und wunderbar herrliches Königschloß, das verschlossen war.

Als er in das erste Zimmer trat, fand er soviel Schönheiten, daß er vor Staunen erstarrte, und eine Fülle von Singvögeln, die in verschiedenen Tönen sangen; in dem zweiten Zimmer waren noch mehr Schönheiten und Vögel und

in dem dritten am allermeisten. Als er nach der einen Seite sah, erblickte er eine auf goldenem Lager schlafend liegende, sehr schöne aber schwarze Prinzessin.

Ohne sich bezwingen zu können, warf er sich auf sie und verrichtete mit ihr das Werk der Liebe, und nachdem er ein Stück Papier ergriffen hatte, schrieb er darauf, daß Prinz Ludwig von da und da hier nach einem Vogel aus gewesen wäre und dies gethan hätte. Dieses Blatt steckte er hinter einen Balken in eine Spalte. Kaum gerieth er, den Vogel zu ergreifen, da erhoben sich große Hunde und Löwen in dem Schlosse, die ihn verschlingen wollten; aber er gerieth durch Schnelligkeit, seinen Fuß auf das Pferd zu legen, und war wie der Wind bei der weisen Frau. Die sandte ihn fort zurück zu ihrer Schwester und gab ihm ein Stück Brod, indem sie sagte: Nimm das mit dir; so oft du auch von demselben abbrechen wirst, wird es doch unversehrt bleiben; die andere sandte ihn zu der ersten, nachdem sie ihm ein Stück Seife gegeben hatte, mit den Worten: Wenn du auch wie ein Wald verwachsen wärest, wasche dich nur damit, und wie ein Engel wirst du schön und glatt werden. Von der andern ritt er zur ersten; die gab ihm ihr Pferd und die Lehre auf den Weg: Deine Brüder sitzen im Keller der Herberge; du würdest aber am besten thun, wenn du dahin gar nicht hineingehen möchtest; du kannst das ein andermal verrichten. Nachdem er zu der genannten Herberge herangeritten war, hielt er es nicht für gut, vorbei zu reiten; sondern er bezahlte die Schulden seiner Brüder und löste sie aus und ihre Sachen, und sie alle ritten nach Hause. Auf der Reise kamen die beiden Brüder zu dem Beschluß, daß es ihnen unmöglich sei, nach so schlechtem Verlauf ihrer Aussendung unter die Augen des Vaters zu treten und dem Dummen den ganzen Ruhm zu überlassen; sie müßten den Bruder Ludwig tödten und ihn für verschollen angeben und sich selbst als die Helden vorstellen. Da sie aber ohne Mördermuth waren, und indem sie an einem Meere einen Haufen Fischer sahen, gaben sie ihnen Geld und ihren Bruder, damit sie ihn tödteten. Diese schwuren den Brüdern, daß jener niemals nach Hause zurückkehren würde, und so ritten jene mit dem Vogel nach Hause. Auch Ludwig gab den Fischern Geld und bat sie, ihn nicht zu tödten, auch nicht zu ertränken, und legte einen Eid ab, daß, wenn sie ihn auf die einsame Insel, die dort war, aussetzten, er sich von ihr nicht rühren würde nach der Heimath. Und so geschah es; er lebte sieben Jahre lang auf der Insel und lebte wild wie ein Thier, zusammen mit den Meerbewohnern und mit den Seethieren, die er mit dem immer vollständigen Brote nährte und große Zuneigung von diesen erfuhr. In der Heimath war zwar wegen der beiden Söhne große Freude, aber Trauer um den Verlornen und die Blindheit der Augen; denn der Vogel war immer traurig und gab keinen Ton von sich. Um diese Zeit geschahen große Dinge in dem verwünschten Schlosse, denn die Prinzessin hatte nach dem Besuch des Prinzen Ludwig empfangen, und sie, die selbst schön

war, bekam innerhalb eines Jahres einen unaussprechlich schönen Sohn. Doch wußte sie nicht sieben Jahre lang, von wem sie den Sohn hatte.

Als einmal der kleine Sohn, mit Verschiedenem spielend, eine lange Ruthe nahm und mit derselben in allen Winkeln und Spalten stichelte, kratzte er mit einem Male in dem Saale den Zettel des Prinzen Ludwig auf und lief mit demselben zu Mütterchen. Da erst erfuhr die Mutter, wie und wer sich ihr genaht hatte, versammelte ein großes Heer und zog zum Krieg wider das Land, aus dem Prinz Ludwig war. Nachdem sie die Grenzen der Hauptstadt umstellt hatte, sandte sie einen Herold zum Könige mit dem Befehle, der König solle ihr sofort den Sohn herausgeben, der den Vogel Cäsarius aus ihrem Schlosse gebracht hätte; sonst würde sie das Land und das königliche Haus verwüsten. Der Vater rief voll Furcht den ältesten Sohn zu sich und fragte ihn, ob er es wäre. Und als der Sohn antwortete, es verhielte sich so, bat ihn der Vater, er solle so schnell als möglich sich in das feindliche Lager begeben und vor den Augen der mächtigen Königin Gnade suchen.

Der Prinz schmückte sich so schön als möglich, bestieg ein Roß und ritt ab. Hinter der Stadt fand er die Heerstraße zur Königin wie mit Gold ausgeschlagen und wagte es nicht, auf demselben, sondern nur neben demselben, zu reiten. Die Königin erwartet ihn mit ihrem Sohne, der sie fragt, ob der sein Vater wäre, der da heranreite. Nein! mein Sohn, ruft sie; der hat nicht die Courage deines Vaters. Bald ward der Prinz auch abgefertigt und mit ihm wieder der Herold gesandt, er solle den herschicken, der den Vogel gebracht hätte; der jetzt gewesen wäre, sei es nicht. Der König ruft den zweiten Sohn, dem es eben so ergeht, wie dem ersten. Der besorgte Vater befahl seinen Söhnen, den Prinzen Ludwig aufzusuchen und zu befragen.

Als diese nun sahen, daß es bitterer Ernst werde, ritten sie so schnell als möglich zu dem Meere, um die Fischer zu fragen, und erfuhren, daß ihr Bruder lebe auf der Insel.

Sofort fuhren sie in Schiffen mit den Fischern dorthin und fanden ihn. Er wollte nicht gehen, auch wollten ihn nicht die Meerbewohner und die Seefische fahren lassen. Auf langes Bitten seiner Brüder und der Fischer fuhr er mit ihnen; aber er war verwachsen und schwarz wie ein Wald. Nachdem er aber seine Seife angewandt hatte, wurde er schöner als alle. Zu Hause war große Freude über ihn, und auch der Vogel, als er seine Stimme hörte, sang und der Vater wurde sogleich sehend.

Nachdem er sich ausgerüstet hatte, ritt er zur Königin, und als er den goldenen Weg fand, rief er: Das ist ein Weg, gerade wie für mich und trabte gerade auf ihm zu. „Jetzt reitet unser Vater," rief die Mutter zum Sohne. In Kurzem fand die Begrüßung, Erkennung, volles Freudenfest statt; gebeten, besuchte die Königin seinen Vater, und eine Hochzeit wurde ihnen ausgerichtet.

Der Vater wollte aus Dankbarkeit seinem Sohne Ludwig das ganze Königreich geben; aber die Königin rief: „Nicht so; ich habe und er ein ganz anderes, wo mein Mann herrschen wird.“ Und nachdem sie sich ausgerüstet hatten, reisten sie fort zu ihrem Vaterlande, wo sie lange und glücklich lebten und regierten. Und jene beiden Söhne empfingen Verachtung als Belohnung für ihre Bosheit und Falschheit.[1])

(Aus dem Angerburger Kreise.)

Die Froschprinzessin.

Ein Wirth hatte drei Söhne, zwei kluge und einen dummen; die klugen Söhne wurden gut gekleidet und gut behandelt, der dumme, welcher Hans hieß, mußte nur immer das Vieh hüten. Als nun die Söhne erwachsen waren, sagten die beiden klugen zu den Eltern: „Liebe Eltern, ihr müßt uns in die Welt schicken, denn wir lernen hier zu Hause doch nichts und möchten doch gerne etwas rechtes werden.“ Der eine wollte die Müllerei und der andere das Fleischerhandwerk lernen. „Ja ja,“ sagten die Eltern, „das sollt ihr, lieben Söhne,“ und fingen auch gleich mit der Ausrüstung an. Als der Dumme davon hörte, sagte er: „Wie ihr in die Welt geht, so gehe ich auch, ich will auch was lernen.“ Das wurde aber von den Andern gar nicht beachtet, auch wurde zu seiner Ausstattung nichts besorgt. So sammelte er sich denn selbst alle Brodüberreste, die er nicht aufaß, in einen Sack, und als die beiden Brüder ihre Wanderschaft antraten, ging er mit. Im nächsten Walde kamen sie an einen Kreuzweg, die klugen Brüder gingen nach der einen Seite, der Dumme nach der andern. Nun ging er denn im Walde und ging immer weiter, ohne hinauszukommen, sein Vorrath an Brod ging ihm aus, daß er sich Beeren lesen mußte, aber das reichte nicht hin, seinen Hunger zu stillen, und er fing schon an, vor Hunger und Beschwerden zu weinen, da sieht er in der Ferne ein Lichtchen schimmern, nimmt noch die letzte Kraft zusammen und erreicht das Hüttchen, aus dem der Lichtschein kam. Er geht hinein und sagt seinen Gruß, so wie er es von andern Leuten gehört hat. Es war aber Niemand darin als ein Frosch, der ihm denn auf seinen Gruß dankte und ihn fragte, was er haben wollte. „Ach,“ sagt er, „meine Brüder sind in die Welt gegangen, etwas zu lernen und ihr Glück zu machen, sie hofften auch, reiche Bräute zu gewinnen, und versprachen, der Mutter von denselben schöne Geschenke mitzubringen; da bin ich denn auch gegangen und wollte sehen, ob es mir nicht auch so gelingen möchte. „Wenn du willst,“ sagt der Frosch, „so kannst du auch bei mir dienen

[1]) Einige, wiewohl entfernte Verwandtschaft zeigt das Mährchen „Das Wasser des Lebens“ in den Kinder- und Hausmährchen der Brüder Grimm, Bd. 2, S. 62 ff.

du sollst ein gutes Leben und leichte Arbeit haben; ich verlange von dir nichts weiter, als daß du mich nur immer auf einem weißen Atlaskissen herumträgst." Das gefiel dem Dummen und er dachte: „Warum sollt ich nicht bleiben?" So blieb er denn und trug den Frosch immer ganz sanft auf dem Kissen herum und hatte immer gutes Essen und Trinken. Als er nun zwei Jahre dort gewesen war, wurde er still und traurig, und der Frosch fragte ihn: „Dummes Hänschen, was fehlt dir?" „Ja," sagte er, „nun kommen meine Brüder wahrscheinlich aus der Welt zurück und bringen der Mutter von ihren Bräuten schöne Geschenke mit, und ich habe keine Braut, und habe gar nichts, kann auch gar nicht nach Hause." „Dafür kann ja Rath geschafft werden," sagte der Frosch, „gehe nur heute noch ruhig schlafen, morgen wird sich alles finden." Das thut denn Hänschen auch, und am Morgen giebt ihm der Frosch eine Ruthe und sagt: „Geh' nur an den Pferdestall und schlage mit der Ruthe dreimal auf die Thür, da wird dann ein schönes Pferd herausstürzen, auf das du steigen und nach Hause reiten kannst. Aber an deines Vaters Grenze mußt du absteigen und zu Fuß gehen." Auch gab ihm der Frosch ein Packetchen mit, das sollte das Geschenk von seiner Braut sein. Der dumme Hans nahm die Ruthe, klopfte drei Mal auf die Thür des Pferdestalles, und ein sehr schönes Pferd kam heraus und blieb vor ihm stehen. Er bestieg es sogleich, ritt nach Hause, vergaß auch nicht, an der Grenze des Vaters abzusteigen. Da sah er, daß auch seine Brüder gerade ankamen, fein gekleidet und mit stolzem Gang. Die Eltern freuten sich sehr, daß ihre Söhne wieder da waren. Die klugen Söhne sind richtig, der eine Müllergeselle, der andere Fleischergeselle, haben auch schöne reiche Bräute und haben von denselben für die Mutter auch schöne Geschenke mitgebracht. „Nun, liebe Mutter," sagte der Dumme, „nimm auch das Geschenk von meiner Braut." Da lachten ihn die andern aus und sagten: „Du wirst da was Schönes mitgebracht haben! Du hast gewiß auch nichts gelernt, sondern nur irgendwo gehütet, denn du bist ja noch in denselben Kleidern, in denen du von hier fortgingst!" Als aber die Mutter das Packet öffnete, fand sie darin ein sehr schönes Kleid, mit Gold gestickt und mit Diamantenknöpfen besetzt. Anstatt sich nun darüber zu freuen, wird sie und der Vater sehr böse auf ihn, und sie schelten ihn aus: „Das ist nicht möglich, daß du das Kleid auf ehrliche Weise erworben hast; gewiß hast du eine Prinzessin erschlagen und es ihr weggenommen." Nach ein Paar Wochen, als sie sich mit ihren Eltern befreut hatten, sagten die klugen Söhne: „Nun müssen wir wieder zurück zu unsern Meistern; übers Jahr kommen wir wieder und bringen auch unsere Bräute mit. Sie reisten dann ab, und der Dumme ging auch zu seinem Frosch. An der Grenze stand schon das Pferd und erwartete ihn, und er bestieg dasselbe und war sehr bald an Ort und Stelle. Der Frosch fragte ihn, wie es ihm gegangen sei, und er erzählte alles, auch daß die Brüder übers Jahr mit ihren Bräuten nach

Hause kommen wollten, „und ich", sagte er, „mit wem soll ich nach Hause fahren? ich habe ja Niemand als dich, und du bist ein Frosch!" „Na sei nur ruhig", antwortete der Frosch, „das wird sich alles finden." Nach einem Jahre sagte der Frosch: „Nun kannst du auch mit deiner Braut nach Hause fahren." „Ja, wo ist sie?" fragte der Dumme. „Geh' nur wieder mit dieser Ruthe nach dem Pferdestalle und klopfe dreimal auf die Thür, da wird ein Wagen herauskommen, in den steige ein, dann wird auch die Braut zu dir kommen." Er gehorcht dem Befehle, und es kommt eine sehr schöne Kutsche, mit vier Pferden bespannt, vorgefahren. Wie er eingestiegen ist, sieht er auch ein sehr schönes Fräulein neben sich sitzen, und das war seine Braut. Er ist nun sehr vergnügt, und sie sagt ihm, daß sie Niemand anders wäre, als der Frosch. „Du mußt aber," sagte sie, „wenn wir an deines Vaters Grenze kommen, absteigen und zu Fuß nach Hause gehen und so thun, als wenn du von mir nichts weißt, und wenn ihr mich dann ankommen seht, dann komm heraus und schlage mir die Fenster im Wagen ein; und nachher, wenn ich in deiner Eltern Hause bin und mich zum Essen hinsetze, so laß du mich nichts in den Mund bringen, sondern schlage mir immer in den Löffel." Das geschah denn auch alles. Die Brüder waren gerade mit ihren Bräuten angekommen, da sahen sie den schönen Wagen vorfahren. „Wer wird das wohl sein?" fragten sie, „gewiß ein reicher Herr." Da lief der Dumme an den Wagen und schlug mit einem Stocke alle Fensterscheiben ein. Die schöne Prinzessin steigt aus und fragt, ob sie hier wohl bleiben könne. „Wir sind ja aber so arm, Prinzessin, wie können wir Sie anständig aufnehmen?" „Es wird für mich alles gut sein", antwortet sie, „was ihr esset, das wird auch mir schmecken." So wurde denn gleich Mittag besorgt, und Alle setzten sich um den Tisch; und der Dumme wurde nicht herangerufen; der saß auf seinem gewöhnlichen Plätzchen hinter dem Ofen. Aber die Prinzessin litt das nicht, sondern verlangte, daß er auch an den Tisch kommen und mitessen sollte. „Ach", sagte der Vater, das ist ja so ein dummer Tölpel, lassen Sie den doch dort hinter dem Ofen sitzen, er hat Ihnen ohnehin schon Schaden gethan." Aber sie ließ nicht nach, sondern sagte: „Das schadet nichts, komm nur her, dummes Hänschen." Er kam auch und setzte sich neben die Prinzessin, welche ein weißes Atlaskleid anhatte, und so wie sie einen Löffel voll Blaubeerensuppe an den Mund bringen wollte, so stieß er sie an den Arm, daß die Blaubeeren auf Kleid und Tischtuch verschüttet wurden. Die Eltern schalten ihn und entschuldigten ihn bei der Prinzessin, aber es half alles nicht, die Prinzessin konnte nichts essen. Da ging sie denn in das Oberzimmer und nahm den Dummen auch mit. Dort sprach sie nur ein Paar Worte, so waren Diener da, welche den Dummen wuschen und reinigten, und ihm königliche Kleider, mit Orden geschmückt, anzogen; auch stand eine gedeckte Tafel mit schönen Speisen da, und Beide setzten sich daran und aßen. Inzwischen sagte einer von den klugen Söhnen, ich will doch gehen und sehen,

was die da oben machen, und als er herunterkam, erzählte er, was er gesehen hatte, die Prinzessin sitze da mit einem schönen Könige an einer Tafel, der Dumme aber sei nicht da. „Na", sagte der Vater, „dich hielt ich doch für klug, aber du bist ebenso dumm als der Hans. Wie kann das sein? Dann hätten wir doch auch etwas von der Ankunft des Königs und der Zurichtung der Tafel sehen müssen." Indem kommt der König mit der Prinzessin herunter, und sie stellt ihn als den dummen Hans vor und sagte: „Ihr haltet ihn alle für dumm, aber er ist ebenso klug, wie ihr alle, und hat das meiste Glück."

Nun fuhren denn die Söhne mit ihren Bräuten wieder weg, und der dumme Hans auch mit seiner schönen Braut. Als sie in dem Waldhäuschen angelangt sind, und er einen Augenblick sich entfernt hat, da ist die schöne Prinzessin wieder verschwunden, und an ihrer Stelle ist wieder der Frosch da. Wie er um sie weint und klagt, sagt der Frosch: „Dummes Hänschen, denkst du denn so ganz ohne Sorgen zu einer Frau zu kommen? Du mußt noch einige Proben bestehen, dann bekommst du deine schöne Prinzessin auf immer. Ich werde dir jetzt für drei Tage verschwinden, und über dich werden Versuchungen kommen, daß du sprechen sollst, sprich aber kein Wort, sonst kommen wir beide um. In der ersten Nacht wird eine Musik ertönen und schöne Fräuleins werden zu dir kommen und mit dir tanzen und sich unterhalten wollen, aber sprich du kein Wort. Die zweite Nacht werden Grafen und Prinzen kommen und dich zum Könige machen wollen, aber sei klug und achte nicht darauf. In der dritten Nacht werden Henker kommen und dich tödten wollen, sie werden dir auch schon die Füße abhauen, auch eine Hand, und immer sagen, wenn du ein Wort sprichst, so solle alles wieder gut sein, aber halte dich standhaft und sprich kein einziges Wort, sonst sind wir verloren." Den andern Tag war der Frosch richtig verschwunden. Die Nacht darauf kamen die Damen und wollten mit ihm tanzen und sprechen, er aber hielt aus, sagte kein Wort, und als die Uhr zwölf schlug, war alles vorbei und die Gefahr vorüber, und er bemerkte den andern Tag einen hellen Streifen durch das ganze Haus. Die zweite Nacht kamen die Grafen und Prinzen und wollten ihn zum König machen, aber er hielt aus und sprach kein Wort. Den Tag darauf war der helle Streifen schon viel größer. Die dritte Nacht erging es ebenso. Die Henker kamen und wollten ihn köpfen, dafür, daß er die Nacht zuvor sich geweigert hatte, König zu werden, hieben ihm auch schon beide Füße und eine Hand ab, aber er hielt bis Mitternacht aus, wo Alles verschwand. Da schlief er ruhig ein und schlief bis an den Morgen. Wie er erwacht, sieht er Menschen so geschäftig und auf den Zehen hin und herlaufen; er denkt erst, es seien noch die Henker, die ihm jetzt den Kopf abhauen wollen, aber er fühlt, daß er die Hand noch hat, auch einen, auch den andern Fuß, und richtet sich im Bette auf. Da kommt sogleich ein Diener und zieht ihm prächtige Kleider an; der Kaffee dampft schon auf dem Tische;

er sieht zum Fenster hinaus, da sieht er, ist aus dem Walde ein schönes Land mit vielen Städten und Dörfern geworden, und das Hüttchen ist in ein prächtiges Schloß verwandelt. Da kommt denn auch die Prinzessin in ihrer vorigen Gestalt herein und sagt: „Na, Hänschen, nun hast du mich erlöst, und nun bin ich dafür deine Frau, und dir gehört das ganze Königreich.“ Von der Zeit an lebten sie sehr glücklich bis an ihr Ende.

(Aus Klein-Jerutten.)

Herr und Diener.

Es war einmal ein Herr, der war sehr geizig; es war ihm lieber, Jemanden zu betrügen, als ihm etwas zu geben. Kein Dienstbote konnte bei ihm zu Ende dienen, da er ihm entweder zu viel aß und zu wenig verrichtete, oder zu viel schlief und zu viel Lohn verlangte. Deshalb hüteten sich die Leute, bei ihm in Dienst zu treten; wodurch er in große Noth kam. Um diese Zeit aber fand sich bei ihm ein solcher Knecht ein, der sehr die Unreinlichkeit hegte, sich weder putzte, noch wusch, noch kämmte, noch seine Nase wischte. In solchem Aufzuge und dazu noch in einem zerrissenen Rock fand er sich bei jenem Herrn ein und erbot sich, in seinen Dienst zu treten. Dabei fragte ihn der Herr: Wie viel Lohn verlangst du auf ein Jahr? Darauf antwortete ihm der Knecht: Ich will Euch 7 Jahre lang dienen und will dafür nichts weiter, als nur ein Pferd mit seinem Sattel, und daß Ihr mir einen Tag dienet. Als der Herr das hörte, freute er sich sehr darüber, daß er so wohlfeil für eine so lange Zeit einen Diener bekomme, indem er dachte, daß es ihm schon leicht sein würde, diesen einen Tag für dessen sieben Dienstjahre auszuhalten, und daß sein Diener diese Zeit nicht aushalten würde. Aber siehe da! Dieser Knecht erfüllte sein Versprechen; als er zum Dienst zu seinem Herrn gekommen war, diente er ihm aufrichtig, wiewohl es ihm kühl und hungrig wurde; obwohl er aussah, wie ein Wilder oder ein Affe, so arbeitete er doch früh und spät. Und als die sieben Jahre zu Ende gingen, kam er des Abends in die Stube seines Herrn, setzte sich hinter den Tisch und rief zu ihm: Mein Dienst ist heute zu Ende, jetzt bin ich Dein Herr und Du mein Diener, wie Dir bekannt ist. Sogleich sattle mir und Dir ein Pferd und führe es mir vor die Thüre und nimm mit Dir einen Sack.

Wenn auch dem, der bis dahin Herr war, diese Worte wunderlich ins Ohr klangen, dennoch mußte er, sich dabei den Kopf kratzend, dieses ausführen. Jetzt wurde der, der bis dahin Diener war und in seinem zerrissenen Rocke wie ein Unmensch aussah, Herr, und der frühere Herr im prächtigen Kleide und schönem Aussehen Diener. Nachdem sie Nachts sich auf die Pferde gesetzt hatten, rief der jetzige Herr zu seinem Diener scharf: Reite hinter mir! und sagte

nicht: wohin? auch nicht: wozu?, was den Diener mit großer Sorge und Furcht erfüllte. Und nachdem sie in fremden Gegenden über Berg und Thal, Feld und Wald geritten waren, trafen sie in der Finsterniß einen Galgen an, an dem ein Todter hing, der schon sehr stank. Hier hielt der Herr sein Pferd an und rief seinem Diener schroff zu: Krieche sogleich vom Pferde, schneide den Hangenden ab, stecke ihn in den Sack und nimm ihn mit Dir; selbstverständlich ging es ihm übel und schwer an, diesen hoch Hangenden abzuschneiden; aber dennoch mußte es geschehen. Als er darauf mit ihm weiter ritt, kamen sie weit in eine Haide. Endlich erblickten sie in ihr ein Licht in der Nacht, zu dem sie hineilten. Als sie dasselbe erreichten, sahen sie, daß es in einem Hause war. Hier machte der Herr Halt, indem er seinem Diener sagte: Gehe hier in die Stube, und erkundige dich bei den Leuten, ob sie mich nicht auf die Nacht behalten wollten, damit ich mein Abendbrod bereiten kann. Der Diener gehorchte, ging in die Stube hinein und fand dort 24 Mann, hinter einem Tisch sitzend, essen und trinken, und er wußte nicht, daß dies Mörder waren. Als sie diesen Kutscher sahen, sagten sie zu sich: „Wenn ein Herrschaftskutscher einen so schönen Anzug hat, dann muß sein Herr von Silber und Gold starren", und sie erlaubten ihm, bei ihnen zu nächtigen. Aber als nun der Herr in die Stube trat, wurden sie alle starr und steif vor Staunen, da noch keiner von ihnen in seinem Leben eine solche Gestalt gesehen hatte, und sie sahen ihn nicht als einen Menschen an. Er ging erst hin und her von dem Tische zur Schwelle und sprach eine ganze Weile kein Wort.

Darauf ertönte sehr barsch sein erstes Wort zum Kutscher: Bring sogleich den Sack hierher in die Stube und brate mir im Kamin zum Abendbrod, was in demselben ist.

Der arme Unglückssohn fing an seine Nase zu krausen, aber dennoch that er es und schüttete den Todten auf die Diele und ein großer Gestank verbreitete sich im Zimmer.

Nun nahm er all' seine Kraft zusammen und warf ihn in den Kamin ins Feuer und briet ihn. Als es ihm aber übel wurde, fing er an gewaltig zu schreien: Herr, es stinkt, mir wird schlimm, ich falle um! Aber der Herr erwiederte ihm darauf: Ich sage dir: Backe. Die Mörder, die hinter dem Tisch saßen, wurden schwarz, als sie das sahen. Als der Diener zum dritten Male dieselben Worte ausstieß, da schrie ihm der Herr ganz fürchterlich zu: Wirf ihn auf die Erde und schiebe einen von denen hinter dem Tisch hinein. Da meinten die am Tisch, der wäre der Leibhaftige, und entflohen alle durch das Fenster in die Haide. Nun suchte jener Herr in ihrem Hause ihre großen Schätze auf und nahm sie nach Hause. Aus Freude, daß er dadurch ein reicher Mann geworden war, beschenkte er auch seinen Diener und entließ ihn nach der Heimath.

Räthselmährchen.

Eine Prinzessin wollte keinen andern Mann, als einen solchen, der ihr ein Räthsel aufgeben würde, das sie nicht auflösen könnte. Jeder durfte ihr sein Räthsel aufgeben, wenn sie es aber rieth, so hatte er sein Leben verloren. Das hörte auch ein junger Schäfer, und obwohl ihn seine Eltern mahnten, von dem gefährlichen Versuche abzustehen, so vermochten sie doch nicht, ihn zurückzuhalten. Er machte sich auf den Weg, kam zur Prinzessin und gab ihr folgendes Räthsel auf:

Vom Verstande Feuer gewonnen,
Von der Luft sich erwärmt;
Schoß in das, was er gesehen,
Und tödtete das, was er nicht gesehen,
Hat gebraten und aufgegessen,
Nahm hinter sich weg, legte vor sich hin
Und kam zum Könige zu Mittag. [1])

Die Prinzessin befragte die Weisen und schlug in allen ihren Räthselbüchern nach, aber sie konnte das Räthsel nicht lösen, und so wurde der Schäfer zum Schwiegersohn des Königs aufgenommen. Der König und die Prinzessin verlangten nach der Hochzeit die Auflösung zu hören, und er erzählte nun Folgendes: Als ich hierher gehen wollte, nahm ich meine Violine und ein Terzerol mit und ging, doch verirrte ich mich im Walde, und die Nacht brach ein, und ich mußte im Walde übernachten. Es war kalt und naß, ich wollte mir Feuer machen, aber es war nichts Trocknes bei der Hand; da riß ich das Futter aus meiner Mütze und machte Feuer. Es war finster, und ich hatte kein Holz bei der Hand, so zerbrach ich meine Violine und legte sie aufs Feuer. Beim Lichte desselben konnte ich auch Holz sehen und nehmen. Da hörte ich ein Geräusch, eine Rehkuh lief vorbei, ich griff nach meiner Pistole und schoß darnach. Die Rehkuh ist aber fortgelaufen; ich sah und es lag etwas, als ich näher kam, war es ein junges Rehchen, das ich nicht gesehen hatte, weil es hinter der Mutter verborgen war. Dieses Rehchen machte ich mir zurecht, habe es gebraten und aufgegessen. Den andern Tag ging ich weiter und fragte, wie weit es bis zum Könige sei. Es wurde mir gesagt, rund herum eine Meile und geradezu zwei (Do kola mila, a na prost dwie). Da waren aber Brettschneider, und ich kaufte zwei Schwarten. Der gerade Weg führte nämlich über einen Sumpf. Auf einer Schwarte ging ich und die andere legte ich vor mich hin, und so wechselte ich mit den Schwarten. So kam ich glücklich durch und bin nun hier zu rechter Zeit angekommen. (Aus Lindenwalde).

---

[1]) Das Räthsel heißt polnisch so: Z rozumu nabył ognia, z uciechy się ogrzał strzelił w ło to widział i zabił, co nie widział, upiekł i zjadł, z za się brał i przed się kładł, i przyszedł do króla na obiad.

Belohnte Mildthätigkeit.

Es war einmal ein Schuhmacher, und der war sehr unfreundlich und böse und zankte immer mit seiner Frau und schalt auf Alle, die in sein Haus kamen. In derselben Stadt war auch ein König, dessen Frau ebenso böse war; Alle, mit denen sie zusammentraf, den König selbst, seine Dienerschaft und Alle, die nach dem Schlosse kamen, schrie sie an und Keinem gab sie ein gutes Wort. Einst kam auch ein Handwerksbursche, der durch die Welt wanderte, in das Schloß und bat die Königin um eine Gabe. Die Königin aber, statt ihm etwas zu geben, schrie ihn heftig an und schmähte ihn und drohte ihm, wenn er nicht gleich sich packte, würde sie ihn hinauswerfen lassen. Da ging der Handwerksbursche weiter und kam zu dem Schuhmacher, und der Schuhmacher war nicht zu Hause, nur sie. Er bat sie um eine Gabe, und sie erwiederte ihm: „Ja, ich werde dir einen Groschen geben, es ist zwar mein letztes Gröschchen, und ich werde dafür von meinem Manne wahrscheinlich Prügel bekommen, aber das schadet nichts; nimm das letzte Gröschchen." Der Handwerksbursche war aber ein Schwarzkünstler, der durch seine Kunst auch zu bewirken wußte, daß die Menschen verwechselt wurden. Da machte er denn, daß die Frau des Schuhmachers Königin wurde und die Königin Schuhmacherfrau, und das geschah in der Nacht. Als die Königin erwachte, wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her und flucht und wettert über das Lager, denn es war ihr Alles so hart, und das Stroh stach und kratzte sie, daß sie nicht schlafen konnte. Der Schuhmacher hörte das auch, konnte aber nichts davon verstehen, weil sie deutsch sprach; [1]) und schrie sie ärgerlich an, sie sollte das Maul halten und ruhig schlafen. Des Morgens steht der Schuhmacher auf und fährt mit Schimpfreden über sie her, weil sie noch liegen bleibt. „Ei, den Pechdraht machen!" ruft er, „da liegt sie bis acht Uhr und denkt wohl gar, ich werde ihr den Pechdraht machen!" und prügelt sie zum Bette hinaus. Die Schuhmacherfrau, welche indeß im Schlosse genächtigt hatte, war beim Erwachen nicht wenig verwundert; da ist Alles so mäuschenstill, nur die Uhren picken; das Bette ist so weich, daß sie denkt, sie schwebe in der Luft; wie sie die Augen aufschlägt, sieht sie, daß eine Lampe die ganze Nacht gebrannt hat, und Alles war so schön in der Stube! Sie ist aber ganz still, rührt sich nicht einmal und schläft wieder ein. Des Morgens kommt das Stubenmädchen, ganz leise, ohne Schuhe nur auf Strümpfen (denn sie dachte nicht anders, als daß die böse Königin im Bette liege), tritt an das Bette und fragt: „Majestät, welche Kleider soll ich heute bringen?" Die Schuhmacherfrau war in der größten Verlegenheit, was sie sagen solle, weil sie doch nichts von den Kleidern der Königin wußte, und antwortete, um sich keine Blöße

---

[1]) Es darf wohl nicht erst erinnert werden, daß die Scene nach Masuren zu verlegen ist.

zu geben: „Bringe mir dieselben Kleider, die ich gestern an hatte.“ Die Schuhmacherfrau war aber von dem Pechdrahtmachen ganz schwarz im Gesicht. Das Stubenmädchen, welches das bemerkt hatte, sagte daher, als sie die Kleider holen ging, zu den andern Dienstmädchen: „Meine Lieben, unsere Königin haben sie heute Nacht in der Hölle gehabt, denn sie ist noch mit dem Theer beschmutzt; es hat ihr aber geholfen, sie ist viel sanfter geworden.“ Die Königin steht denn nun auf, putzt sich aus und geht verwundert in den Stuben umher. Da kommt auch der König und sagt ihr ängstlich, wie er gewöhnt war: „Guten Morgen“; sie erwiedert den Gruß so freundlich, daß er ganz erstaunt ist und sie aus Freude über ihr verändertes Wesen, was lange nicht geschehen war, küßt. Nachher kam auch die Köchin und fragte, was sie zu Mittag kochen solle? Die Königin besinnt sich und besinnt sich; da ihr aber gar nichts beifällt — Grütze oder Kartoffeln, das konnte sie doch nicht sagen — so sagt sie zuletzt: „Koche dasselbe, was du gestern gekocht hast!“ Alle wundern sich und freuen sich über die Sanftmuth und Güte der Königin. Da kommt sie auch in die Speisekammer und findet dort so viele Speisen, die sie nicht kennt, kostet aber von Allem. Nun werden sie denn auch spazierenfahren und der König läßt die schönsten Pferde vor den schönsten Wagen anspannen. Sie fahren durch die ganze Stadt und kommen auch an dem Hause des Schuhmachers vorbei. Da stürzt die eigentliche Königin aus dem Hause und schreit, sie sollten anhalten, sie sei die Königin, der König solle sie auf den Wagen nehmen. Da läßt der König den Schuhmacher an den Wagen treten und sagt zu ihm: „Wenn du eine verrückte Frau hast, so lasse sie nicht aus der Stube, Menschen anzufallen, oder gieb sie in ein Irrenhaus“, und fuhr nach Hause, und gab vor Freude, daß seine Frau so gut geworden war, einen großen Ball.

(Aus Klein-Jerutten.)

Der gute Hirte.

Es war einmal ein König, der hatte sieben Söhne und eine Tochter. Die Söhne waren aber alle verwünscht und waren Kühe. Sie lebten bei dem Könige, fraßen aber kein Gras und Heu, und waren sehr schwer zu hüten; denn jedem Hirten liefen sie fort und kamen dann erst nach Verlauf einiger Zeit von selbst wieder. Nun hatte der König bekannt gemacht, daß derjenige, welcher ihm die Kühe gut hüten und ihm auch sagen könnte, was sie fräßen, und wovon sie lebten, seine Tochter zur Frau erhalten sollte. Die war aber sehr schön. Da war denn auch ein Mann, welcher drei Söhne hatte, zwei kluge und einen dummen. Der führte zuerst den ältesten Sohn zum Könige und sagte: „Allergnädigster König, mein Sohn versteht das Hüten, er wird die Kühe hüten, daß sie fett werden, und wird auch sagen können, wovon sie leben. Der König nahm

ihn als Hirten an, aber gleich am ersten Tage, als dieser die Kühe aufs Feld trieb, liefen diese ihm weg, und als er ihnen nachlaufen wollte, saß am Kreuzwege eine alte Frau, welche in einer Schüssel Suppe und in einer andern noch ein Gericht hatte. Die rief den Hirten an und sagte: „Komm, iß von diesen Gerichten, die Kühe werden schon wieder kommen." Das gefiel dem Hirten besser als da den Kühen, wer weiß wie weit, nachzulaufen. Er setzte sich zu der Frau, aß und sprach mit ihr. Abends kamen die Kühe richtig von selbst wieder, und die Alte sagte: „Siehst du? ich hatte Recht; jetzt nimm den Rest der Speisen, den du übrig gelassen hast und sage dem Könige, daß die Kühe von denselben leben." Das that der Hirte auch, er nahm den Rest der Speisen mit, trieb die Kühe nach Hause und sagte zum Könige: „Ich weiß, wovon die Kühe leben, hier sind ihre Speisen!" und zeigte die Speisen von der alten Hexe. „Du Taugenichts", erwiederte der König, „das ist nicht wahr, das haben mir alle Hirten, die ich bis dahin gehabt habe, vorgelogen, davon leben sie aber nicht", und jagte ihn weg. Da dieser nun nach Hause kam, seine Sache also nicht gut gemacht hatte, so brachte der Vater den zweiten Sohn zum Könige. Dem ging es aber ganz ebenso, wie dem ersten, er ließ sich von der alten Hexe bethören und wurde fortgejagt. Da sagte der dritte Sohn: „Nun laßt mich gehen!" Der Vater und die Brüder wollten es gar nicht zulassen; sie meinten: „Was wir beide nicht verstanden haben, das solltest du verstehen?" Aber er ging doch. Als er nun die Kühe auf die Weide trieb, liefen sie auch ihm gleich am ersten Tage weg, er aber lief ihnen nach, ließ sich auch von der alten Hexe, die ihn wieder verlocken wollte, nicht zurückhalten, sondern lief immer weiter. Die Kühe aber liefen sehr sehr weit und kamen endlich an einen großen Fluß. „Nun werden sie", dachte er schon „hinüberschwimmen, und ich kann nicht hinüber, und sie werden mir dann natürlich fortkommen;" da besann er sich noch zu rechter Zeit, sprang auf eine der Kühe und ließ sich so über den Fluß mit hinübertragen. An dem andern Ufer stand eine prachtvolle Kirche, um welche rings herum sich der Kirchhof ausbreitete. Als die sieben Kühe auf dem Kirchhofe ankamen, da wurden aus ihnen sieben wunderschöne Prinzen, die alle in die Kirche gingen. Der Hirte ging ihnen nach und sah, wie sie alle communicirten. Dann schlich er auch an den Altar, nahm etwas Brod und Wein und steckte es zu sich. Als die Prinzen das Abendmahl genommen hatten, verließen sie die Kirche und gingen über den Kirchhof heimwärts. In dem Augenblick, als sie den letzten Schritt vom Kirchhofe setzten, verwandelten sie sich wieder in Kühe und liefen nun nach Hause; der Hirte ihnen immer nach. Der König sah ihnen mit Ungeduld entgegen; als sie endlich anlangten, fragte er den Hirten, ob er nun wisse, wovon die Kühe lebten. „Ja, allergnädigster König, hier von dieser Speise leben sie", sagte dieser und erzählte dem Könige alles, was er gesehen hatte. Darüber war der König nun sehr erfreut und sagte: „Nun kannst du auch meine

Tochter, die schöne Prinzessin, heirathen." Die Hochzeit wurde veranstaltet, und als das junge Paar eben im Begriffe stand nach der Kirche abzufahren, und er zu diesem Zwecke von Allen Abschied genommen hatte, ging er zuvor noch in den Stall zu seinen lieben Kühen. Als er in den Stall trat, wurden die Kühe wieder Prinzen, und er hatte sie erlöst, und es war große Freude im Hause, und er lebte mit der schönen Prinzessin als König noch viele Jahre. [1])

(Aus Klein-Jerutten.)

[1]) Von sieben Brüdern, welche erlöst werden, handelt zwar auch das Grimm'sche Mährchen: „Die sieben Raben", Kinder- und Hausmährchen Bd. 1, S. 137, aber weiter haben diese beiden Mährchen auch nichts mit einander gemein.

Druck von A. W. Kafemann in Danzig.